Paul Liman

Der politische Mord im Wandel der Geschichte

Der politische Mord

im Wandel der Geschichte

Eine historisch-psychologische Studie

von

Dr. Paul Liman

Berlin 1912
A. Hofmann & Comp.

Inhalt

Einleitung

Revolution, Revolte und Attentat

In dem endlosen Ringen des Menschengeschlechtes mit den Dämonen des Schicksals, das niemals ohne erbitterten Kampf sich seine Gaben rauben läßt, in dieser ewigen Wanderung über die Höhen und durch die Tiefen der Jahrtausende, über Klippen und Schründe, durch Sumpf und Dornengestrüpp, stößt das Auge auch auf Perioden scheinbaren Rückschritts, auf Zeiten der Vernichtung, in der glorreiches Schaffen versinkt, und auf andere Zeiten, die gleichfalls den ruhigen Fortschritt durchbrechen, Zeiten, in denen die Menschheit in leidenschaftlichem Anlauf vorwärts stürmt, unaufhaltsam, gewalthaberisch, nur dem eigenen Willen gehorsam.

Mit der morgenfrühen Kultur des Orients, deren erstes Werden weit in das Dämmerreich des Mythos und der Legende zurückreicht, versanken, wie später im Reiche der Inkas, heißerkämpfte, kostbare Werte, gewaltige Taten, reiche Entwickelungen, sodaß selbst ihr Gedächtnis erlosch, und nur hier und da huschen noch zitternde Schatten blutleer über das Trümmerfeld. Selbst die unendlich reichere Welt der hellenischen Schönheit versank, wenn auch nicht von dem tragischen Schicksal des Vergessens getroffen, wenn auch ihre Ideen und Gesetze fortwirken durch die Jahrtausende. Aber es brachen ihre Türme und Zinnen, durch die Gauen von Attika stampfte der Fuß der Barbaren, und die Sonne, die einst auf die Welt des Pheidias und des Perikles strahlte, die Sophokles durch die Fluren von Kolonos schreiten sah, blickt heute hernieder auf ein verkümmertes und verarmtes Geschlecht. Die Faust des Römers aber, die sich zuerst gegen dieses Reich der Schönheit,

gegen die Kultur der Hellenen erhob, hat eine zeitlang diese Kultur wohl gerettet, aber der Sieger selbst, der Gigant, der den unbeugsamen Siegerwillen über den Erdkreis trug, zahlte gleichfalls dem Dämon der Vernichtung den Sold. Von den brausenden Fluten der Völkerwanderung wurden Mauern und Dämme zerrissen, Blütenbäume und blühendes Leben zum Schlunde der Vernichtung getragen. Nur eine geistige Kontinuität reicht noch herüber, wie von Sophokles und Plato, so von den großen Schöpfern der römischen Institutionen und den strengen Verkündern der bürgerlichen Pflichten gegen den Staat. Auch über die Reize ritterlicher Kunst und Bildung, über die Kraft und Schönheit der Renaissance brausten die Stürme, brauste die zerstörende Kraft der Glaubenskämpfe, und der echteste Erbe der Antike, der den Arm nach der Weltherrschaft streckte, das deutsche Volk, stand vor der Vernichtung.

Aber auch die furchtbarsten Katastrophen, deren Erinnerung schon den Atem beklemmt, zerstören doch nicht die feinsten und innersten Zusammenhänge alles Lebens: Selbst aus den verklungenen Zeiten orientalischer Herrschermacht, aus den Ruhmestafeln assyrischer Heerführer, von den Höhen der indischen Lüfte und aus den Tiefen ägyptischer Grüfte tönen noch Menschenstimmen herüber, Stimmen der Weisheit oder des Heroismus; im Tode noch ist Hellas lebendig, der römische Geist blieb wie der Ruhm des Kapitols unsterblich. Es gibt versunkene Welten, verklungene Lieder, aber der Sturm treibt den Staub und die Keime über das Feld, die noch lebenskräftig blieben, und neue Stämme wachsen empor. Und diese Keime sinken in das Herz empfänglicher Völker, aus Faustens und Helenas Bund entsprießt Euphorion: „Ich scheine mir verlebt und doch so neu, in dich verwebt, dem Unbekannten treu." Auch aus der grauenhaften Verwüstung, die für immer den Untergang des deutschen Namens zu künden schien, erhob sich der Anfang eines neuen Lebens kindhaft, schwächlich zuerst, mühsam sich der Krücke bedienend, aber doch im unaufhaltsamen Wachstum immer reicher sich gestaltend, immer voller seine Kräfte erschließend, sodaß heute der germanische Geist die Herrschaft über die Welt gewann. Es gleicht aber die Menschheit dem Fischer auf den Watten: Immer wieder zerbricht die Sturmflut das mühsam gezimmerte

Haus, und immer wieder errichtet er geduldig sich aus den Trümmern den neuen Bau, Sieger trotz allem. Denn die Menschen sind nicht die Geäfften des blind hintappenden Schicksals, nicht seine Sklaven, sondern sie sind, wenn nicht tellurische Katastrophen plötzlich heraufziehen, Geschöpfe ihres eigenen Willens, ihrer Taten. Auch dort, wo plötzliche Katastrophen allen Zusammenhang zu zerstören scheinen.

Solche Revolutionen aber entstehen nicht durch den raschen Entschluß eines Einzelnen und nicht durch wilde Taten der Menge, sie werden geboren aus dem Ringen der Ideen, deren Strom die ganze Zeit erfüllt, bis er vielleicht durch die Seele eines Großen zieht, in der er mit den Bedürfnissen und Möglichkeiten des Augenblicks zusammentrifft und so die schöpferische Tat erzeugt. Was im Massengeist formlos ruht und kaum zum dämmernden Bewußtsein erwacht, das gewinnt dann in starken Persönlichkeiten Gestalt und Form und reift in ihnen zur Tat. „Völker, Kulturen, Religion, Dinge, bei denen scheinbar nur das Gesamtleben etwas bedeuten kann, und die nur seine Produkte und Erscheinungsweisen sein sollten, finden plötzlich ihre Neuschöpfung oder ihren gebietenden Ausdruck in großen Individuen. Zeit und Mensch treten in eine große, geheimnisvolle Verrechnung." Die letzte Entscheidung ruht auch hier auf der Persönlichkeit, auch wenn die letzten Folgerungen, die aus den eigenen Taten die Geschichte ziehen wird, kaum einer völlig umfaßte: Weder Petrus der Fischer, noch Martin Luther, weder der Schöpfer der Weltherrschaft Englands, noch Robespierre, der Advokatensohn von Arras. Verzeihende Liebe hat Petrus gepredigt, und durch lange Jahrhunderte wurden wehrlose Völker an den Stufen der Altäre gemordet, blitzte das Schwert im Kampfe zwischen Vater und Sohn. Als der Hammerschlag an der Schloßkirche von Wittenberg erklang, beugte Doktor Martinus noch tief das Knie vor dem römischen Pontifex; Maximilien Robespierre hat es nie geahnt, daß er für Napoleon den Weg bereite, und in der Nacht, als die Engel des Herrn zu ihm herabstiegen, da hat der Haschimite Mohammed ben Abdalla schwerlich von einer Zukunft geträumt, da vor dem donnernden Ansturm seiner Jünger das Reich des letzten Constantin zusammenbrechen werde. Oliver Cromwell hat dieses Unbewußte, das in allen Taten der Großen unter den

Menschen liegt, das Verhüllte, das auch dem eigenen Auge sich verschließt, rückblickend auf seine Erfolge in den Worten gezeichnet: „Diese Dinge waren von keinem Menschen vorhergesehen, kein Mensch war imstande zu sagen, was der Tag erzeugen werde. Es waren Geburten der Vorsehung, Gottes Finger führte uns vorwärts, und so gelangten wir zuletzt auf die helle Höhe des Sieges, und Gottes Sache triumphierte unter diesen Völkerschaften." Und er hat weiter das Mysterium des Unbewußten in seiner Tiefe berührt, als er sagte, daß der am weitesten komme, der nicht wisse, wohin er geht.

Wenn aber der Orkan, der alle Fluren verwüstet, im Verhältnis zur ewigen Dauer der Geschichte nur in langen Intervallen die Welt durchbraust, so gibt es doch auch Stürme, die ein engeres Feld der Zerstörung suchen. Sie schaffen nur Krisen zweiter Ordnung, Revolutionen, die räumlich und in ihrer Wirkung umgrenzt sind. Wer noch mitten in ihnen steht und sie durchlebt, der mag allerdings nur selten das rechte Augenmaß finden, der mag in der Vertreibung eines Herrschergeschlechts, in dem Übergang der Krone von Geschlecht zu Geschlecht, in dem Erkämpfen einer Charte, in dem Versinken des polnischen Staates, in dem Freiheitskampfe der Hellenen oder des schweigsamen Oraniers bereits eine der großen, die Welt umwälzenden Revolutionen erkennen, die alles Leben neu gestalten. Denn die Mittel sind hier wie dort von gleicher Art: Das bestehende Gesetz wird zertrümmert und ein neues Gesetz wird geschaffen; alte Rechte stürzen zu Boden und neue Rechte steigen empor; auch die reinsten Motive vermögen nicht dauernd die Herrschaft der Instinkte zu verhindern, die Gewalttat greift nach den Zügeln, Blutströme ergießen sich über das Land. Und Kräfte drängen empor, die vorher in die Tiefe gebannt waren, die Anarchie öffnet ihren Rachen und übt ihren wunderlichen Zauber. Und erst aus diesem wilden Brausen, aus dem Boden, den die Leidenschaft umgrub und die Kühnheit bepflanzte, wächst dann ein Neues auf eigenem Boden empor.

Wie unendlich zahlreich aber sind die Motive, die zu allen den Krisen der Geschichte führen! Das wirtschaftliche Elend flammt in den Sklavenkriegen empor, es treibt Tiberius und Gajus

Gracchus zum Kampf und in den Tod, es führt dem Marius seine Scharen zu, wie es zweitausend Jahre später im Lande der Inquisition den Anarchismus erweckt, wie es schon in den Aufständen unter Peter und Katharina, wie es vor allem in der blutigen Rebellion des Kosaken Pugatschew den düsteren Hintergrund bildet. Dieses Elend, das aus den hohlen Augen der Hungernden grinst, ist sicherlich nicht immer das treibende Motiv, denn die Seele der Menschheit ist feiner kompliziert, aber laut oder leise meldet es sich doch fast überall zur Mitarbeit, verschärft es die Krisen, vertieft es den Haß. Ohne wirtschaftliche Motive, ohne den Anteil von Not und Gier konnte auch die französische Revolution nicht ihren Umfang und ihre Tiefe gewinnen, konnte sich nicht so schnell das Feld für die Lehren von Nazareth ebnen; wer nicht das Meer ergründet, das sich in dem Elend des römischen Proletariats vor unseren Augen auftut, wer nicht den Blick in diese tiefsten Tiefen wagt, wer das System der sozialen Qual nicht in Rechnung zieht, aus dessen Fesseln die Bedrückten nach dem Erlöser schreien, der kann auch das Wesen dieser ersten und größten Revolution der Welt nicht erfassen. Wirtschaftliche Motive spielen herein, wenn Cola di Rienzi, der Sohn des römischen Schenkwirts, sich „als Konsul der Witwen und Waisen" zum Herrn seiner Vaterstadt macht; als die Hungersnot wütet und den Haß der Verzweifelten gegen den Kapitalismus des Adels in Flammen setzt, da steigt er zum Kapitol hinauf und wird zum „Tribun der Freiheit, des Friedens und der Gerechtigkeit."

Aber das wirtschaftliche Bedürfnis ist nicht immer das stärkste Motiv, ja es lugt nicht einmal immer hinter den Ereignissen hervor. Die materialistische Geschichtsauffassung wird sich auch hier vergebens bemühen, in allem Werden und Geschehen das ökonomische Bedürfnis als den entscheidenden Faktor zu entdecken. In den byzantinischen Zirkuskämpfen wie in dem Zeitalter der Kaiserin Irene und der Bilderstürmer, in dem verzweifelten Ringen der Hugenotten, in den Zeiten, da Carlo Alberto, Mazzini, Garibaldi für die Einigung Italiens kämpfen und leiden, als Isabella aus Spanien verjagt wird, als Alexander Ypsilanti noch einmal das Bild des freiheitsdürstenden Hellenentums der Welt vor das Auge

zaubert, als das Jungtürkentum sich eine Verfassung schuf, in all den Kämpfen, die zwischen Guelfen und Ghibellinen tobten, in den beiden Umwälzungen, die den Sohn des Philipp Egalité auf den Thron geführt und vom Throne gestürzt haben, in den Revolten, die so oft das Schicksal Schwedens entscheidend bestimmten und die ihren furchtbaren Gipfelpunkt in dem Stockholmer Blutbad fanden, sucht man vergebens nach dem Motiv, in dem der Materialismus den Ursprung aller Umwälzungen findet.

Wenn aber das Auge zurückschaut über alle diese Höhen und Tiefen, dann mag es scheinen, als ob Höhen und Tiefen verschwinden, als ob sich vor ihnen nur ein unendlich weites Meer von Blut ausbreite. Und in der Tat ist das Gemälde nicht zart, sind die Figuren, die aus ihm beherrschend hervortreten, nirgends aus weichem Stoffe geformt. Da scheint es ein wunderlicher Widerspruch, wenn die Betrachtung ergibt, daß die einzelne Bluttat, das Attentat, eigentlich niemals den Fortschritt beschwingt hat, welcher Art auch seine Motive waren, ob es in der Gestalt des Königsmordes dem Ehrgeiz und der Herrschsucht als Mittel dienen solle, die Krone zu gewinnen, ob die Idealisten der Freiheit Julius Cäsar vor der Säule des Pompeius ermorden, ob Clément und Ravaillac in religiösem Fanatismus den Dolch erheben, ob Balthasar Gérard die Fliesen des Schlosses von Delft mit dem Blute des großen Oraniers färbte, oder ob die Nihilisten, ob Vera Sassulitsch, Kibaltitsch und Ryssakow, ob Ossinski und Solowjew und all die ungezählten Anderen den Zaren und seine Berater zur Strecke brachten, ob Czolgosz den Präsidenten Mac Kinley erstach. Hat Gaetano Bresci das Rad der Weltgeschichte in stärkere Bewegung gesetzt, als er den Mordstahl gegen König Umberto erhob? Hat die blutige Saat eine wirkliche Ernte getragen, als Luccheni am Genfer See das Stilet gegen Elisabeth von Österreich zückte, als Saute Caserio den Präsidenten Sadi Carnot fällte? Als Canova de Castillo in Santa Agueda dem Messer des Anarchisten zum Opfer fiel? Als Reinsdorf und Lieske, Stellmacher und Kammerer, Passanante und Lega oder vorher Fiesci und Orsini, Kullmann, Hödel und Nobiling zur Mordwaffe griffen? Und blicken wir zurück: Hat der Mord, den Pausanias an Philipp

von Mazedonien verübte, die griechische Freiheit geschützt und das Perserreich gerettet? Durch Mörderhand ist Gracchus gefallen, aber, vom tötlichen Streich getroffen, schleuderte er den Staub gen Himmel, indem er die rächenden Götter zu Zeugen aufrief, und aus diesem Staube entstand Marius, der in Rom die Privilegierten in den Staub trat. Über Cäsars Leiche hinweg schritt Octavian zur Alleinherrschaft; die Faust der Cassius und Brutus, der Tillius Cimber, Trebonius und Casca war machtlos gegen den geschichtlichen Willen. Chärea erschlug den Gaius Caligula; Galba, Domitian und Commodus, Heliogabal und Maximinus und ungezählte Nachfolger in der Herrschaft über Rom sind dem Schwerte der Mörder zum Opfer gefallen, aber das Cäsarentum blieb, es blieben seine Laster, und es blieb auch die Knechtschaft eines Volkes, das längst das Recht auf Freiheit verwirkte. Auch in den Fürstengeschlechtern der Germanen, im Volke der Goten, der Franken, der Longobarden tobte der Mord. Er hat unter den Verwandten Mohammeds gewütet, er hat in Byzanz seine Wohnstätte aufgeschlagen, er hat auch die deutsche Königskrone befleckt. Der Glanz der Renaissance ist hundertfach getrübt worden durch den Mord der Fürsten und Edlen, aber niemals hat der Mord einen neuen Gedanken geschaffen oder auch nur eine Frucht zur Reife gebracht. Wird Portugal uralten Ruhm erneuern, weil man den König und seinen Sohn auf den Straßen seiner Hauptstadt erschlug? Hat Irland die Erfüllung seiner Wünsche erreicht, weil Burke und Lord Cavendish im Phönixpark fielen? Hat die Blutnacht von Belgrad, die den letzten Obrenowitsch und Draga als Opfer eines furchtbaren Gemetzels auf den Boden des Schlafgemachs sinken sah, einen anderen Erfolg getragen, als den Übergang der Königsmacht aus der Hand eines verkommenen Herrscherhauses in die Hand eines anderen? Als Befreier der Menschheit von Willkür und Not träumte sich Ravachol, träumten sich Vaillant und Henry Lebreton, die Propagandisten der anarchistischen Tat — armselige Menschen, die sich für Träger des Menschheitsschicksals hielten! Keiner von ihnen schuf den Fortschritt, sondern über sie und ihr Wollen schritt die Geschichte fort und hat ihrer kaum geachtet!

Auf dem Wege aber, den eine Geschichte der Attentate zurücklegt, werden uns tausendfältige Motive und wunderlich verschiedene Gestalten begegnen, werden wir bald den Ruf nach der Freiheit hören, bald wird der Wille zur Macht zur blutigen Sichel greifen, dann wieder wird der religiöse Schwärmer vermeinen, der ewig waltenden Gottheit durch Blutopfer zu dienen, bald wird der persönliche Haß sich in den Mantel der politischen Absicht hüllen, und dann wiederum werden die wirren Instinkte der Geisteskranken in das Räderwerk der Geschichte greifen. Ein erschütternder Weg, der durch alle Wildheiten und alle Leidenschaften führt, durch die Begeisterung und durch die Ruchlosigkeit, zu hohen Ehren und zum Schaffot. Elend und Not pressen den einen zu Boden, und wenn er sich aufrichtet, schleudert er das tötliche Geschoß; in den Königsgemächern wütet der Brudermord, erhebt sich der Sohn gegen den Vater; ehrgeizige Feldherren greifen nach der Krone ihres Herrn, Päpste werden an den Stufen der Altäre erdolcht. Der politische Haß gräbt Minen unter dem Parlamente von England und füllt sie mit Pulver, er mordet Wilhelm von Oranien, er erhebt den Arm gegen den ersten Kaiser der Hohenzollern und seinen Kanzler, er schlägt Stambulow und Stolypin nieder, wie er in uralten Zeiten der Juden Königin Athalia tötet.

Und wer den Weg wandert, auf dem rechts und links die Mordsaat sprießt, der mag des Wortes Alexander von Humboldts gedenken: „Wenn in der Steppe Tiger und Krokodile mit Pferden und Rindern kämpfen, so sehen wir an ihrem waldigen Ufer, in den Wildnissen von Guyana, ewig den Menschen gegen den Menschen gerüstet. Mit unnatürlicher Gier trinken hier einzelne Völkerstämme das ausgesogene Blut ihrer Feinde; andere würgen scheinbar waffenlos und doch zum Morde vorbereitet, mit vergiftetem Daumennagel. So bereitet der Mensch auf der untersten Stufe tierischer Roheit, so im Scheinglanze seiner höheren Bildung sich stets ein mühevolles Leben. So verfolgt den Wanderer über den weiten Erdkreis, über Meer und Land, wie den Geschichtsforscher durch alle Jahrhunderte das einförmige trostlose Bild des entzweiten Geschlechts."

I.

Um Zepter und Krone

Erstes Kapitel

Der frühe Orient

Man darf den Begriff des Attentats erweitern. Er findet seine Grenze nicht in dem mörderischen Überfall, den der Einzelne gegen den Verhaßten verübt, das Attentat wird auch nicht dort nur vollbracht, wo der Täter mit einer Art von Heroismus sein Leben einsetzt: Es wird im letzten Sinne auch überall dort vollzogen sein, wo sich die Ungesetzlichkeit bewaffnet, um über den Leichnam der Getöteten hinweg die Pforte zu einem neuen gesetzlichen oder gesellschaftlichen Zustand zu eröffnen. In diesem Sinne gefaßt, durchschreitet es gleich einem blutigen Gespenst die ganze weite Bahn der Geschichte, gräbt es seine Spuren in den längst verwehten Staub uralter Vergangenheit, wie es heute noch den Arm gegen das Leben der Mächtigen ausstreckt. Und nicht immer tritt es in den Dienst des politischen Hasses oder der Rachsucht, des Fanatismus oder der revolutionären Stimmung, sondern es wird auch zum Werkzeug des Willens zur Macht, es tritt in den Kampf um Zepter und Krone. Der Wille zur Macht, das Verlangen, über die anderen zu herrschen, sie unter seinen Willen zu beugen, ihnen die Gesetze ihres Lebens zu diktieren, ist so alt, wie das Menschengeschlecht, und wer einmal die süße Gewohnheit des Herrschens gespürt hat, der wird nur selten sich zu der Weichheit König Heinrichs des Sechsten bekehren: „O Gott, mich dünkt, es wär ein glücklich Leben, nichts Höh'res, als ein schlichter Hirt zu sein, das weiße Haar

zum stillen Grabe bringen. Ach welch ein Leben wär's! Wie süß, wie lieblich!" Der wird auch nicht frühzeitig mit Karl dem Fünften zum Kloster wallen, das Uhrwerk zu stellen, das die Mönche zur Hora ruft. Der wird ringen und kämpfen, um sich den Besitz zu bewahren. Und in diesem Kampfe wird die Reinheit der Mittel verschwinden und die Moral vor der Leidenschaft weichen, da werden immer wieder Helden straucheln und Helden sinken, da wird Fiesko sich immer wieder trösten: „Es ist schimpflich, eine Börse zu leeren, es ist frech, eine Million zu veruntreuen, aber es ist namenlos groß, eine Krone zu stehlen." Und er wird rücksichtslos über Recht und Gesetz hinwegschreiten und in die Lüfte jubeln: „Gehorchen! — Herrschen! — Ungeheure schwindlichte Kluft! — Legt alles hinein, was der Mensch Kostbares hat — eure gewonnenen Schlachten, Eroberer — Künstler, eure unsterblichen Werke — eure Wollüste, Epikure — eure Meere und Inseln, ihr Weltumschiffer! Gehorchen und herrschen — Sein und Nichtsein!"

Der Mord, um Zepter und Krone vollbracht, ist fast durch alle Königspaläste der Welt geschritten. Er hat auch nicht Halt gemacht vor den Burgen der Päpste, er stürmte mit dem Dolche durch die Hallen des Vatikans, und er schlich, mit heimlich wirkenden Giften bewaffnet, durch die Marmorpaläste Italiens. Erst spät, erst in unseren Tagen hat die Kultur, hat auch eine stärkere Sicherung der Erbfolgeordnung das bleiche Gespenst vertrieben, wenn auch plötzlich wieder in der Blutnacht von Belgrad, ehe der Enkel des schwarzen Georg dem letzten Obrenowitsch folgte, sich Szenen auf der Bühne der Geschichte abgespielt haben, wie sie kaum die degenerierte Zeit der Nachkommen Cäsars erlebte. Aber auch hier hat die Bluttat kaum einen Segen gebracht. Wo sind denn die großen Herrscher der Geschichte, die, durch Verbrechen zum Throne gelangt, durch segensreiche Taten die Hand vom Blute reinigten und das innere Recht ihres Handelns erwiesen?

Aber wenn man der endlosen Reihe der Herrschergeschlechter nachgeht, dann möchte man erschauern über die Fülle der Verbrechen, die an ihrem Namen haften. Schon Amasis, der König der Ägypter, schritt über den Leichnam des letzten Königs aus dem Stamme der Hyksos hinweg zur Herrschaft. Vom Volke der Juden

erzählt uns die Überlieferung, daß immer wieder Männer erstanden und Taten vollbrachten, wie sie lange Jahrhunderte später Clément an Heinrich dem Dritten vollführte, daß Frauen auftraten, die sich der Ermüdung eines feindlichen Heerführers bedienten, um seine Schläfe grausam zu durchbohren. Der Sieger über die Philister fiel der Heimtücke der Delila zum Opfer, gegen Saul erhebt sich die Verschwörung und macht ihn zur ersten tragischen Gestalt der Weltgeschichte. Und schon vorher berichtet uns die Bibel, wie das Weib Chebers des Keniters den geschlagenen cananäischen König Sisera mit einem Hammer ermordet, und ihren Ruhm verkünden noch die Blätter der Schrift: „Gepriesen sei vor allen Weibern Jael, gepriesen vor allen Weibern im Zelt! Wasser heischte er, Milch gab sie, in der Schaale der Edlen brachte sie. Ihre Hand, die streckte sie nach dem Griffe, ihre Rechte nach dem Hammer der Arbeiter. Hämmerte auf Sisera, zerschlug sein Haupt, zerschellte, durchbohrte seine Schläfe. Zu ihren Füßen krümmte er sich, fiel, reckte sich aus, da fiel er bewältigt.“ Und wie in den Persern des Aeschylos der griechische Dichter das Leid der Überwundenen singt, so erzählt auch das jüdische Epos von dem Schmerze der Mutter des Sisera:

„Hinter dem Fenster schaut heraus und ruft
Die Mutter des Sisera hinter dem Fenster.
Weshalb zaudert sein Wagen heimzukehren?
Weshalb verspäten sich die Tritte seiner Gespanne?
Die Klügsten ihrer Frauen antworten ihr,
Auch sie selbst gibt sich die Antwort:
Werden sie nicht Beute empfangen haben und teilen?
Ein Mägdlein, zwei Mägdlein für jeden Mann?
Beute an bunten Gewändern für Sisera,
Beute an buntgewirkten Gewändern?
Zwei buntgewirkte Tücher für den Hals der Königin?“

Von Abimelech, dem Sohne Gideons, des ersten, der gleich einem Könige über Israel herrschte, wird uns berichtet, wie er alle männlichen Nachkommen seines Vaters durch Mord vertilgt hat. Ihn selbst aber traf ein Weib mit dem Mahlstein der Handmühle und zerschlug ihm den Schädel.

In jenen düsteren, weltfernen Zeiten aber spann sich an anderer weitentlegener Stätte die Sage von Tantalus und des Tantalus Geschlecht, von diesem Hause, in dem der Königsmord wütet, in dem der Vater den Sohn erschlägt, der Bruder den Bruder und die Gattin den Gatten, in dem in ungeheuren Greueln der Kampf um die Macht ausgefochten wird, bis Orestes am Altar ihres Hauses die Mutter erschlägt und, von dem Gotte entsühnt, den Erinnyen entrinnt. Durch all die Jahrhunderte hat die gewaltige Wucht dieses Stoffes die Dichter ergriffen, das Schicksal all dieser Menschen, die in dem Kampf um die Macht in Blutschuld verstrickt und wieder zu Opfern des Bluträchers werden. Bis dann, nach endlosen Freveln, der Chor des Tragikers aufstöhnen mag:

„Der Fluch ist vollendet!
Aufleben, die unter der Erde ruh'n,
Schlürfend des Blutes reichen Strom,
Das Blut ihrer Mörder,
Die einst Erschlagenen!"

Im Volke Jehovas aber tobte der Königsmord weiter. Er hat auch nicht das Haus Davids gemieden, des größten Mannes, den das alte Israel zeugte. Als Empörer zur Krone gelangt, findet er willige Diener, deren Hand die letzten Sprossen des Königs Saul ihm aus dem Wege räumen. Sein Feldhauptmann Joab stößt heimtückisch Abner, den Oheim des Vorgängers nieder, Söhne und Enkel werden ermordet, bis sich dann gegen ihn der eigene Sohn erhebt. Absalom tötet den älteren Bruder und greift nach der Krone, und nicht einmal nur ertönt der Schlachtruf: „Wir haben keinen Teil an David und kein Erbe an Isais Sohne! Jeder in seine Zelte, Israel!" Und wie eine Gewalttat den Weg zum Königstum über ganz Israel gebahnt hatte, so wurde auch durch eine Handlung der Gewalt der Nachfolger vom Throne gestürzt: Der echte Erbe Adonia mußte sterben, damit Salomo seine Sendung erfülle. Und wie mit dem Brudermorde, so ist das Andenken Salomos mit zahllosen Bluttaten befleckt, alle bestimmt, ihm den Besitz der Macht zu erhalten.

So durchzieht die ganze folgende Geschichte Israels bis zum Untergange eine endlose Kette von Revolutionen, fast jede der

Dynastien wird schon im zweiten Gliede gestürzt, fast jeder Sohn eines Usurpators mit seinem ganzen Hause von dem neuen Usurpator ausgerottet. Das Königsbuch des Volkes Israel ist eine Chronik von Greueln. Der Sohn Jerobeams fiel einer Militärrevolte zum Opfer und mit ihm starben alle seine Verwandten. Der Sohn seines Mörders fiel durch die Hand der Verschwörer; man hat ihn getötet, während er trunken im Hause des Palastpräfekten lag. Mit ihm zugleich wird sein ganzes Haus, werden alle Freunde seines Hauses ermordet. Nur das Geschlecht Omris bleibt bis ins vierte Glied im Besitze der Herrschaft. Aber auch dieses Geschlecht fiel dem Mordstahl des Stärkeren zum Opfer.

Hier treten uns zwei Frauen entgegen, die eine, Isebel, die erste, wie Ranke sagt, den finsteren Mächten verbündete Frauengestalt der Weltgeschichte, die andere Athalia, deren schauerliche Kraft und Größe Racine uns schildert. Es ist, als ob der Blutdurst des Baal-Moloch und der Astarte sich auf Athalia wie auf Isebel verpflanzte, der Götter, denen sie Opfer brachten.

Und die Geschichte des sinkenden Volkes Israel blieb eine Geschichte des Königsmordes, sowie auch die Geschichte des niedergehenden Roms, wie die Geschichte von Byzanz widerhallt von den Schwertklängen des Aufstandes, von den Seufzern der Erschlagenen, von Bruder- und Verwandtenmord. König Joas fiel einer Verschwörung zum Opfer, die Blutrache der Verfolgten traf König Amasja mit dem Mordstahl, gegen das Haus des zweiten Jerobeam erhob sich Jehova, und in rasch in sich folgenden Revolutionen erschöpfte sich die Kraft des Staates. „Denn siehe, die Augen Jehovas haften an diesem sündigen Reich, und ich vertilge es vom Antlitz der Erde, nur daß ich nicht gänzlich vernichten will das Haus Jacobs“, also spricht Gott durch seinen Propheten Amos. „Denn siehe ich befehle und schüttle das Haus Israels unter alle Völker, wie geschüttelt wird im Siebe, und fällt kein Kiesel zur Erde.“ Jerobeams Sohn Sacharja wird erschlagen, sein Mörder von dem gleichen Los ereilt. Menahem ist der letzte König, der eines natürlichen Todes starb. Sein Sohn fällt durch Mord, und von dem Mörder, der den Thron bestieg, wird berichtet, daß ihn Hosea erschlug. Und aus dauernder Blutschuld erwuchs das Verderben

des gesamten Volkes: „Meines Volkes Erbacker wird mit der Meßschnur verteilt, ohne daß jemand wehrt. An unsere Feinde wird unser Feld ausgeteilt, ganz wurden wir verwüstet.“

Und so eilte das Volk unaufhaltsam der Katastrophe entgegen. Die Propheten haben vergebens gelehrt und gewarnt. Bald wird Sargon, der König von Assyrien, in der Inschrift, die seine Taten feiert, berichten können: „Mit Hilfe des Gottes Samas, der mir Sieg über meine Feinde gibt, habe ich eingenommen die Stadt Samaria. Ich habe 27280 Einwohner zu Sklaven gemacht und habe sie in das Land Assur abführen lassen; die Menschen, welche meine Hand bezwungen, habe ich inmitten meiner Untertanen wohnen lassen.“ Nebukadnezar wird vor den Mauern Jerusalems erscheinen, die Stadt erobern, den Tempel und den königlichen Palast verbrennen. Und den König Zedekias wird das Schicksal treffen, daß seine Söhne vor seinen Augen geschlachtet werden, daß man ihn blendet und in Ketten nach Babylon führt. Aber der Mord wütet noch weiter, als bereits die Burg von Jerusalem in Trümmern lag.

So fiel in Blutschuld und Verbrechen das Volk Jehovas der Vernichtung anheim. Nur der geistige Besitz der Propheten erstrahlt hinüber in die dunkle Zukunft des Volkes, und am hellsten leuchtet die Hoffnung auf den Messias.

Und auch in den hellen Morgen, der von Jerusalem aus heraufziehen und das Licht durch alle Welt verbreiten sollte, fallen noch blutige Schatten. Denn kaum ein Königreich ist so reich an Greueln, wie das Haus des Herodes. Sein Name, wie der Name der Mariamne und der Salome, rufen noch heute Schauer des Entsetzens in uns wach. In der Zeit, da die Lehre von der unendlichen Barmherzigkeit von Jerusalem aus durch alle Lande ziehen sollte, wurde Antipater beim Festmahl durch vergifteten Wein getötet, sein Bruder Phasael zerschmetterte sich an den Kerkermauern den Schädel, über den Untergang des Hasmonäerhauses bahnte sich Herodes den Weg zur Herrschaft.

Der Mann, der in der Geschichte unter dem Namen des Großen fortlebt. Und doch bemerkt der Geschichtsschreiber des jüdischen Volkes, Bernhard Stade, von ihm, daß zu dieser Be-

nennung ohne Zweifel ein gewisses Recht bestand. Denn wenn auch die Wege, die er einschlug, wenn auch die blutigen Zerwürfnisse in seinem Hause einen furchtbar düsteren Schatten auf ihn warfen, so sei er doch eben ein Kind furchtbar blutiger Zeiten gewesen, so habe er andererseits das in ihm lebendige Ideal zu verwirklichen gesucht, sein Land in die Rechtsordnungen des Römerreiches und in die geistige Bildung der römisch-hellenistischen Welt einzufügen, so habe er durch wohlangelegte Bauten, gute Verwaltung, kluge Politik sich und seinem Volke in Rom eine Geltung und Wichtigkeit geschaffen, wie sie kaum je ein jüdischer König besaß.

Und in der Tat fordert jede Zeit ihren eigenen Maßstab. Sie bildet die Charaktere, sie entwickelt die in der Seele des Einzelnen ruhenden Keime zum Guten oder zum Bösen, sie macht aus Cesare Borgia ein dämonisches Ungeheuer, einen jener furchtlosen Kämpfer und ungewöhnlichen Verbrecher, die vielleicht, in ein anderes Jahrhundert gestellt, als Helden, als große Herrscher, als Führer in Freiheitskämpfen fortleben würden. Macchiavelli sah in Cesare den schicksalbestimmten Einiger seines zerklüfteten Vaterlandes, den Wiederhersteller der alten römischen Macht; die Zeit aber, in die er gestellt war, legte diesem Manne unzerreißbare Fesseln auf, sie zwang ihn, mitten in einer Welt des Verbrechens zum größten Verbrecher zu werden. So hatte Herodes der Große alle Eigenschaften eines glänzenden Staatsmanns. Aber die Parteiung im Innern seines kleinen Reiches, die Aufgabe, die ihm in einen fernen Winkel der Erde gestellt war, während draußen der welthistorische Kampf zwischen Antonius und Octavian ausgefochten wurde, während das Kaisertum der Nachfolger Cäsars beherrschend emporstieg, mußte seiner Politik und seinem ganzen Leben einen ränkevollen Stempel aufdrücken, mußte ihn zur rücksichtslosen Wahrung seiner Kronrechte zwingen. Und so wurde er zugleich ein menschliches Ungeheuer und ein großer Monarch.

Wie aber das Volk der Juden, das allein den reinen Begriff des Monotheismus durch alle Not und alles Elend der Jahrhunderte bewahrte, den Mord durch die Königsgemächer schleichen sah, so auch die anderen Völker des frühen Orients. Selbst aus der

sagenumsponnenen Urzeit der Inder wird uns von einem König berichtet, der neunzig Verwandte seinem Ehrgeiz opfert. Und die Geschichte des Buddha erzählt von seinem Vetter Devadatta, der in wildem Ehrgeiz den jungen Prinzen Ajataçatru durch Zauberkünste bestimmt, seinen Vater zu morden, um dann auch Buddha selbst um's Leben zu bringen.

Es gibt kein Volk des Altertums, dessen Thron nicht vom Blute der Könige befleckt worden ist. In den Tagen des Propheten Elisa wählt der Mord den assyrischen König Benhadad zum Opfer, er befleckt auch das Herrscherhaus der Sargeniden. Gegen Assurbanipal empört sich der Bruder, aber die Götter haben ihn „in ein verzehrendes Feuer gestoßen und seinem Leben ein Ende gemacht." König Kandaules von Lydien und sein Schildknappe Gyges leben in der Tragödie Hebbels fort. Im Schlafzimmer wird der König ermordet. Als Opfer der Verschwörung der Höflinge ist der Perserkönig Xerxes gefallen. Über die Leiche seines Bruders Darius stieg Artaxerxes Longimanus hinweg; sein Erbe, der zweite Xerxes, wurde von seinem Halbbruder Sogdianos umgebracht, er selbst aber wurde von seinem Bruder Ochos grausam getötet.

Artaxerxes Ochos, der sein Erbe war, ließ seine Schwester lebendig begraben, einen seiner Oheime mit seiner ganzen Familie, mit Kindern und Enkeln, an einem Tage in einem Hofe erschießen. Der Kämmerer Bagoas hat dann „diesen grausamsten Menschen, der je gelebt," vergiftet, er hat auch seinen Nachfolger Arses mit seinen Kindern umgebracht und in demselben Jahre, in dem Philipp von Macedonien dem Attentat des Pausanias zum Opfer fiel, bestieg dann Kodomannos, der letzte der Achämeniden, den blutbesudelten Thron. Er ist, selbst unbefleckt von Bruder- und Verwandtenmord, dem Genie Alexanders erlegen.

Es ist eine ungeheure Häufung von Greueln, aus denen sich die Geschichte der orientalischen Königshäuser zusammensetzt. Die Moral, die später der Koran lehrt: „Wenn zwei Khalifen leben, soll der eine ermordet werden; denn ein Mord ist besser als Unordnung," diese Moral, die auch Mohamed der Zweite, der große Eroberer Konstantinopels aufnahm, als er die Order erließ: „Nachdem wir die Meinung vieler Gesetzeskundigen erfragt haben, tun

wir kund und zu wissen: Unseren Erlauchten Nachfolgern soll erlaubt sein, die eigenen Brüder und sonstigen Verwandten zu töten, sobald die Sicherheit des Thrones und des Volkes solche Maßregeln erheischt" — diese Moral wurzelt tief, wie die Geschichte lehrt, in dem Wesen, in der ganzen Anschauungswelt, in der Vergangenheit der orientalischen Völker.

Wenn aber all diese Greuel, von denen die Jahrtausende widerhallen, auf uns Söhne der neuen Zeit kaum eine starke Wirkung mehr üben, so liegt es daran, daß uns über die Taten hinweg fast nirgend ein Bild der Persönlichkeiten, eine Vorstellung ihrer Individualitäten geblieben ist. Nur aus dem Königsbuche Israels und aus den Dichterwerken der Propheten tritt uns wohl hier und da ein lebensvolles Bild entgegen, nur dort gewinnen wir über das Allgemeine, über das nackte Schema hinweg einen Blick in das Menschliche, in das oft Allzumenschliche, das doch auch in diesen wilden Söhnen und Töchtern einer wilden Zeit gelebt hat. Erst das Hellenentum, erst Rom wird uns vertrauter; denn die Kultur, die von ihnen ausging, lebt auch in unseren Zeiten und in unseren Seelen fort, und die Menschen, die ihre Träger waren, sind uns für immer innerlich verwandt geblieben.

Zweites Kapitel

Cäsaren und Romanows

Der Wille zur Macht ist eines der stärksten Motive der Weltgeschichte. Er hat niemals sich mit den Waffen begnügt, die ihm das Arsenal der Rechtsbegriffe bot, er ist immer wieder durch Blut und Frevel gewandert, um sich durchzusetzen, er hat alle zarten Empfindungen der Seele verleugnet, die Treue zerstört, die nächsten Verwandten dem Henker oder dem Stahl des Mörders überliefert. Es gibt kaum ein Königsgeschlecht seit den im Meere des Mythos versunkenen Tagen der Atriden bis in unsere Zeit, in dem nicht Verrat und Treubruch zu furchtbaren Katastrophen führten, in dem nicht wenigstens der Streit um die Krone die Söhne desselben Hauses gegen einander bewaffnete, in dem sich nicht ein Zwist erhob, der den Völkern schweres Leid gebracht und tiefe Wunden geschlagen hat. Einzig und allein in leuchtendem Glanze erhebt sich das Haus der Hohenzollern, sodaß, wer in dem Walten der Geschichte auch die Tendenz der ausgleichenden Gerechtigkeit sucht, den Aufstieg dieses Geschlechtes als einen Lohn der Vorsehung ansehen mag. Selbst das glanzvolle Haus der Ottonen wie vorher das Geschlecht der Karolinger, selbst die Sachsenkönige und die Hohenstaufen, selbst das Haus Habsburg ist durch schwere Konflikte gegangen; in dem Kampfe zwischen der weißen und der roten Rose wurde das englische Volk um dynastischer Interessen willen zerfleischt, in den Königsschlössern der Bourbonen haben Feindschaft und Mord gehaust, die Geschichte der Romanows bildet durch lange Jahre eine Kette von Verbrechen, der Name der Folkunger ist durch endlose Frevel befleckt und auch die Söhne des Hauses Wasa blieben nicht rein von Schuld und Fehle. Überall häufte

sich die Schuld zu Bergen, die Hohenzollern aber schritten, gegen jede Anklage gesichert, durch die Geschichte. Und als wirklich einmal der schroffe Gegensatz der Charaktere Friedrich Wilhelm den Ersten und seinen großen Sohn zu hartem Zusammenstoß führte, da trieb doch der Zwist seine Wellen nicht über das Land, da hat die straffe Disziplin der Tradition und des Willens den Sohn zur Unterordnung gezwungen, sodaß diese Schule jugendlichen Leidens ihn nicht niedergedrückt, sondern nur für die großen Aufgaben der Zukunft gestählt hat. Wo das stürmische Herz vielleicht rebellierte, dort hat man die schwere Pflicht der Entsagung geübt; wo der Ehrgeiz heiß emporlodern wollte, dort hat er sich untergeordnet und sich in den Dienst der Nation gestellt. Und wenn noch heute zuweilen, wie die Sage es will, die weiße Frau durch das Königsschloß huscht, so ist sie keine gespenstische Mahnung an vergangene Schuld und nicht das Produkt eines von blutiger Erinnerung erschreckten Gewissens.

Aber der in den Hohenzollern verkörperte Kaisergedanke ist losgelöst schon von den alten Ideen des heiligen römischen Reiches deutscher Nation: Ein Sturm brauste daher und reinigte die Welt von früherer Schuld. Und auch die Ideen des römischen Cäsarentums sind unter diesem Sturme verweht, der Anspruch auf die Herrschaft über die Welt ist längst preisgegeben worden, ein neuer Geist und eine neue freie Sittlichkeit hat eine andere Krone geschmiedet, als jene war, auf der wohl der ehrwürdige Staub der Jahrhunderte, aber auch so mancher dunkle Flecken von unsühnbarer Blutschuld lag. In dem Antlitz des neuen Kaisertums spiegelt sich kein Zug des alten Cäsarentums wieder; hier hat der kategorische Imperativ der Pflicht das Handeln bestimmt, dort schreitet bereits Octavianus Augustus an der Leiche des großen Juliers vorbei durch endlosen Bürgerkrieg zur Macht.

Und um ihren Besitz erheben sich immer neue Kämpfe, wird der Erdkreis von Blut überströmt, wird die Kraft der siegenden und herrschenden Nation zerrieben und vernichtet, sodaß sie zuletzt kraftlos zusammenbricht und ihr Land der Spielball aller Völkerschaften wird. Der Kampf um die Macht, der zwischen den Imperatoren geführt wird, verdammt das Volk für anderthalb Jahr-

2*

tausende zur Ohnmacht. Und die Geschichte Roms verliert ihren Glanz. In den Freveln der Cäsaren versinkt auch die Kraft der Geschlechter, erschlafft die erobernde Energie der Masse. Nur hier und da tauchen noch einmal blasse Erinnerungen an die alte Römertugend auf, an jene Zeiten, da Männer noch zu sterben wußten. Von dem Tage an, da man zuerst einem Cäsar göttliche Ehre erwies, versank die Zeit in jenem feigen Egoismus, der ängstlich die Kniee beugt und sich sklavisch dem brutalen Willen der Prätorianer fügt, dieser Söldner, die bald nach eigener Willkür die Binde der Cäsaren verkaufen oder verschenken werden.

Nur kurze Zeit hat das Cäsarentum das Siegel der Legitimität getragen. Der Königsmord hat gesorgt, daß die üppigsten Zweige frühzeitig abgeschlagen und die Triebkraft des Stammes vernichtet wurde. Schon im Hause des Augustus zeugte das schamlose Leben seiner Tochter Julia von dem Sinken des Geschlechtes; Tiberius schritt erst zur Herrschaft, als Agrippa in Planasia einem politischen Morde zum Opfer fiel. Und wenn auch die Regierung dieses Gewaltigsten unter den Kaisern des ersten Jahrhunderts eine welthistorische Bedeutung besitzt, wenn er auch erst die Alpen völlig erschloß, Pannonien bezwang, die germanischen Kriege beendete und der Macht seines Hauses eine haltbare Autorität gab, so schleichen doch bereits düstere Schatten durch sein Leben. Er mag immerhin auch dort, wo er zu Härte und Willkür griff, eine Rechtfertigung finden, weil eine Zeit des Überganges, der Umgestaltung, der Revolutionierung aller überkommenen Begriffe es niemandem gestatten wird, sich das Haupt mit dem Heiligenschein nachsichtiger Tugend zu schmücken. Es wird immer widerstrebende Kräfte, Verteidiger des Alten und Gewohnten geben, die gewaltsam niedergerungen werden müssen, konservative Kräfte, die unter der Herrschaft des Neuen das Wesen der Rebellion annehmen, zugleich aber werden auch Bestrebungen hervortreten, die noch ungesicherte Autorität immer weiter zu schwächen, ihr auf dem Wege zur Konsolidierung Steine in den Weg zu räumen. Und wo das Prinzip der Legitimität aufgestellt wird, dort werden aus ihm selbst sich natürliche Konflikte ergeben, sobald das Recht des Erben nicht völlig zweifellos festgestellt ist. Die Bürgerkriege

waren beendet, aber die dynastischen Fehden haben alsbald das ganze gesellschaftliche Leben zersetzt, den republikanischen Stolz zerstört, und während die Wohlfahrt der höheren Klassen wuchs und das soziale Leben in dieser Schicht den Stempel einer überfeinerten Kultur annahm, wuchs zugleich das Unkraut empor, das gar so leicht in dem Dunstkreis des höfischen Lebens gedeiht.

In den Zeiten der Republik trugen die inneren Kämpfe, trug selbst der Mord einen männlichen Charakter; jetzt in dieser Zeit, in der die alten politischen Ideale zertrümmert wurden, in der auch der Polytheismus dem Bedürfnis des menschlichen Geistes und dem ethischen Bedürfnis nicht mehr genügte, in der die Welt, wenn auch die goldenen Bildsäulen der Olympier noch in den Tempeln funkelten, doch längst entgöttlicht war, sinkt alles Heroische zu Boden und auch der Kampf gewinnt einen neuen, unmännlichen, heimtückischen Charakter. Die Frauen, die in früheren Zeiten züchtig in ihren Gemächern weilten, die nur hier und da einmal in der Mutter des Coriolan oder in der Mutter der Gracchen, in Virginia oder in Clölia den Schauplatz des öffentlichen Lebens betraten, drängen sich jetzt alsbald in den Vordergrund, und die Intrigen der Frauengemächer werden bestimmend für die Schicksale Roms. Die Römer hatten den Orient erobert, aber der Orient rächte sich, indem er ihnen seine Laster schenkte.

In diesem Rom der Decadence scheint es bisweilen, als hätten die Männer und die Frauen ihre Rollen vertauscht. „Wer diese Staatsmänninnen auf der Bühne Scipios und Catos agieren sah und daneben den jungen Elegant, wie er mit glattem Kinn, feiner Stimme und trippelndem Gang, mit Kopf- und Busentüchern, Manschettenhemden und Frauensandalen, das lockere Dirnchen kopierte, dem mochte wohl grauen vor dieser unnatürlichen Welt.“ Vergebens hatte Cäsar sich bemüht, die rollende Kugel aufzuhalten, den Rest des alten römischen Geistes zu retten; die Revolution des gesamten Lebens war dennoch unausbleiblich geworden. Sie stürzte nicht plötzlich herein, aber in ihr brach doch alles zusammen, was einst groß und gewaltig, erhaben und anbetungswürdig war. Der stürmische Abend aber, der dem Dunkel der Nacht vorangeht, ist diese Zeit der Cäsaren gewesen, in der

sich alle Laster bis zum Unerträglichen steigerten und von allen Tugenden der Vergangenheit kaum hier und da noch eine Blüte sichtbar blieb.

Es gleicht aber diese Zeit in vielen Zügen dem Jahrhundert des vierzehnten und fünfzehnten Ludwig, nicht wie die Kopie dem Original, aber in vielen Zügen doch von frappanter Ähnlichkeit. Dem üppigen Genuß, der überfeinerten Kultur der herrschenden Klassen steht das ganze dürftige Elend der Massen, der graziösen Bildung der einen die volle Kulturlosigkeit jener anderen gegenüber, deren Leben kein Ziel, keine Erhebung und keine Erlösung kennt. Wenn das Recht des Adels nur dort eine Grundlage gewinnt, wo er gewissenhaft seine Pflichten erfüllt und das zufällige Geschenk der Geburt durch die Vorbildlichkeit seines Wandels von Neuem erwirbt, so hat im Zeitalter des Augustus wie unter der scheinbar so glänzenden Herrschaft des Sonnenkönigs und seines Erben die regierende Kaste sich selbst ihrer Rechte entkleidet. Bald wird hier Messalina ihre wilden Orgien feiern, bald wird dort der Kammerdiener Lebel seinem alternden König die Gräfin Dubarry zuführen; hier weihen die Dichter des kaiserlichen Rom den Maitressen ihrer Herrscher begeisterte Hymnen, dort widmet Lafontaine seine Bücher der Buhlerin des Königs. Vom Orient herüber kam nach Rom die Giftmischerin, der heimlich schleichende, gefahrlos im Dunkel verübte Mord und das Raffinement, das den Verhaßten tötet, ohne daß eine Spur von dem Verbrechen zeugt. Dort hört man von den „Erbschaftspulvern" der Marquise von Brinvilliers und von den Taten der Monvoisin, dort wird auch der Herzog von la Feuillade, der vor seinem Palaste dem Könige eine vergoldete Statue errichtet, zum Marschall Frankreichs erhoben. In seinem Tagebuch spricht Ludwig der Vierzehnte den Grundsatz aus, daß das Leben und das Gut der Untertanen uneingeschränkt dem Könige gehöre, und derselbe Grundsatz war auch bald der Leitgedanke der Cäsaren. Glorreiche Siege, überraschende Eroberungen, die blendende Pracht neuer Riesenbauten, kostbare Feste, der Glorienschein einer blühenden Literatur mögen uns heute noch das Zeitalter des Augustus und seiner Nachfolger wie die Aera der letzten Bourbonen mit Glanz umgeben; aber hinter diesem Glanze steht

doch das Auge das tiefste Elend, erkennt es zugleich, daß das Königtum in derselben Stunde, in der es die letzten Reste der politischen Unabhängigkeit zerstört und sich scheinbar als rocher de bronce stabiliert, sich selbst den Boden abgräbt. Denn die Monarchie wird stets nur dort gesichert sein, wo ihre Träger sich zugleich als Führer und Diener des Volkes, nicht aber als seine unbeschränkten Herren fühlen, und wo sie gleich dem Geringsten ihrer Untertanen über sich als gemeinsamen Herren das Gesetz erkennen.

Tiberius selbst war ein Menschenverächter, er war auch ein Herrscher, der hart und grausam handeln konnte, aber er war kein Verbrecher. In ihm erscheint vielleicht zum letzten Male in düsterem Glanze die Kraft jener Willens- und Herrenmenschen verkörpert, die den Erdkreis einst dem Willen einer Stadt unterjochten. Er war der geborene Herrscher. Aber dieser finstere und strenge Mann, auf den die Üppigkeit der Vornehmen zugleich mit Furcht und mit heimlichem Hasse blickte, vermochte doch die Zügellosigkeit der Sitten selbst aus dem engsten Kreise seiner Umgebung nicht zu verbannen.

Was aber hier noch bedeutend und gewaltig erscheint, das wird in den Nachfolgern unter dem Zeichen der Degeneration uns verzerrt und selbst karikiert und kaum noch erkennbar wiederbegegnen.

Schon in Gajus Caligula schwingt das Selbstbewußtsein des Herrschers sich zum Cäsarenwahnsinn empor. Wenn ohnehin die Unterwürfigkeit, der Sklavensinn die Herrscher vergöttlicht, so hat der Sohn der Agrippina nicht gezögert, sich selbst für einen Gott zu halten und zugleich die höchste Steigerung des künftigen Gedankens von dem Gottesgnadentum aller Könige, von ihrer besonderen Erleuchtung durch eine höhere Macht frühzeitig vorwegzunehmen. Der Träger solcher Anschauungen mußte den Lehrer, den besonnenen Macro, als lästig empfinden und rasch beseitigen, mußte sich im Bewußtsein nicht nur der Majestät, sondern der Divinität über alle Gesetze erheben, und die Vorstellung, Herr über alles Leben und allen Besitz zu sein, mußte ihn zum Mörder der Besitzenden machen. So mußte sich aber auch frühzeitig der Wider-

stand regen, der sich in mehrfach erneuten Attentaten auf sein Leben Luft zu machen suchte. Bis dann dem Cassius Chärea, einem Hauptmann der Prätorianer, der Versuch gelang.

Über den ersten Zeiten des Cäsarentums taucht bereits die Wolke des finsteren Verdachtes empor: In den ersten Büchern des Tacitus wird uns eine ganze Reihe tragischer Episoden erzählt, in denen das Gift seine mörderische Rolle spielt. Und wenn auch in manchem einzelnen Fall dem Verdacht der Beweis fehlen mag, wenn auch sicherlich Augustus nicht einem Attentat der Livia erlag, so deutet doch schon die Möglichkeit des Verdachtes darauf, daß die Künste der Canidia und der Sagana in der vornehmen römischen Welt weite Verbreitung besaßen. Gajus Cäsar, der Sohn des Agrippa und der Julia, ist nach der Meinung des großen Historikers durch Gift getötet worden. Germanicus hielt den Piso für seinen Mörder, Agrippina war überzeugt, daß sie bei einem Gastmahl des Tiberius vergiftet werden sollte, der einzige Sohn des Tiberius, Drusus, wurde von Sejan aus dem Wege geräumt, vielleicht im Einverständnis mit Livilla, der Gattin des Toten. Die jüngere Agrippina, die später der Kaiser Claudius erwählte, hat seinem Vorgänger im Ehebett, Passienus Crispus, den Gifttrank bereitet. Und immer weiter und immer tiefer dringt diese furchtbare Gewohnheit des heimlichen Mordes. Schon Augustus ließ sich durch seinen Arzt Marcianus ein Mittel bereiten, das sich in allen Fällen als Gegengift bewähren sollte, und Andromachus, der Leibarzt des Nero, rühmt sich in einem Gedicht des gleichen Erfolges. Wie auf derselben Stätte anderthalb Jahrtausende später im Hause der Borgia das Festmahl tötete, so auch hier in einer Zeit, in der doch das Gedächtnis des Cato und die Erinnerung an die redliche Bürgertugend der vergangenen Geschlechter noch nicht völlig ausgelöscht sein konnte. Noch Marc Aurel hat täglich ein Gegengift genommen, um dem Verhängnis zu entgehen, das beim Gastmahl wie im Krankenbette, bei Tage und zur Nachtzeit auf ihn lauerte.

Das gekrönte Verbrechen aber konnte nur dauern, wenn die Herrscher willige Helfer hatten und wenn die allgemeine Verderbnis es nicht mehr als unerträgliche Beleidigung empfand, dem Verbrecher

zu gehorchen. In diesem sinkenden Rom, das dennoch eine so hohe und reiche Kultur besaß, daß sie unzählige Keime ausstreuen konnte, die heute noch Frucht tragen, das so mancherlei schuf, was segensreich fortwirken und das Dasein menschenwürdiger gestalten sollte — in diesem sinkenden Rom werden bald die vornehmen Geschlechter sich zu Dienern herabwürdigen, und Freigelassene und Sklaven werden zu Herren emporsteigen. Und diese ehemaligen Sklaven werden oft genug zuletzt die Beherrscher ihrer kaiserlichen Herren werden, so wie es später im Lande der Romanows geschehen sollte, wo Rasumowski, Menschikow, Kutaissow aus den tiefsten Niederungen der Menschheit zu den höchsten Würden emporgestiegen und zu Lenkern des russischen Schicksals geworden sind. Sie gleichen durchaus den Callistus, Pallas und Narcissus, den kühnen und verschlagenen Männern, die sich unter Claudius die Herrschaft teilten, die Ämter und Statthalterschaften vergaben, Todesurteile vollzogen und von Strafe befreiten. Männer, die der Römer noch vor Kurzem verachtete, treten an die Spitze des Weltreichs, sie scharren ungeheure Reichtümer zusammen, sie sehen Senatoren und Präfekten in ihren Vorzimmern. Und so darf der jüngere Plinius klagen: „Die meisten Fürsten waren zugleich Herren der Bürger und Sklaven der Freigelassenen; durch die Ratschläge und Winke dieser Menschen wurden sie gelenkt, durch sie redeten, durch sie hörten sie“.

Wenn auch zuweilen, so heißt es in einer Darstellung der Sittengeschichte Roms, namentlich nach gewaltsamen Umwälzungen, die Dienerschaft des kaiserlichen Hauses umgestaltet wurde, so ging sie doch in der Regel im Ganzen unverändert von einem Hof auf den anderen über, und so konnte es für die meisten nicht schwer sein, eine Erfahrung zu gewinnen, die sie befähigte, ihr Fahrzeug in jedem Wasser zu steuern. Von Graptus, der auf Nero einen unheilvollen Einfluß übte, sagte Tacitus, er habe durch Alter und Erfahrung von den Zeiten des Tiberius an das kaiserliche Haus gründlich kennen gelernt. Der Vater des Claudius Etruscus, der als fast neunzigjähriger Mann unter Domitian gestorben ist, war, fast noch ein Knabe, unter Tiberius an den Hof gekommen und hat zehn Kaisern gedient und in dieser Zeit nur eine kurze Ungnade

erlebt. Von seinen Herren waren sechs eines gewaltsamen Todes gestorben, während so blutiger Regierung war manches alte Geschlecht ausgerottet worden, gewaltsame Erschütterungen hatten den Erdkreis umgestaltet: und der alte Freigelassene ging in ungestörtem Genuß seines Ansehens und seiner ungeheuren Reichtümer einem friedlichen Ende entgegen. Und so sind Hunderte in den Kaiserpalästen aufgewachsen und emporgekommen, die sich in einen Herrn nach dem andern zu fügen wußten und einen nach dem andern überlebten — wer hätte erzählen können, was sie zu erzählen wußten!

Da hätte dieser Freigelassene berichten können, wie die wildesten Leidenschaften das Haus des Claudius durchtobten, dieses Haus, über dessen Würde Valeria Messalina wachte, eine Frau, die den Gattungsnamen für jede weibliche Ausschweifung und für die abscheulichsten sexuellen Laster schuf. Da konnte er von dem zweiten Ehebündnis erzählen, das sie zu Lebzeiten des Kaisers mit ihrem Günstling Silius schloß, und von ihrem Tode durch Henkers Hand. Und wenn er dem schauerlichen Bilde dieser Frau ein Gegenstück entgegenstellen wollte, dann konnte er an Arria erinnern, die Frau des Cäcina Pätus, die sich selbst den Dolch in das Herz stieß, um ihren angeklagten Gatten zu gleicher Tat zu ermutigen, die in der allgemeinen Zerrüttung noch einmal dafür zeugte, daß die Flamme edlerer Gefühle noch nicht völlig erlosch. Und weiter konnte der greise Chronist die jüngere Agrippina uns vor Augen stellen, die den gealterten Oheim verführt und so in sein Ehebett kommt, die ihn später nach des Tacitus Bericht durch Gift ermordet und so ihrem Sohne Claudius Nero die Erbfolge sichert.

Und dann hätte Graptus, der so tief eingeweiht war in all die Intrigen und Geheimnisse der kaiserlichen Gemächer, uns ein erschütterndes Gemälde von diesem Manne und seiner Zeit entworfen, wenn anders sein Griffel hingereicht hätte, die endlose Fülle von Greueln in packender Realistik zu zeichnen. Durch einen Trunk Wasser wurde der Sohn des Claudius und der Messalina, der Stiefbruder des Nero, zur Seite geräumt, während der Mörder selbst beim Festmahl saß und nur die kühle Bemerkung machte, der

Jüngling, dem doch das Grab schon vorher gerüstet war, sei wohl von einem epileptischen Anfall betroffen worden. Mit hinreißendem Pathos hat Tacitus gerade diese Szene geschildert. Ein Freigelassener Neros hat dann auf seinen Befehl den Mord an seiner eigenen Mutter vollzogen: „Es ist der letzte und schrecklichste Greuel, zu welchem der genealogische Zwist in der Familie führte. Um seine Ansprüche zu voller Geltung zu bringen, ermordet der Sohn die Mutter, der er die Herrschaft ausschließlich verdankt; er läßt den Mordstahl in den Leib stoßen, der ihn geboren hat. Nero gab dem Senat Nachricht von dem Ereignis, und dieser wünschte ihm Glück dazu."

An die Seite Neros trat, nachdem Octavia von ihm ermordet worden war, Poppäa Sabina, eine Frau, die an Ruchlosigkeit und sinnlichen Begierden mit Messalina wetteifern konnte. Das Treiben im kaiserlichen Palaste, das Feuer, das Rom zerstörte, die grausamen Strafen, die dieser Katastrophe folgten, von der nur das Capitol verschont blieb, die harten Steuerauflagen, die der Aufbau bedingte, die Plünderung der Tempelschätze, dies alles führte zu dem Ausbruch der Empörung des Piso, zu einem Versuch, durch ein gewaltsames Attentat sich des blutdürstigen, tempelschänderischen Herrschers zu entledigen.

Und es kam allmählich über all die vornehmen Geschlechter Roms eine Stimmung, wie sie unter den Aristokraten des sterbenden Rokoko, unter diesen Märtyrern voll Grazie herrschen mochte, die durch die Art, wie man sich noch in den Kellern des Temple unterhielt und wie man zu sterben ging, einen leuchtenden Sieg über die Jakobiner des Konvents davontrugen. Der Todesmut, so heißt es in der feinen Erzählung von der kleinen Blanchefleure, verwandelt den gewöhnlichen Menschen immer gleich in eine Tragödienfigur; jene feinst konstruierten Leute aller Zeiten aber bleiben beim geliebten Lustspiel. Wenn auch den Römern der neronischen Zeit diese Grazie fehlen mochte, die über das furchtbarste Drama vielleicht noch den Hauch eines Lustspielaktes breitet, so zeigten sie doch jene Würde, die auch unter der Grazie des sterbenden Rokoko sich nicht verbirgt. Über jedem Haupte schwebte drohend das Schwert, und die sich heute bei einem

fröhlichen Gastmahl vereinten, trennten sich voneinander mit der Gewißheit, daß vielleicht morgen schon sie selbst oder den Freund das Schicksal ereilt.

Siegreiche Generale, tapfere Feldsoldaten treten alsbald in die Reihe der Cäsaren. Aber mit ihnen, mit den prätorianischen Königsmachern tritt auch an die Stelle des dynastischen Rechtes das Moment der Gewalt, das zugleich ein Moment der steten Unruhe und Willkür schafft. Militärverschwörungen folgen einander in stetem Wechsel. Galba wird auf dem Capitol in seiner Sänfte übermannt, ihm wird von den Legionären die Kehle durchschnitten, Otho wird gezwungen, nachdem er von Vitellius besiegt worden war, sich selbst zu töten, Vitellius wiederum wird, von seinen Legionen verlassen, von einem seiner eigenen Leute ermordet. Und bald ist auch der Sohn des Vespasian und der Flavia Domitilla, Titus Flavius Domitianus, dem Morde zum Opfer gefallen.

Durch die Länder des Orients aber zogen in dieser Zeit die Apostel, in Athen, der Stadt der Philosophen, stand Paulus vor dem Altar des unbekannten Gottes, in Rom hatte Petrus den Kreuzestod erlitten und über diesem von der Geschichte geweihten heiligen Boden wehte bereits die Ahnung einer künftigen Zeit, in der nicht wieder die kriegerische Kraft und das politische Genie, sondern der Herrschaftsgedanke der Kirche die Welt erobern wird. Daß die christliche Religion, so lautet eine feine Bemerkung von Gregorovius, in derselben Stunde entstand, in der das Cäsarenreich gestiftet wurde, ist eine von den großen geschichtlichen Tatsachen, die man providentiell zu nennen pflegt; das Christentum besiegte das antike Reich und hat sich mit ihm verschmolzen, weil sein weltbürgerliches Prinzip der Weltmonarchie entsprach. Aber während dort draußen im Orient der Mund der gottbegeisterten Fischer und Zöllner die zartesten und tiefsten Lehren verkündete, wurde der Palast der Cäsaren, wurde das Forum die Stätte immer neuer blutiger Taten. Und wenn einmal unter den Nerviern ein Zwischenakt der Ruhe eintrat, so war es, als ob dieses dämonische Rom nur Atem holen wollte, um die Kraft zu neuen Verbrechen zu gewinnen. Bis dann die Barbaren über Schutt und Trümmer

heranstürmen, dem Sieger über den Erdkreis die letzte Kraft und den letzten Stolz rauben, und schließlich zuletzt im Fluß der Zeiten der Nimbus der ewigen Roma auf ein priesterliches Haupt zurückfällt. Das Imperium wird dann zum Papsttum werden, bis nach langen Jahrhunderten das geeinte Volk der Italiener über die alten Mauern Aurelians hereinstürmen und die Fahne neuer Ideale auf den Zinnen des alten Kapitols aufpflanzen wird. Bis dann auch die tragischen Schatten zur Ruhe gelangen, deren lange Reihe von den Anfängen her zu Heinrich dem Vierten und zu Cola di Rienzi, zu Dante und Petrarca reicht, bis diese Kämpfe beendet sind, an denen teilzunehmen seit Theoderichs Tagen das Verhängnis Deutschlands war.

Aber noch ist die Zeit der Cäsaren: Als der Letzte der Flavier hält Domitian das Imperium in ungeschickten Händen. In seinem kranken Gehirn wütet bereits der Cäsarenwahnsinn; wo er sich zeigte, so erzählt Plinius, sei jeder gewichen, eine einsame Öde habe sich in seiner Nähe gebildet, der Ausdruck von Grausamkeit in Blick und Miene habe seinem Antlitz das Gepräge des Schreckens verliehen. Aus seiner nächsten Umgebung, aus der Verzweiflung, die eine unerträgliche Tyrannei erweckte, erstanden die Rächer.

Sein Wesen ist in Commodus von Neuem lebendig geworden. Dieser Sohn des Marc Aurel ist vielleicht der klarste Typus eines Herrschers, der trotz glücklicher Anlagen durch die Feilheit und Jämmerlichkeit der Fürstendiener zum Tyrannen wird und, statt seinen Namen mit glänzenden Taten zu schmücken, wie die Natur es ihm verhieß, in den Büchern der Geschichte als ein Ungeheuer fortlebt.

In einem Becher wurde zuletzt dem Cäsar aus den Händen der Geliebten der Schlaftrunk gereicht und der Betäubte wurde von den Händen eines Dieners erdrosselt.

Und mit einer Art von Naturgewalt folgten sich alsbald die Katastrophen. Publius Helvius, Pertinax wurden von den Prätorianern ermordet. In Antiochien wurde Pescennius Niger auf offener Straße getötet, gegen Septimius wieder erhob sich sein eigener Sohn Caracalla.

So tritt allmählich in die Geschichte der Cäsaren eine furchtbare Eintönigkeit. Wie die Gestalten der Einzelnen uns kaum noch, wenn sie nicht etwa die wüsten Züge Elagabals tragen, eine scharf abgegrenzte Physiognomie verraten, uns kaum noch in ihrer Individualität erkennbar sind, so liegt auch in ihrem Ende fast durchweg eine schreckenerregende Monotonie: Der Dolch oder das Schlachtschwert verrichtet seine Arbeit, wenn die Soldateska unzufrieden wird oder wenn der Cäsarenwahn sich Opfer sucht, die zur eigenen Rettung nach dem Mordwerkzeug greifen. Zuweilen tauchen unter diesen Kaisern tüchtige Männer auf, die ein besseres Schicksal verdienten, bewährte Führer im Kriege, wie Maximinus, erprobte Beamte, wie Cordianus, herrschgewaltige Männer, wie der Araber Philipp; oft schmückt nur durch Monate, selten durch mehr als zehn Jahre die kaiserliche Würde die Erkorenen der Soldaten, selten stirbt einer von ihnen eines natürlichen Todes, und glücklich mochte sich preisen, wer gleich Decius im Kampfe mit den Barbaren fiel. Vor dem Antlitz der Feinde wurde Ämilian von seinen eigenen Leuten erschlagen, Valerian fiel in die Hände der persischen Sassaniden, deren Skulpturen uns berichten, wie er um sein Leben bittend, vor dem orientalischen Herrscher auf den Knien lag. Es sind müde Zeiten, Jahrhunderte, die wohl erfüllt sind vom Kriegslärm, die hier und da auch eine Ausdehnung der Macht des alten Rom über die Grenzen des Augustus bezeugen, in denen aber der Meuchelmord zum eigentlichen Herrn des Schicksals wird, ohne daß doch jemals auf diesem furchtbaren Wege der Gewalt eine Aera der sittlichen Reformation herbeigeführt, Raum für die innere Erhebung, für eine Wiedererweckung der alten Größe geschaffen wird.

Draußen aber pocht der eiserne Finger der Germanen an die Pforte des Reiches: Sie kämpfen nicht mehr wie unter Arminius um den eigenen Herd und das Recht der Heimat, sie müssen es nicht mehr dulden, daß man ihre Frauen und Kinder in die Sklaverei entführt, der Sohn der Thusnelda wird nicht mehr zum Fechter von Ravenna werden. Noch kämpfen sie in Haufen in den Heeren der Römer und schlagen ihre Schlachten als ihre besten Krieger, aber bald werden sie von allen Seiten in das Innere des

Weltreichs dringen und Anteil an dem Erbe fordern, dessen die Enkel des Romulus unwürdig wurden. Schon in den Tagen Valerians ersteigen die Gothen die Mauern von Trapezunt, durchziehen sie Bithynien und Nicomedien. Noch gelingt es, die Flut zu dämmen, aber all diese Jahrhunderte, die bis zum entscheidenden Siege des Germanentums dahinzogen, gleichen doch einem dauernden Todeskampfe, aus dem sich zuweilen der Kranke vielleicht emporreißt, um auf Stunden noch die Brust in Luft und Licht zu baden, aus dem es aber keine Rettung mehr gibt.

Und das Verderben ist verdient und der Untergang wird beschleunigt, auch weil die Regierung des Staates an die Legionen kam, weil kaum jemals eine Autorität sich entwickeln konnte, die im Inneren den Frieden sichern, die eingedrungenen feindseligen Elemente ausstoßen und die alten Grenzen behaupten konnte. Wenn ein Mann wie Aurelian das Imperium für kurze Zeit zu neuem Glanze führt, so wird Rom plötzlich durch die Nachricht erschreckt, daß er auf seinem Zuge gegen die Perser einem Handstreich seiner eigenen Soldaten zum Opfer fiel, weil er ihren Gewalttaten zu steuern suchte; wenn Aurelius Probus noch einmal siegreich die römischen Adler über die Limes trägt und zuerst die Franken am Niederrhein bis in das Land der Sigambrer verfolgt, wenn er in Aethiopien die Blemmyer schlägt und selbst die Perser zum Frieden zwingt, so verlassen ihn doch, wenn ihnen eine seiner Maßregeln nicht gefällt, seine eigenen Truppen und schlagen ihn nieder. Denn sie wissen, daß die öffentliche Autorität allein auf ihrem Willen beruht. Ihr Wille hebt hier, hebt dort einen Feldobersten zur höchsten Würde empor, aber derselbe Wille stößt sie nach Gefallen in den Tod und auch in Vergessenheit. Wer kennt denn noch die Namen all dieser Imperatoren von Tagen und Wochen, deren gleichförmiges Schicksal kaum einen Wechsel zeigt!

Der Größte aber unter den Imperatoren, den die Christen wie einen Apostel verehren und die anatolische, die armenische und russische Kirche zu ihren Heiligen zählt, der noch einmal dem Reiche eine neue Gestalt gegeben und es mit neuen Kräften belebt hat ist der Mörder seines Schwiegervaters Maximian geworden, er

hat seinen Schwager Licinius getötet, er brachte seinen Sohn ums Leben. Und doch war Konstantin der erste, der seine Kriege unter dem Zeichen des Kreuzes führte, er war es, der das römische Reich in einem anderen Sinn als Augustus zum Mittelpunkt der Welt erhob. Und wenn wir die Geschichte der Nachfolger an unsern Augen vorüberziehen lassen, so wird sich stets das alte grauenvolle Bild uns wieder zeigen. Was der ganzen späteren Geschichte von Byzanz das Gepräge gibt, das erblicken wir bereits in jenen ersten Zeiten, in denen sich die Kuppeln der Hagia Sophia leuchtend an der Meerenge erhoben, die unseren Erdteil von Asien trennt. Immer wieder wird durch die Ermordung der nächsten Verwandten wie in dem Hause der Achämeniden, wie in der blutbefleckten Königsgeschichte der alten Judäer der Weg zur Herrschaft erschlossen, schleicht der Schatten des Kain durch die Kaisergemächer von Byzanz. Denn die Krone ist gefährdet, so lange noch einer von dem gleichen Geschlechte atmet, und der Mörder adelt seine Tat, indem er sie im Namen des Reiches und zum Schutze seiner Einheitlichkeit und seiner Sicherung gegen den Bürgerkrieg vollbringt. Das Wort Richards des Dritten: „Ich bin nun zu tief bereits in Blut hineingeraten und Missetaten fordern Missetaten“, gewinnt hier eine seltsame Bedeutung nicht nur für den Einzelnen und sein Haus, sondern für eine ganze Epoche der Geschichte.

Allerdings, wir dürfen die Moral jener Zeiten so wenig nach unseren eigenen sittlichen Auffassungen messen, wie etwa die Zeit der Borgias. Jedes Zeitalter und jede Nation hat gewisse charakteristische Laster, die selbst strenge Sittenrichter nur gelind tadeln. Aufeinander folgende Generationen wechseln oft die Mode ihrer Moral, sie nehmen irgend eine andere Art von Lastern unter ihren Schutz und verdammen die Schlechtigkeit ihrer Vorfahren. Für die Zeitgenossen all dieser Cäsaren, die gewaltsam töten und getötet werden, ist das Schreckliche nicht notwendig abschreckend, zumal wenn es als die Tat eines kühnen Willens erscheint. Tausend Jahre nach dem Zusammenbruch des weströmischen Reiches wird Machiavelli die Moral auf die Begriffe von Gewinn, Ruhm und Großartigkeit herabsetzen, wird es die gemeinsame Anschauung eines ganzen Zeitalters werden, daß die Schande eines Frevels durch

seine Größe gedeckt wird. Die Triebe des frühen wie des späten Mittelalters waren roher und gewaltiger und die Nerven stärker, als die des heutigen Geschlechtes.

* * *

Und nicht die Zeit allein entscheidet, sondern auch die geistige und sittliche Entwicklung, die ganze Art eines Volkes. Auch in aufgeklärte Zeiten kann doch das Mittelalter noch ragen, und während im Westen des Erdteils eine blühende Kultur bereits stolze Wunderwerke schafft, während die Humanisten längst, den Bildungsinhalt der klassischen Zeit erneuernd, mit siegreicher Kraft ein neues System der Bildung schufen, hundert Jahre noch, nachdem Melanchthon und Erasmus verstummt sind, nachdem sich der Hügel über Holbein und Dürer gewölbt hat, lange nachdem der Glanz der Hohenstaufen verblaßt ist und die Herrlichkeit der Hansastädte zur Rüste ging, zur selben Frist, da der Sonnenkönig die feinste Lebenskunst der Höfe schuf und Racine, Corneille und Molière ihre unsterblichen Werke schrieben, da die Zeiten Elisabeths und Shakespeares schon in den Nebeln der Vergangenheit verschwanden, liegt über dem Osten des Weltteils eine tiefe Finsternis, wie sie über dem Ausgang des römischen Reiches und über jenen Jahrhunderten lag, in denen das Schicksal der Cäsaren und ihrer Dynastien auf der Spitze des Dolches stand. Und wie in jenen Zeiten des Vergehens über dem Leben der Masse ein düsterer Schleier ruht, wie wir kaum eine Vorstellung von ihrem inneren Leben, ihren Schmerzen und ihren Freuden haben, so erscheint uns auch das riesenhafte Land, das die Nachfolger Ruriks gewannen, in eine Finsternis getaucht, die kaum durch einen versöhnlichen Lichtschein einmal erhellt und durch keinen zivilisatorischen Fortschritt verdrängt wird. Heilige Legenden und schwermütige Volkslieder klingen wohl herüber, aber noch in Peters des Großen Zeiten, noch unter Elisabeth, unter Katharina gab es keine originale Regung des geistigen Lebens, und was uns der erste wirkliche Dichter Rußlands, Wassili Kapnist zu sagen hat, der schon der Zeitgenosse Napoleons war, das sind nur schmerzliche Klagen

über die undurchdringliche Nacht, die über dem Leben seines Volkes ruht:

„Was ist der Mensch in solchem Lande?
Gezeugt zum Elend und zur Schande,
Geweiht dem Jammer und der Not
Muß er mit blut'gem Schweiße tragen
Das schwerste Joch zu allen Tagen:
Ein Leben, bitt'rer als der Tod."

Es ist ein kaltes unbelebtes Grauen, in das uns Tolstoi's historische Dramen vom Tode Iwans des Schrecklichen, vom Zaren Feodor Iwanowitsch und vom Zaren Boris hineinblicken lassen, ein Grauen, durch das nur gleich fahlen Blitzen die Bluttat zuckt. Aber wir sind dennoch nachsichtiger gegen sie, als gegen die Schrecken in den Palästen der römischen Cäsaren, weil in dieses endlose, ewig kunstvoll abgeschlossene Land noch kein Morgenschimmer der Kultur gedrungen war, während man dort sich an den Lehren Platos längst gebildet hatte und die Lehre von Nazareth siegreich durch die bewohnte Welt gedrungen war. Nur der Geist des Orients scheint die Schranken zugleich mit dem byzantinischen Glauben durchbrochen zu haben, dieser Geist der Gewaltsamkeit und Tücke, der Grausamkeit und Hinterlist, mit der schon die Fürsten von Moskau, ein Iwan Kalita, ein Simeon der Stolze, ein Wassili der Geblendete ihr Ziel verfolgten, mit der Jurij Danilowitsch im Kampfe um das Großfürstentum Susdal seinen Gegner Michael von Twer ermorden ließ, mit der überhaupt dieses ganze gigantische Reich zusammengeschweißt wurde.

Wunderbar genug, daß auch die Arbeit des großen Reformers Peter gleich einer Insel aus einem Meere von Blut hervorragt. Wie bis zur Schwelle seines Werdens eine Reihe von Fürstenmorden und Attentaten den Werdegang des russischen Schicksals begleiteten, so setzt sich die Kette über sein Leben hinaus bis zu dem Ende Pauls, bis zum Ende des Jahrhunderts Friedrichs des Großen fort, um dann ihr Wesen zu verändern und die Träger der Krone von Moskau nicht mehr zu Opfern dynastischer Kämpfe, sondern eines ungezügelten Freiheitsdranges zu machen, der aus der Masse emportaucht.

Es hat in Rußland keine staatsrechtlichen Normen über die Thronfolge gegeben. Schon hierin lag der erste Grund für die endlosen Wirren, die jeden Wechsel der Herrschaft begleiten. Als der Letzte aus Ruriks Stamme, Feodor, starb, da hatte Boris Godunow, sein Schwager, durch die Ermordung von Feodors Bruder Demetrius sich den Weg zum Throne gebahnt. Er wurde von dem Throne gedrängt durch den falschen Demetrius, der seinen Sohn Feodor erdrosseln ließ. Wassili Schuiskij stürmte den Kreml, als er die Hochzeit mit Marina Mniszek feierte und ließ sie am 17. Mai 1696 ermorden.

Ihn hat für seinen blutigen Tod das auch als Torso meisterhafte Drama unseres großen deutschen Dichters entschädigt. In diesem Fragment tritt Demetrius vor uns als ein Mann von edlem Wollen, der an sich glaubt und von Zweifeln und inneren Konflikten erst zerrissen wird, als ihm der Mörder des echten Demetrius begegnet: „Fahr hin, du frohe Zuversicht, zu mir selbst, Freude, Vertrauen und Glaube! In einer Lüge bin ich befangen, zerfallen bin ich mit mir selbst! Ich bin ein Feind der Menschen, ich und die Wahrheit sind geschieden auf ewig! Was? Soll ich das Volk selbst aus seinem Irrtum reißen? Diese großen Völker glauben an mich. Soll ich sie ins Unglück, in die Anarchie stürzen und ihnen den Glauben nehmen? Vorwärts muß ich. Feststehen muß ich, und doch kann ich's nicht mehr durch eigene innere Überzeugung. Mord und Blut muß mich auf meinem Platz erhalten." Es ist die Tragödie aller Prätendenten, der Konflikt, der unweigerlich zum Untergang führt. Mitten in den glanzvollsten Szenen mischt sich das Düstere und Schreckliche in die Freude, Mißtrauen und Unglück umschweben das Ganze. Eine feine Bemerkung Friedrich Schillers in dem Entwurf einer niemals vollendeten Szene lautet: „Demetrius als Zar. Das furchtbare Element trägt ihn nun selbst, aber er beherrscht es nicht; er wird von der Gewalt fremder Leidenschaften geführt und ist jetzt gleichsam nur ein Mittel und eine Nebensache. Sein inneres Bewußtsein erzeugt ein allgemeines Mißtrauen; er hat keinen Freund, keine treue Seele. Selbst was ihm zur Ehre gereicht, erregt Unzufriedenheit". Das Schicksal des ersten Prätendenten hat auch der zweite

falsche Demetrius, der sogenannte Dieb von Tuschinow, geteilt, er wurde in Kaluga ermordet. Den dritten, den Sohn Otrepjews, ließ der Zar Alexei erdrosseln, der vierte, der Diakon Sidor, verfiel dem Beile des Henkers.

Der Sieger aber, Wassili Schuiskij, hat die Früchte seines Erfolges an Michael Romanow abgeben müssen, er erlag einer Revolte der Bojaren und starb im Kloster. Aber obwohl Michael der Begründer einer neuen Dynastie geworden ist, hat doch der Streit um den Thron noch durch zweihundert Jahre die russische Geschichte beherrscht. Widerstreitende Interessen des Adels und ihrer feindlichen Familiengruppen gewinnen Einfluß auf die Entscheidungen, Parteien bilden sich, Verwandte und Diener der verschiedenen Zweige der Dynastie treten alsbald in diesen Kämpfen als Hauptpersonen auf. Auch Peter hat den Weg zu seiner historischen Mission über tausend Hindernisse zurückgelegt.

Er ist der Reformator Rußlands geworden. Aber er hat nicht in zarter Weise der Kultur den Weg zu ebnen gesucht, sondern mit der ganzen Gewaltsamkeit seines Wesens in wenigen Jahren ein Volk, das noch von tiefer Finsternis befangen war, emporreißen und alle in ihm ruhenden Kräfte entwickeln wollen. Ihn kümmerte kein Gesetz des historischen Lebens, er kannte keine Rücksicht auf die besondere Art des Russentums; jedes Widerstreben galt ihm als Widerstand, jedes Festhalten an der Tradition als ein Frevel gegen seine eigene Majestät. Er war ein revolutionärer Reformer: Dieser Widerspruch mußte zugleich heilsam und unheilvoll wirken, mußte dem Lande eine neue und ungewohnte Färbung geben, aber diese Färbung konnte nur an der Oberfläche bleiben, und so mußte das ganze russische Leben wie er selbst ewig im Zeichen der inneren Widersprüche stehen. Der Barbar nahm die Allüren, aber nicht das innerste Wesen des Kulturmenschen an. So kann noch hundert Jahre später Michael Lermontow klagen:

„Zum Guten wie zum Bösen sind wir träge,
Altkluge Kinder mit des Alters Schwächen.
Kaum aus der Wiege, haben wir schon viel
Von unserer Väter Weisheit und Gebrechen,

Ermüdet uns das Leben wie ein Weg,
Der endlos eben fortläuft ohne Ziel —
Ermüdet uns gleich einem fremden Feste,
Dem wir zuschauen, teilnahmslose Gäste.
Wir wollen fremdgereifte Früchte pflücken,
Und ohne Kampf soll uns der Sieg beglücken."

Es war natürlich, daß das gewaltsame Vorgehen Peters auch auf gewaltsame Gegenstöße traf. Tiefeingewurzelte Vorurteile sollten ja überwunden, liebgewordene Gewohnheiten plötzlich aufgehoben werden, und selbst tief hinein in das religiöse Empfinden griff die rücksichtslose Faust des Zaren. Schon der Vorzug, den Peter den Ausländern gab, mußte Entrüstung erwecken, stete Konflikte waren unausbleiblich, Schmähschriften jagten sich, und die Keime zu Revolten wuchsen überall empor. Peters Ziele waren unzweifelhaft groß, er wollte durch die Metamorphose Rußlands dem vernachlässigten Volke eine glanzvolle Zukunft sichern, aber sein Handeln, das an jedem Tage neue Überraschungen bot, forderte ungeheure Opfer und Anstrengungen und mußte allzu leicht und allzu oft als das Ergebnis einer despotischen Laune erscheinen. Die Formen, so sagt sein Geschichtsschreiber, in denen sich die Erneuerungen vollzogen, waren hart, grausam, willkürlich. Wir gewinnen den Eindruck einer von oben herab durchgesetzten Revolution. Rücksichtslosigkeit, eiserne Konsequenz, Bevormundung und Vielregiererei sind die Grundzüge der Tätigkeit des Zaren. Sein Wirken und Schaffen ist eine Diktatur. Plutarch hat den um das Murren der kurzsichtigen Menge unbekümmerten Perikles mit einem Steuermann verglichen, der im Sturme keine Rücksicht auf das Jammern der seekranken Passagiere nimmt. Ähnlich stand Peter unbeirrt am Steuer und achtete nicht auf die lauten Klagen seines Volkes, das den Sinn der Reform nicht verstand, die von Peter eingeschlagene Route nicht kannte und nur das Unbehagen empfand, das jeder Übergangszustand schafft. Insofern Peters Ziel in erster Linie nicht die Staatsmacht ist, sondern das Volkswohl, entsprach der Zar nicht dem Ideal des „Fürsten" Machiavellis, aber wie des Florentiners „Principe" war er von der Notwendigkeit überzeugt, daß das Volk um seines eigenen Interesses willen geknechtet werden

müsse; Peter hielt seine Härte und Strenge für eine „Crudeltà bene usata". Von ihm gilt Goethes Wort, der Handelnde erscheine gewissenlos, nur der Betrachtende habe Gewissen.

So erscheint sein Leben wie ein verzweifeltes Ringen mit den Mächten der Reaktion; so mancher aber, der dem rollenden Rade in die Speichen zu fallen versuchte, ist zermalmt worden. Und es ist vom menschlichen Standpunkt natürlich, daß der heftigste Widerstand sich gerade an scheinbar Kleines knüpfte, an die Kleiderreform, an das Bartscheeren, an die Umgestaltung nebensächlicher kirchlicher Zeremonien. Aus den tiefsten Schichten erhob sich darum zuerst der Widerstand, vor allem gegen die Fremden, welche „die Bärte scheeren und Tabak rauchen." Schon am 23. Februar 1697 machte sich die Stimmung in einem Attentatsversuche auf den Zaren Luft. Peter befand sich auf einem Feste bei seinem Freunde Lefort, als er während des Zechgelages die Nachricht von einer gegen sein Leben gerichteten Verschwörung erhielt. Unverzüglich soll er mit einigen Genossen sich aufgemacht haben, um die Schuldigen zu überraschen und festzunehmen. Die Hauptverschworenen waren der Oberst Zickler und die Edelleute Ssokownin und Puschkin. Zickler war ein Soldat, den vornehmlich wohl gekränkter Ehrgeiz zu seinem Unternehmen trieb. Ssokownin war ein Altgläubiger, der durch den Zaren sich in seinen heiligsten Empfindungen bedroht fühlte, Puschkin war entrüstet, daß seine beiden Söhne auf Befehl des Zaren in das Ausland reisen und dem russischen Wesen entfremdet werden sollten. Sie alle rechneten mit dem Groll der Strelitzen gegen das neue Regiment, und sie gedachten, bei Gelegenheit einer durch Brandstiftung veranlaßten Feuersbrunst den herbeieilenden Zaren zu ermorden. Zugleich plante man wohl, unter den verhaßten Ausländern ein Blutbad anzurichten. Am 4. März wurden die drei Verschwörer und eine Anzahl Strelitzen öffentlich hingerichtet, indem man ihnen zuerst Arme und Beine und dann den Kopf abhackte. Die blutigen Reste wurden auf einem Platze vor dem Kreml auf einer Tribüne ausgelegt, die Köpfe auf Spitzen gesteckt, um wochenlang als Zeugen der strafenden Gerechtigkeit ausgestellt zu bleiben.

Auch hier wie bei den Cäsaren bildet der Mangel einer geordneten Thronfolge und irgendwelcher Bestimmungen für die Regentschaft den stärksten Anlaß zu all den Wirren, in denen so mancher Sprößling des Hauses Romanow zu Grunde gehen sollte. In den vier Jahrzehnten, die Peter dem Großen folgten, erblicken wir einen ununterbrochenen Wechsel von Glanz und Elend, da suchen unter schwachen oder unmündigen Regenten Merowäische Hausmeier die Macht an sich zu reißen, da gewähren Frauen ihren Günstlingen die Herrschaft über sich und das Reich. Mentschikow, Biron, Ostermann, Münnich, das sind Männer, die mit der Gewalt der Großvesiere Rußland beherrschten, aber jeder von ihnen lernte auch Sibirien und das Elend kennen. Und gleich ihnen wurden so viele andere, die eben noch in der unmittelbaren Nähe des Thrones gestanden, als Bettler von der Landstraße oder als Verbrecher vom Zuchthaus verschlungen. Wie entsetzlich ist das Schicksal des zweijährigen Iwan, des Sohnes der Prinzessin Anna von Braunschweig, des Erben der Kaiserin Anna! Dieser in Purpur geborene Knabe mußte sein Leben in der Festung Schlüsselburg verbringen, seine Mutter starb nach langjähriger Haft im äußersten Norden des europäischen Rußlands, sein Vater Anton Ulrich teilte das Schicksal der Mutter fern von ihr. Von den Nachkommen Peters ist nur Elisabeth in Frieden gestorben. Auch sie war zuweilen das Ziel von Mordanschlägen; der Kammerdiener Türtschaninow machte mit einer Anzahl von Offizieren einen Anschlag auf ihr Leben, um den jungen Iwan wieder auf den Thron zu erheben, und dem gleichen Zwecke diente die Botta'sche Verschwörung. Einen gewaltsamen Umsturz ihrer Herrschaft suchte auch der Leutnant Baturin herbeizuführen, der die Kaiserin mit Hilfe einiger Soldaten und Arbeiter aufzuheben und gleich ihren Braunschweiger Verwandten einem ewigen Gefängnis zu überliefern gedachte.

Aber eine weltgeschichtliche Katastrophe brach erst mit der Ermordung Peters des Dritten herein. Hier hatte das Schicksal zwei Charaktere im engsten Bunde mit einander vereinigt, die von Anbeginn nur wie zwei feindliche Pole sich abstoßen mußten; den jämmerlichen Schwächling Peter und die gewaltigste unter

allen Frauen, die jemals den Purpur trugen, Katharina von Anhalt, die Tochter eines bescheidenen Festungs-Gouverneurs Friedrich Wilhelms des Ersten. Die Ehe zwischen diesen beiden Menschen war von den ersten Tagen an zerrüttet. Hier ein Überschuß an Kraft und Lebensfreude, an geistigem Streben und brennendem Ehrgeiz, hier zugleich ein gewaltiger Herrschertrieb und eine starke Initiative, dort ein Dekadent, dessen üble Anlagen durch eine schlechte Erziehung verdorben waren, sodaß er schließlich als die Karikatur eines Fürsten den Thron bestieg. Es war für die beiden kein Raum nebeneinander. Schon in den ersten Tagen schrieb der französische Gesandte an seinen Hof: „Die Kaiserin befindet sich in einer grausamen Lage und wird mit der ausgezeichnetsten Verachtung behandelt. Sie erträgt das Benehmen des Kaisers gegen sie und den Hochmut seiner Geliebten mit großer Ungeduld. Ich kann mir nicht vorstellen, daß die Kaiserin, deren Mut und Heftigkeit ich kenne, nicht früher oder später zum Äußersten greifen sollte. Sie hat Freunde, die, wenn sie es verlangt, alles für sie wagen würden." Sie fühlte es, daß ihr das Schicksal der Gemahlin Peters des Großen drohte, und wenn sie sich dagegen erhob, so vollzog sie im letzten Grunde einen Akt der Notwehr, wie andererseits sie, die Frau, das Naturrecht des Genies und der Kraft für sich gegen einen Schwächling in Anspruch nahm, dessen Schicksal nur ein frühzeitiges Absterben sein konnte.

Peter selbst hat alles getan, um sein Schicksal zu beschleunigen, um Katharina schließlich als die Retterin erscheinen zu lassen. Vergebens hatte ihn Friedrich der Große gemahnt, die Sitten und Gebräuche des Volkes zu schonen; mit verletzender Hast führte er zahllose Neuerungen ein, suchte er seine Holsteinschen Verwandten in die wichtigsten Stellungen zu bringen. Überall regte sich alsbald der Geist des Aufruhrs, und von den Fluten der allgemeinen Entrüstung wäre auch Katharina fortgespült worden, wenn sie ihre Zukunft nicht von dem Schicksal Peters getrennt und die Führung ihres Schiffes in die eigene Hand genommen hätte. Drohte ihr doch sogar die persönlichste Gefahr, denn es ist wahrscheinlich, daß Peter mit dem Gedanken umging, sie zu verstoßen und ihren Sohn

Paul für illegitim zu erklären. So mußte sich erfüllen, was unausbleiblich war.

Am 26. Juni war Katharina in Oranienbaum, am folgenden Tage gab Alexei Rasumowskij auf seinem nahegelegenen Gute Gostiliza ein Fest, an dem das Herrscherpaar teilnahm. Am Abend dieses Tages sahen der Kaiser und die Kaiserin einander zum letzten Mal. Peter kehrte nach Oranienbaum zurück, Katharina fuhr nach Peterhof. Wenige Stunden später brach die Katastrophe herein.

Von entscheidender Bedeutung für die Ereignisse sind die Beziehungen Katharinas zu den Orlows gewesen. Graf Gregor, mit dem die Kaiserin ein intimes Verhältnis unterhielt, faßte die Fäden der Verschwörung in starke Hand. Zahlreiche Offiziere der Garde, die den Kaiser wegen der Geringschätzung haßten, mit der er sie behandelte, wurden leicht für den Plan gewonnen. Zu den wichtigsten Verschworenen gehörte ferner Graf Panin, mit dem auch Rasumowskij und der Fürst Wolkonski einverstanden waren. Katharina selbst hat in einem Briefe an Poniatowski über den Umfang und die Art der Verschwörung folgendes berichtet: „Die Absicht war, den Kaiser in seinem Zimmer festzunehmen und einzusperren, wie man es mit der Prinzessin Anna und ihren Kindern gemacht hatte. Er ging nach Oranienbaum. Unser Anhang bestand aus einer großen Anzahl von Offizieren der Garderegimenter. Der Schlüssel des Geheimnisses befand sich in den Händen der drei Brüder Orlow; die Leidenschaft des Ältesten von ihnen für mich war offenkundig, er ließ sich in erster Linie von mir leiten. Es sind entschlossene Leute, sehr beliebt bei den gemeinen Soldaten, und ich bin ihnen vielen Dank schuldig. Die Garderegimenter waren vorbereitet, es gab zuletzt dreißig bis vierzig Offiziere und gegen zehntausend Gemeine, die in das Geheimnis eingeweiht waren. Während dreier Wochen fand sich kein einziger Verräter unter ihnen."

Am 27. Juni verbreitete sich das Gerücht, Katharina sei verhaftet worden. Ein Soldat erschien bei einem der Mitwisser des Planes, Passek, und versicherte, die Kaiserin sei rettungslos verloren, wenn

man nicht schleunigst Maßregeln ergreife. Diese Gerüchte drangen bis zu einem nicht in das Geheimnis eingeweihten Offizier, der Passek verhaften ließ und über die ganze Angelegenheit nach Oranienbaum an den Kaiser berichtete. Die Garderegimenter gerieten in Aufregung, die Stunde des Handelns war gekommen. Sobald Panin und die Fürstin Daschkow, Katharinas Vertraute, durch die Brüder Orlow von der Verhaftung Passeks erfuhren, ergriffen sie sogleich die entscheidenden Maßregeln; es handelte sich darum, die Kaiserin möglichst schnell aus Peterhof in die Hauptstadt zu befördern und hier zur Selbstherrscherin ausrufen zu lassen. Noch in der Nacht fuhr Alexei Orlow nach Peterhof und ließ die Kaiserin wecken. Rasch entschlossen eilte Katharina in Begleitung einiger Offiziere in die Hauptstadt, wo sie am frühen Morgen eintraf, sogleich zu den Kasernen der Garderegimenter fuhr und sich von den Soldaten huldigen ließ. Gegen neun Uhr erschien sie bereits in der Kathedrale zur Heiligen Mutter Gottes von Kasan, wohin auch der Großfürst Paul gebracht wurde. Hier erfolgte die feierliche Proklamierung Katharinas zur Kaiserin und ihres Sohnes zum Thronfolger. Der Sturz Peters war schon in diesem Augenblick eine vollzogene Tatsache.

Zu einem eigentlichen Kampfe um die Krone ist es dann nicht mehr gekommen. In der Nacht auf den 30. Juni brach Katharina an der Spitze eines kleinen Heeres auf, um zunächst Peterhof zu erreichen. Sie erschien zu Pferde in Männerkleidung, in der Uniform des Preobraschenskischen Regiments. Eichenlaub schmückte ihren Hut, ihr Anblick wirkte bezaubernd. Neben ihr ritt die junge Fürstin Daschkow, ebenfalls in Männerkleidung. „Es war ein eigentümlich fesselndes Schauspiel, ein Jugendstreich, der an die abenteuerlichen Liebhabereien der Großfürstin in früheren Jahren erinnern mochte, und eine zugleich von langer Hand umsichtig und besonnen vorbereitete politische Aktion; ein Stück Romantik und zugleich der Sieg einer überlegenen politischen Kapazität über einen Gegner, dessen Stellung alles, dessen Persönlichkeit nichts bedeutete; eine Art Maskenscherz und zugleich eine Diktatur zum Heil des Gemeinwesens, das

zu beherrschen Katharina sich seit fast zwei Jahrzehnten gerüstet hatte!

Ein Bauer brachte nach Peterhof die erste Nachricht, die bald durch den kurzen Brief eines Vertrauten Bestätigung erhielt. Mannigfache Pläne tauchten auf, bis man sich entschloß, nach Kronstadt zu eilen und sich der Festung und der Flotte zu versichern. Aber auch hier hatten die Truppen bereits der neuen Regierung gehuldigt. Als das Fahrzeug Peters zu landen versuchte, ruft man ihm auf die Ankündigung, daß der Kaiser kommt, höhnisch zu, es gebe keinen Kaiser. Man drohte auf das Fahrzeug eine Salve zu geben. So wird Peter gezwungen, nach Oranienbaum zurückzukehren. Er war völlig verzweifelt, zu allen Zugeständnissen bereit. Aber er hoffte noch, mit Katharina die Regierungsgewalt teilen zu können. Erst als sie immer näher heranrückte, erklärte er sich zur Abdankung bereit. Er wurde mit seiner Geliebten Elisabeth Woronzow nach Peterhof gebracht. Graf Panin hat ihn dort besucht und später berichtet, es sei ein überaus schmerzlicher und peinlicher Eindruck gewesen, den ehemaligen Kaiser in Tränen aufgelöst zu erblicken: Peter suchte die Hand Panins zu ergreifen, um sie zu küssen, Elisabeth Woronzow umfaßte seine Kniee und flehte, man solle sie nicht von dem Geliebten trennen. Er selbst schien keinen anderen Wunsch zu haben, als mit ihr zusammen zu bleiben. Dieser Wunsch wurde nicht gewährt. Peter wurde vielmehr in das Landhaus zu Ropscha gebracht, um später in Schlüsselburg interniert zu werden.

Von Peters Haltung berichtet ein Zeitgenosse, es sei wohl in der Weltgeschichte kein Beispiel zu finden, „daß ein Prinz, wenn es um Krone und Zepter zu tun ist, so wenig Mut und Herzhaftigkeit wie er, der Zar, der doch so hoch zu sprechen pflegte, bezeiget hätte;" es sei nicht zu beschreiben, wie „weich und zaghaft" Peter sich bei seiner Thronentsetzung benahm.

Der Sohn Anton Ulrichs hat das Landgut von Ropscha nicht mehr verlassen. Daß Katharina selbst die Ermordung befahl, ist nicht wahrscheinlich; aber sie befand sich in der Lage, in der sich heute Peter von Serbien befindet. Sie genoß die Früchte dieses

furchtbaren Attentats, und sie sah sich gezwungen, die Männer, die es verübten, in ihre Nähe zu ziehen.

Die Einzelheiten der schauerlichen Nacht sind niemals zuverlässig berichtet worden; nur das ist sicher, daß der Gründer der Holstein-Gottorpschen Linie mit einer Offiziersschärpe erdrosselt worden ist.

In einem Manifest vom 7. Juli machte Katharina bekannt, daß der ehemalige Czar Peter III. an einer schweren und plötzlichen Erkrankung, an einem Übel gestorben sei, das ihn auch früher schon heimgesucht habe. Der Beschauer aber mochte sich der Umstände erinnern, unter denen König Eduard der Zweite von England auf den Antrieb seiner französischen Gemahlin Isabella auf dem Schlosse Berkeley gefangen gesetzt und auf gewaltsame Weise umgebracht wurde.

Katharina hat den Absolutismus des Zarentums auf die steilste Höhe erhoben. Die Schatten aber, die ihr Leben durchstreiften, haben sich tief und schwer auf ihren unglücklichen Sohn, den Kaiser Paul gesenkt, dessen Schicksal sich ebenso furchtbar erfüllte, wie das seines Vaters Peter III.

Auch ihn hat die Katastrophe nicht unverdient getroffen. Denn die 52 Monate, die er über Rußland geherrscht hat, waren, so vortrefflich zuweilen auch seine Absichten sein mochten, doch eine Zeit der Willkür und der unerträglichsten Tyrannei. Eine sprunghafte Erziehung, der Groll, der gegen seine Mutter frühzeitig in sein jugendliches Herz gepflanzt wurde, der üble Einfluß der Orlows, die einmal einen Anschlag auf sein Leben versuchten, die unwürdige Behandlung durch Potjemkin, alles dies vereinte sich mit dem ihm angeborenen übertriebenen Selbstgefühl, um ein Bild des jungen Kaisersohnes zu schaffen, das in einzelnen Zügen vielleicht Mitleid erweckt, in seiner Gesamtheit aber auch heute noch abstoßend wirken muß. „Jähzorn, zügellose Entfesselung der Leidenschaft, Freigiebigkeit und grenzenlose Rachsucht, Argwohn auf Schritt und Tritt, Feigheit bei der geringsten Gefahr, Ungeduld, kurz, Verbitterung und Leidenschaftlichkeit bilden die Grundzüge seines Charakters. Sein tiefeingewurzelter Haß gegen alles, was Katharina geschaffen hatte, ließ die

Ausbrüche seiner Leidenschaft in ihrer Wirkung noch gefährlicher und verhängnisvoller erscheinen. Den heißersehnten Thron bestieg er in erbittertem Groll, und sofort begann er eine Verwirrung alles Bestehenden herbeizuführen. Wer in Gedankenlosigkeit den Hut nicht zog, wer nicht rechtzeitig aus dem Wagen gestiegen war, wer den Weg des Kaisers kreuzte, wurde zur Polizei geschleppt; die Pferde übergab man der Artillerie, die Leute bestrafte man mit Stockhieben. Die Vornehmen zitterten, alles geriet in Aufregung, wenn jemand von den Angehörigen länger ausblieb. Zu einer Zeit, wo man annehmen konnte, den Kaiser zu treffen, ließen die Greise und Greisinnen ihre Kinder nicht auf die Straße, noch verließen sie selbst das Haus. Verbannung, Einkerkerung in Festungen und Kasematten, Bestrafung durch die Knute, Abschneiden der Nasen und Ohren, Ausreißen der Zungen und andere Grausamkeiten standen auf der Tagesordnung. Und sie wurden nicht nur gegen Niedere, sondern auch gegen den Adel und die Offiziere verübt." So heißt es in der Schilderung eines Zeitgenossen, des Senators Weljaminow-Sernow.

Aus der nächsten Umgebung des Zaren gingen die Männer hervor, die ihm den Untergang brachten. Versuche, die Katastrophe zu beschleunigen, hatte es wohl schon vorher gegeben; denn die geistige Entwicklung des Zaren war immer krankhafter geworden, das normale Empfindungsleben war längst gestört, und gerade in seiner nächsten Umgebung, die heute mit Gnaden überhäuft und morgen schon in Schimpf und Schande gestürzt wurde, mußte das Gefühl der Unsicherheit am stärksten wachsen. Es mag ursprünglich geplant gewesen sein, Paul als geisteskrank zu verhaften und dem Großfürsten Alexander die Regentschaft zu übertragen. Aber das Schicksal wählte sich einen andern Weg.

Noch immer schwankt das Urteil darüber, ob Alexander, dieser empfindliche Sohn des Zaren, Anteil an dem Tode seines Vaters gehabt hat. Er hat später die Mörder zwar aus seiner Umgebung entfernt, aber er hat ihnen doch niemals den Prozeß gemacht. Andererseits steht es fest, daß der Schatten, der am Todestage Pauls auf sein Leben fiel, den Erben niemals verlassen hat.

Wahrscheinlich wollte er das Äußerste vermeiden, um nicht eine Blutschuld auf sein Haupt zu laden.

Man darf wohl der Darstellung folgen, die zwei der Hauptbeteiligten, Bennigsen und Plato Subow gegeben haben und die Theodor Schiemann in seinen Materialien zur Geschichte der Regierung Pauls wiedergibt. Allerdings weichen andere Berichte in Einzelheiten wie im Ausmaß der Schuld vielfach ab:

Der General Talisin gab ein Souper, zu dem er die Offiziere eingeladen hatte, die man besonders gebrauchen wollte, vor allem junge Leute, die kurz vorher wegen leichter Vergehen hart bestraft worden waren. Es wurde viel getrunken und ein großer Teil dieser Herren war berauscht. Hier im Hause, nahe beim Sommergarten, versammelte sich ein Teil der Soldaten, der andere in der großen Perspektive. Es wurde ein Manifest aufgesetzt, in dem erklärt wurde, der Kaiser habe wegen Krankheit den Großfürsten Alexander zum Mitregenten angenommen. Da aber vorauszusehen war, daß der Kaiser niemals in diese Maßregeln einwilligen werde, so wurde verabredet, ihn dazu zu zwingen und ihn im Notfall mit Gewalt nach Schlüsselburg zu bringen.

Demgemäß stellten sich die drei Brüder Subow und Bennigsen an die Spitze einer Kolonne Verschworener und ließen sich von dem diensttuenden Adjutanten Archimakow in das Kaiserliche Palais führen. Die verschworenen und betrunkenen Offiziere waren gar nicht in Ordnung zu halten und wurden namentlich durch die Worte des Grafen Pahlen erhitzt, der auf die Frage, was man machen solle, wenn sich der Kaiser tatsächlich zur Wehre setzt, die Antwort gab:

„Quand on veut faire des omelettes, il faut casser des oeufs.“
Als man vor den Zimmern des Kaisers angekommen war, öffnete ein drinnen die Wache habender Kammerhusar das Vorzimmer, und ein betrunkener Offizier schlug ihn ohne allen Grund mit einem Stock so auf den Kopf, daß er aus vollem Halse schrie, und da er darauf betäubt hinfiel, so wollte der Offizier ihn mit einer Pistole erschießen, die jedoch zum Glück der Verschworenen versagte. Schon bei diesem

ersten Lärm liefen fast alle Beteiligten davon, nur Bennigsen, Subow und vier Offiziere blieben. Bennigsen machte die Türe des Schlafzimmers auf, in dem der Kaiser durch das Geschrei erwacht und schon aufgestanden war, und da Subow das Bett leer sah, so glaubte er den Kaiser entflohen und geriet in heftigste Bestürzung. Bennigsen aber trat näher und fand den Kaiser hinter einer spanischen Wand, wo ein Nachtlicht brannte, in bloßen Füßen, mit einem Hemde, einer Nachtjacke und Mütze bekleidet, vor Schrecken erstarrt stehen. Subow und er gingen nun mit bloßem Degen auf ihn los, und da Subow allen Mut verloren hatte und deshalb nicht sprechen konnte, so sagte sein Gefährte: „Sire, vous êtes arrêté!“ Der Kaiser wandte sich an Subow und fragte auffahrend: „Que faites-vous, Platon Alexandrowitsch?“ In diesem Augenblick meldete ein Offizier, daß sich die Schloßwache widerspenstig zeige, worauf Subow außer Fassung forteilte. Bennigsen aber blieb unerschütterlich und wiederholte seine ersten Worte mehrmals, ohne eine Antwort zu erhalten; der Kaiser dagegen machte Miene, in ein Zimmer zu entfliehen, in dem die Degen der arretierten Offiziere standen. Der Weg dahin wurde ihm jedoch durch die zurückkehrenden Verschworenen vertreten. Da schrie der Kaiser auf russisch: „Arretiert? Was heißt das: arretiert?“ Er wollte mit Gewalt entfliehen, worauf der Fürst Jaschwil, Major Tatarinow und viele andere betrunkene Offiziere, von denen die Stube nun ganz voll war, auf ihn eindrangen. Hierbei fiel die spanische Wand um, und eine vollkommene Balgerei entspann sich. Bennigsen rief jetzt dem Kaiser zweimal zu: „Restez tranquille, Sire, il y va de vos jours!“ Und ein Offizier rief aus: „Schon seit vier Jahren hätte man ein Ende mit dir machen müssen.“ In diesem Augenblick kam Bibikow mit einer Abteilung Soldaten unter großem Geräusch in das Vorzimmer, und abermals waren die Verschworenen, hierdurch erschreckt, im Begriff, zu entfliehen. Da trat Bennigsen mit bloßem Degen in die Türe und drohte jeden, der entfliehen würde, niederzustoßen, indem er ausrief: „Jetzt ist es nicht mehr Zeit, zurückzutreten.“ Er befahl dem Fürsten Jaschwil, den Kaiser zu bewahren, und eilte in das Vorzimmer, die Anstellung der Wache zu besorgen.

Als er damit in einigen Minuten fertig war und sich in das Zimmer des Kaisers zurückbegeben wollte, stürzte ihm schon in der Türe ein betrunkener, wütender Offizier mit den Worten entgegen: „Il est achevé!“ Bennigsen stieß den Offizier zurück und schrie: „Halt! Halt!“ Und da er den Kaiser zwar auf der Erde liegen, aber kein Blut fließen sah, wollte er nicht glauben, daß er tot sei.

Die eigentliche Mordszene hatte sich nach einem zweiten Bericht folgendermaßen ereignet: Durch den Fall der spanischen Wand war der Kaiser vollständig zur Besinnung gekommen und schrie fortwährend um Hilfe. Er stieß Jaschwil, der ihn festhalten wollte, zurück, und suchte zu entfliehen. Beide fielen aber bei diesem Handgemenge zu Boden. In diesem fürchterlichen Augenblick riß sich der Garde-Offizier Skelleret die Schärpe vom Leibe und wand sie dem Kaiser um den Hals, während Jaschwil den nackten, verzweifelten Monarchen festhielt. Viele andere Verschworene, von hinten gedrängt, stürzten sich auf diese scheußliche Gruppe, und so wurde der Kaiser erdrosselt und erdrückt, ohne daß die Hintenstehenden wußten, was geschah.

Bennigsen mißbilligte das Geschehene mit fürchterlichen Drohungen gegen die Täter, faßte sich aber sogleich wieder, untersuchte sorgsam, ob noch Leben vorhanden wäre, und ließ endlich, vom Gegenteil überzeugt, den Leichnam auf das Bett legen. Den herbeigerufenen Bedienten sagte er, daß der Kaiser am Schlagfluß gestorben sei. Als Alexander das Geschehene vernahm, schien er vor Schmerz außer sich zu sein, doch faßte er sich bald wieder und übergab dem General Bennigsen das Kommando der Truppen.

Als fünfundzwanzig Jahre später der Erbe dieser Bluttat starb, da hinterließ er eine große, wohlorganisierte Militärverschwörung. Der aber der Führer war, weil in ihm die Begeisterung am mächtigsten lohte, der Bahnbrecher der neuen Gedanken einer Wiedergeburt des ganzen Volkes, einer Umgestaltung der Staatsform, einer Beseelung und Belebung der ungefügen Masse, der Dichter Kondraty Fedorowitsch Ryléjew, der am Galgen sein Leben enden sollte, klagte in seinem wundervollen Gedichte „Woinarowski“:

„Was wir geträumt, noch war es nicht beschlossen.
Laß' eine Zeit noch laden Schuld auf Schuld,
Sich dehnen und entkräften den Kolossen;
Umfassen eine halbe Welt — Geduld!
Im Spiegelschein der Sonne eitel schimmern,
Das Herz von Übermut geschwellt — Geduld!
Ihn wird der Zorn des Himmels doch zertrümmern,
Gott heißt Vergeltung in der Weltgeschichte
Und läßt die Saat der Sünde nicht verkümmern!"

Drittes Kapitel

Die Germanen

Es sind zwei Epochen der Geschichte neben der Zeit der Cäsaren, in denen die Kunde vom Königsmord so oft die Welt durcheilt, daß vielleicht die Nerven derer, die sie vernehmen, kaum noch durch das Alltägliche berührt werden: Es sind zwei Epochen, die innerlich kaum etwas gemein haben. Denn die wilde Jugendzeit der germanischen Völker, in der die Kämpfe um die Stammesherrschaft wie das natürliche Produkt eben dieser Wildheit erscheinen, in der die Gier nach Macht und Reichtum noch Länder erwarb, und die Zeiten des Cinquecento, die uns die feinsten Blüten der wiedererstehenden Kunst bescheren, zeigen dem flüchtigen Blick nirgends den Stempel der Gleichartigkeit. Und doch könnte man, ohne hier oder dort das Bild zu stören, wohl manchen der Kondottieri aus der Zeit des Francesco Sforza und der Baglionen in die Tage der Merowinger setzen, und Brunhilde und Fredegunde würden auch am Hofe der Borgia und in den Fehden der Colonna und Orsini ihren düsteren Reiz behalten. Wo hier oder dort ein kräftiger Wille erscheint, dort wirkt er mörderisch; das Furchtbare wird verübt, als wäre es Natur. Das ganze Leben und all die Menschen, die sich in ihm bewegen, gewinnen hier wie dort neue und gewaltige Dimensionen; großartige Züge von Kraft gesellen sich einer fürchterlichen Nichtachtung der fremden Rechte und alles fremden Lebens, und die Schicksale mit ihrer steten Folge von Schuld und Frevel, von Vernichtung und Tod und grausamer Vergeltung erinnern unwillkürlich an das Schicksal der Tantaliden, an diese ununterbrochene Kette von Verbrechen, begangen von Menschen, die noch den Göttern sich nahe verwandt fühlen. Es

ist als ob nicht Menschen von Fleisch und Blut, sondern Dämonen durch die Welt brausen, gleichgiltig, ob ihren Spuren Abscheu oder Bewunderung folgt. Die engsten Bande der Natur werden für nichts geachtet, der Brudermord, der Mord der nächsten Verwandten wird zum alltäglichen Ereignis. Und den Männern gleichen die Frauen: Hier erheben sich Brunhilde und Fredegunde, dort begrüßt Lucrezia Borgia tändelnd den Tod des Geliebten. Und gerade die Gestalten von Frauen tauchen zuerst die Phantasie beherrschend vor uns empor, wenn unsere Blicke zurückschweifen in die Jahrhunderte, in denen die Germanen sich ihre ersten Staaten schufen oder in die an herrlichen Kunstwerken wie an unendlichen Greueln gleichmäßig reiche Zeit der Monna Lisa und der Lucrezia. Und hier wie dort ziehen nicht Jahre, zieht nicht einmal ein Jahrhundert einer Gewohnheit die Grenze, die jedes ragende Haupt zum Opfer des Mordes macht, die jedem Besitzer der Macht den kecken, bald siegreich erobernden, bald im Staube versinkenden Prätendenten verschafft. Schon an der Schwelle der germanischen Geschichte lauert der Mord, und er schwindet aus diesen an wundervollen Bildern doch so reichen Hallen erst dann, als das herrschgewaltige Haus der Karolinger der Welt seinen Willen aufzwingt; im Vaterlande der Borgia war der Mord seit langem heimisch, ehe Rodrigo Lenzuoli als Alexander der Sechste die Tiara auf das Haupt gesetzt hat, und er behielt dort seine Heimat, bis die große Tat des Wittenberger Mönches die Kirche zwang, sich an Haupt und Gliedern neu zu gestalten, bis auf das Haupt Clemens des Siebenten sich ein Strafgericht senkte, das der Schuld der ganzen Vergangenheit, nicht seiner eigenen Schuld nur entsprang. Der „Sacco di Roma“, diese grauenhafte Verwüstung der herrlichen Stadt, die einst das Haupt der Welt gewesen war, glich in der Tat der ewig wachen, niemals verzeihenden Nemesis, er war der letzte, gewaltige Blitzschlag in einem Gewitter von Katastrophen, die menschliche Schuld auf den geweihten Boden Italiens herabrief.

* * *

Schon an der Schwelle des germanischen Lebens hat der Mord gelauert. Und er traf das edelste Haupt, das bis zu den

Tagen Karls durch deutsche Gaue getragen wurde. Tief in den Wäldern Germaniens war gegen den Feldherrn des Augustus die Schlacht geschlagen worden, die für die Geschichte des deutschen Volkes noch ungleich bedeutsamer war, als für die Amerikaner der Tag von Saratoga, an dem ihnen zuerst das Licht einer neuen Freiheit geleuchtet hat. Der Sieger war Armin, der Sohn des cheruskischen Gaukönigs Segimer, der Gatte der Thusnelda gewesen, dieser ersten deutschen Frau, die in der Historie erscheint und deren Abbild man noch auf dem größten und berühmtesten aller geschnittenen Steine des Altertums zu erblicken glaubt. „Jugendlich, von erbfürstlichem Geschlecht", so schildert Tacitus den Helden, „tapfer, rasch von Auffassung, weit über Barbarenart an Geist begabt, die Kühnheit seines Gedankens durch das Antlitz und den Blick des Auges verratend, hat dieser germanische Königssohn die rauhe Tapferkeit seiner Volksgenossen mit dämonischer Kraft gegen die kriegsgewohnten römischen Scharen geworfen und zum ersten Mal die Herrscherin der Welt mit der schauernden Ahnung erfüllt, daß dort vom Norden her einst das Verhängnis über sie kommen werde." Armin ist nicht der Eroberer gewesen, ihm lagen die Gedanken noch fern, die Heinrich von Kleist, ergriffen von der weithin wirkenden Kraft dieser stolzen Persönlichkeit, ihm in den Mund legt:

„Ihr aber kommt, ihr wackern Söhne Teuts,
Und laßt im Hain der stillen Eichen
Wodan für das Geschenk des Sieg's uns danken! —
Uns bleibt der Rhein noch schleunig zu ereilen,
Damit vorerst der Römer keiner
Von der Germania heil'gem Grund entschlüpfe:
Und dann — nach Rom selbst mutig aufzubrechen!
Wir oder unsere Enkel, meine Brüder!
Denn eh' doch seh' ich ein, erschwingt der Kreis der Welt
Vor dieser Mordbrut keine Ruhe,
Als bis das Raubnest ganz zerstört
Und nichts, als eine schwarze Fahne,
Von seinem öden Trümmerhaufen weht!"

Varus wurde vernichtet, aber nicht der Drachen, der jetzt und in allen folgenden Jahrhunderten das deutsche Volk bedroht hat, nicht dieser Drachen der Zwietracht, nicht diese trübe Leidenschaft der Selbstzerstückelung, die itio in partes, die Parteiwut, die immer wieder dem blinden Hödur den Pfeil auf die Senne legt, auf daß er den Völkerfrühling erschlage. Thusnelda und ihr junger Sohn Thumelicus haben in öder Gefangenschaft die Schuld ihres Volkes, nicht die eigene Schuld gebüßt. Das Geschick dieser Frau und ihres Knaben ist in den Nebeln des Vergessens versunken, aber diese tragischen Gestalten lebten dennoch fort in der Phantasie der Dichter, die ihren Tod mit der ganzen Heldengröße umgaben, wie sie das Leben des Armin geatmet hat. Da durchbohrt den „Fechter von Ravenna", der am Feste des Caligula mit den Bestien des Südens kämpfen soll, die eigene Mutter mit dem Schwerte:

„Wenn ihr dort oben,
Ihr Himmlischen, nicht eure Blitze braucht,
Wohlan, so will ich Deutschlands Ehre wahren!
Ja, spielt nur auf, frohlockt nur siegestrunken!
Um meine Schläfen rauscht der Eichenkranz,
Ich bin das Weib Armins, bin eine Deutsche
Und war es früher, als ich Mutter war!
Thumelicus, den Fechter, fordert ihr?
Mit diesem Streich zerschlag' ich seine Ketten!"

Friedrich Halm hat diese Szene gedichtet. Er stellt den Sohn des Befreiers dem Erben der Cäsaren gegenüber, der zugleich die Schmach des Teutoburger Waldes geerbt hat, er läßt auch die hochsinnige Frau das Schwert gegen die eigene Brust richten. In der Ferne aber, in den germanischen Wäldern, spielt sich gleichfalls eine Tragödie ab, die nicht der Dichter ersonnen hat, die vielmehr, ihr Antlitz verhüllend, Klio mit trauerndem Griffel in die Tafeln der Geschichte eingrub.

Schon vorher war es zum Kampfe unter den Germanen, zwischen Cheruskern und Sueven, zwischen dem Bezwinger des Varus und Marbod gekommen; die Eifersucht der Gaukönige hat

es nicht geduldet, daß ein Einzelner, getragen durch unvergleichliche Erfolge, sich über sie erhob. Zweifellos hat Armin eine Umgestaltung der Verfassung seiner Stammesgenossen angestrebt, denn die in Rom verlebte Jugend hat ihn gelehrt, welche Gefahr das Weltreich für das ganze Germanentum bedeute, zugleich aber auch, daß ein Widerstand nur möglich sei, wenn die gesamte Volkskraft von starker Hand zusammengefaßt und zum Widerstande aufgerufen würde. Von seinen nächsten Verwandten waren Segest und Inguiomer zu den Römern abgefallen, germanische Kraft erhob sich gegen sich selbst, und die Freiheitsliebe suchte nicht mehr im Fremden, sondern in dem Mann den Feind, der doch erst die Freiheit geschaffen hatte. So hat ihn von der Hand der Stammesgenossen der Meuchelmord getroffen: „Eine tragische Vorbedeutung deutscher Einigungsbestrebungen vieler Jahrhunderte; oft genug hat deutscher Undank, deutsche Unfähigkeit die Zucht des Staatsgedankens zu ertragen, den Errettern und Einigern unseres Volkes im Namen der Freiheit mit Vollendung oder Versuch des Meuchelmordes gelohnt."

Der größte Geschichtsschreiber Roms aber läßt, hingerissen von der Größe und Tragik dieser Gestalt, das, was er von dem germanischen Helden berichtet, in den ergreifenden Worten ausklingen: „Übrigens hatte Armin nach dem Abzug der Römer und der Vertreibung Marbods nach dem Königtum getrachtet und dabei den Freiheitssinn seiner Stammgenossen wider sich aufgebracht; mit den Waffen angegriffen, kämpfte er mit wechselndem Glück, fiel aber endlich durch die Arglist seiner Gesippen. Ohne Zweifel Germaniens Erretter! Und nicht mit den Anfängen des noch schwachen Roms hat er gekämpft, wie andere Feldherren, sondern dem Kaisertum auf der Höhe seiner Macht hat er getrotzt. Sein Glück der S c h l a c h t e n wechselte, aber im K r i e g e blieb er unbesiegt. Siebenunddreißig Jahre vollendete er, darunter zwölf im Besitze der Macht. Noch singt von ihm die Heldensage der Barbaren. Nichts wissen von ihm die Jahrbücher der Hellenen, die nur eigene Größe bewundern. Auch bei den Römern wird er nicht oft genannt, da wir nur Alt-Vergangenes als Gewaltiges rühmen, gleichgültig gegen die jüngere Zeit." An Armin mochte auch

Seneca denken, als er fragte, wo man eine Nation finde, die mutvoller, waffenfroher, zu jedem kühnen Unternehmen bereitwilliger sei als die Germanen.

Der Tod Armins, dessen Blut die Eingangsschwelle der deutschen Geschichte gefärbt hat, kann fast wie ein Symbol der kommenden Jahrhunderte gelten. Auch die Geschichte der Goten, des begabtesten und bildungsfähigsten deutschen Stammes, ist durch schwere Blutschuld befleckt, und auch das Haus des großen Theoderich, das die deutsche Heldensage mit ihrem wunderbarsten Glanze umwob, ist in Schuld und Frevel zu Grunde gegangen. Schon Amalasuntha, die Tochter Dietrichs von Bern, fiel als Opfer finsterer Rache. Durch römische Bildung ihrem Volke entfremdet, schön und voll herber Anmut, stand diese Frau an der Spitze eines Reiches, das nur der Schwertarm eines Helden vor dem Andringen der Byzantiner, vor den Listen Justinians und der Feldherrenklugheit Belisars beschützen konnte. Ihr Knabe Athalarich war gestorben, ihr Vetter Theodahat, der ihr zur Seite stand, war ein Mann von niedrigen Instinkten und kleinlicher Selbstsucht; das Blut der Amaler hat in ihm niemals gesprochen. Wie unter den Hellenen, die am Skamander kämpfen, Thersites mit allen abschreckenden Eigenschaften ausgestattet ist, so in diesem heldenmütigen Volke blondhaariger Goten Theodahat. Er hat es geduldet, wenn er es nicht bewirkt hat, daß die Tochter Theoderichs in einem festen Schlosse auf einer Insel des Bolsener Sees in Tuscien gefangen gesetzt und, als sie ein Bad nahm, schmählich ermordet wurde. Für diese Bluttat hat zuletzt das ganze Gotenvolk mit seinem Untergange büßen müssen. Auch Theodahat ist seines Erfolges nicht froh geworden. Er wurde als Verräter seines Volkes seiner Würde entsetzt und von Optaris, einem Goten, dem er einst die schöne Braut entrissen, unablässig Tag und Nacht verfolgt, zur Erde geworfen und „wie ein Opfertier“ erstochen.

Vielleicht wirkt kein Kapitel der Geschichte so erschütternd, wie der Untergang des ostgotischen Volkes. Auch die Kraft und die Redlichkeit des Witiches konnte ihn nicht bannen, den in der ersten zwingenden Not die Goten auf den Schild erhoben. „Nicht in engen Gemächern, sondern in weit offenem Gefild, nicht unter dem

nahen Geflüster der Schmeichler, sondern beim Schall der Kriegstrompeten ward ich gekoren, auf daß unter ihrem Schall das Volk in seinem Verlangen nach gotischem Heldentum den rechten König finde," so läßt ihn Cassiodorus sprechen. Ildibad und Uraia, die zuerst nach des Witiches Gefangennahme an die Spitze ihres Volkes traten, fielen durch Mord. Was uns die Nibelungensage von dem Kirchgang der beiden Königinnen Brunhilde und Kriemhilde erzählt, das hat sich hier auf geschichtlichem Boden ereignet. Des Uraia Gattin hatte reichgeschmückt auf dem Wege zum Bade Ildibads Königin in unscheinbarem Gewande getroffen, denn der Königsschatz der Goten lag in Byzanz, und durch den Hohn eines wenig ehrerbietigen Grußes gekränkt. Um die Tränen seines Weibes zu rächen, verdächtigte der König zuerst Uraia und ließ ihn darnach ermorden. Wila aber, ein junger Gote, in dessen Abwesenheit der König die Braut einem anderen vermählt hatte, schlug Ildibad, als er mit den Vornehmen beim Mahle saß, plötzlich mit einem Schwertstreich das Haupt vom Rumpf, sodaß es auf den Tisch flog. Auch hier klingen leise die düsteren Töne der Nibelungensage in das Reich der Geschichte. Erarich folgte und auch er fiel durch Mord und räumte den Platz dem edelsten und genialsten unter allen Helden dieses heldenmütigen Volkes, Totila, dem Brudersohne Ildibads.

Der Glanz, der das Gotenvolk umgab, leuchtete unter ihm noch einmal empor, aber es sollte diesem Volke nicht beschieden sein, die Früchte der königlichen Arbeit Theoderichs, diese erste Verschmelzung römischen und germanischen Wesens, der Nachwelt zu retten: auf dem Gefilde von Gualdo Tadino, an den Gräbern der Gallier, wo einst Camillus die Barbaren schlug, ist Totila gefallen, am Vesuv starb Tejas den Heldentod.

Wohin die letzten Goten vom Schlachtfeld sich wandten, wissen wir nicht. Ihr trauriger Rückzug aus dem Lande, in dem einst Theoderich gewaltig herrschte, ist mit einem tiefen Geheimnis bedeckt. Aber es ist das Verdienst dieses Volkes geblieben, daß es die politischen Traditionen des römischen Reiches ehrfürchtig wahrte und seine alte Kultur vor dem Versinken rettete und erhielt. Unter der gotischen Herrschaft ist Italien zum letzten Male

vereint gewesen, bis der Genius Cavours und die Kraft Viktor Emanuels, vereint mit Garibaldis Kühnheit, die Sehnsucht Dantes erfüllte. Erst mit dem Untergange des gotischen Reiches — welch wunderbarer Widerspruch! — verfällt die antike Welt, versinkt Rom in die Schauer der Zerstörung. „Die Tempel zerfallen. Das Kapitol erhebt von seinem öden Hügel in die stille Luft eine splitternde Wunderwelt von Säulen und Monumenten, deren Grabesschweigen nur das Geschrei der Eule durchbricht. Der unermeßliche Kaiserpalast zerfällt und ist eine geisterhafte Burg wie eine Residenz toter Pharaonen. Die Prachtforen der Caesaren und des römischen Volkes ergrauen und werden sagenhaft. Die Verödung Roms in dieser neuen Epoche zu schildern, als sich das Volk, von Hunger und Pest gequält und in beständiger Angst vor dem Schwerte der Barbaren, in der ausgestorbenen Stadt der Caesaren schattenhaft verlor, mag sich die tiefaufgeregte Phantasie bemühen, doch ihr wird die Kraft versagen, ein so furchtbares, dämonisches Nachtgemälde darzustellen. Cassiodorus, der große Staatsmann, der unter Theoderich, Amalasuntha, Athalarich und Witiches Italien dreißig Jahre mit Glanz verwaltet hat, zog sich trauernd über den Untergang Roms und die Vernichtung des blonden Barbarenvolkes in eine Klosterzelle zurück. Ein lebendiges Symbol für diese Scheidegrenze der Vergangenheit, über die nun die ewige Stadt hinweg in das Kloster geht."

Glücklicher war das Schicksal dem anderen Teile des Volkes, den Westgoten, bereitet. Wie dort Theoderich, so leuchtet hier der Name des Alarich durch die spätesten Zeiten. Aber auch in diesem Volke häufte sich die Blutschuld, und es hat Zeiten gegeben, von denen der Franke Gregor von Tours voll Abscheu sagt: „Welche greuliche Gewöhnung der Westgoten, wenn ihnen der König nicht gefiel, ihn mit dem Schwerte anzufallen und sich einen anderen zum König zu setzen!" Der Königsmord, der fast niemals die Krone auch nur durch zwei Generationen in einer Familie dauern ließ, hat dem Verderben dieses Volkes die Schwingen verliehen. Denn wie die Caesaren, wie die Romanows, wie sie alle, die sich stets bedroht fühlten, so wurden auch diese alten Heerkönige zum Argwohn, zum Mißbrauch ihrer Gewalt getrieben, Rebellionen

und Aufstände folgten, und die Kraft der Nation versiegte. Es ist auch nicht mehr jene Art von rauhem Heldentum, es sind kaum noch die Motive der Mannentreue und der Blutrache, die zur Bluttat führen, wohl aber treten bald hierarchische Aspirationen beherrschend hervor; der Ehrgeiz herrschsüchtiger Kirchenfürsten, die sich gegen einen kraftvollen König erheben, um an seine Stelle ein willfähriges Werkzeug zu setzen, tritt mit der großen, durch die Arianer bewirkten Spaltung und der ganzen Schrecknis der Intoleranz beherrschend in den Vordergrund. Das kirchlich-religiöse Moment war ja bestimmt, dem kommenden Jahrtausend den Stempel aufzuprägen, nicht einen Stempel der Milde und Versöhnung, sondern der Verfolgung und des unversöhnlichen Hasses. Hier am Eingang steht der Haß der Arianer und der Gläubigen des heiligen Athanasius, am Ausgange aber wird die Inquisition ihre Scheiterhaufen errichten. Und auch heute noch, vierhundert Jahre fast nach dem Tage von Wittenberg, hat man es nicht begriffen, daß ein Glaube, der gut und natürlich für den einen ist, für den anderen schlecht und unnatürlich sein mag, und daß wir, nach dem Worte des Thomas Buckle, weit entfernt, uns in den Gang religiöser Überzeugung zu mischen, uns damit begnügen sollten, in unser eigenes Inneres zu blicken, unsere eigenen Herzen zu erforschen, unsere eigenen Seelen zu reinigen.

Von den Gestalten, die seit Alarichs Tode den Thron der Westgoten einnahmen, sind uns zum großen Teil nur dürftige Schattenrisse geblieben. Als ein Mann von Bedeutung steht noch Athaulf vor unseren Augen, der gleich Theoderich Germanen und Römer eng miteinander zu vereinen gedachte. In römischer Gewandung, beim Klange eines römischen Reigens, geführt von dem ehemaligen Kaiser kurzer Tage, von Atalius, hat er um Placidia, die stolze Tochter des Theodosius, die Schwester des Honorius gefreit. Er hat seine Scharen nach Gallien und dann über die Pyrenäen nach Spanien geführt. Dort aber, in der Stadt, in der nach anderthalb Jahrtausenden ein wilder, sozialer Haß noch so manchen Arm zur Mordtat bewaffnen sollte, in Barcelona, ist er als Opfer eines Attentats gefallen. Eberulf hat ihn erstochen, um Blutrache für seinen früheren Herrn zu nehmen, der dem Schwerte erlegen war. Auch persönlicher Groll

soll seinen Arm gelenkt haben, weil der hochgewachsene Balte über die Kleinheit seiner Gestalt gespottet hatte. Mit diesem Morde aber begann eine Zeit der wildesten Szenen. Der Gedanke, ein römisches Reich gotischer Nation zu gründen, war schnell versunken, und bald werden die Goten gegen die Franken im Norden und gegen die Scharen des Orients nur noch um Leben und Errettung zu kämpfen haben.

Dem Königsmorde erlag auch der Sohn des Helden, der auf den Catalaunischen Gefilden im Vorderkampfe gegen Attilas Scharen fiel. Thorismund wurde von seinen Brüdern erschlagen. Die Szene ist uns erhalten: Ein Diener wartet den Augenblick ab, da der eine Arm des erkrankten Königs durch Aderlaß kampfunfähig ist, er entfernt die Waffen aus dem Gemach, stürzt, Gefahr meldend, scheinbar in Treue besorgt, herein, führt aber in Wahrheit selbst die Verschworenen über die Schwelle. Der König erschlägt in Ermangelung des Schwertes mehrere der Angreifer mit dem Schemel, bis er nach tapferer Gegenwehr fällt.

Die Szene gleicht dem Berichte, der uns über des Longobardenkönigs Alboin Tod erhalten ist. Nur die Motive sind anders geartet. Dieser tatkräftige, aber grausame und von wilden Instinkten geleitete Mann soll seine Gattin Rosamunde bei einem fröhlichen Gelage gezwungen haben, aus dem Schädel ihres Vaters, der in einen Becher verwandelt war, mit ihm zu trinken. Wie nun Rosamunde, so berichtet Paulus Diakonus, solches vernahm, ergriff sie im Herzen tiefes Weh, das sie nicht zu unterdrücken vermochte; sie glühte alsbald von dem Verlangen, durch die Ermordung des Gemahls den Tod des Vaters zu rächen und verschwor sich gar bald darauf mit Helmichis, der des Königs Schildträger und Milchbruder war, zur Ermordung Alboins. Helmichis riet der Königin, Peredeo, der ein ungemein starker Mann war, zu der Tat heranzuziehen. Als aber Peredeo sich nicht zu so schwerem Tun verstehen wollte, legte sie sich nachts in das Bett ihrer Zofe, mit der er der Buhlschaft pflog, und als nun Peredeo kam, da schlief er, ohne es zu wissen, bei der Königin. Als aber das Verbrechen vollendet war, fragte sie ihn, wofür er sie halte? Er nannte nun den Namen seiner Freundin, da aber fiel die Königin

ein und sprach: „Es ist keineswegs so, wie du glaubst, denn ich bin Rosamunde. Jetzt aber hast du, o Peredeo, eine solche Tat getan, daß du entweder Alboin töten mußt, oder er wird dich mit dem Schwerte aus dem Leben tilgen.“ Jetzt erkannte er, welch Unheil er angerichtet, und er gab, also gezwungen, zu des Königs Ermordung seine Einwilligung. Rosamunde gebot nun, als sich Alboin um Mittag dem Schlummer hingegeben hatte, daß große Stille im Palaste walte, schaffte alle Waffen beiseite bis auf des Königs Schwert, das sie zu Häupten seines Ruhebettes so fest anband, daß er es weder erheben noch aus der Scheide ziehen konnte, und dann ließ das Weib, grausamer als alle reißenden Tiere, nach dem Rate Peredeos den Mörder Helmichis herein. Alboin, plötzlich aus dem Schlummer auffahrend, erkannte die Gefahr, die ihm drohte, und griff schnell nach seinem Schwert. Aber es war so fest angebunden, daß er es nicht losmachen konnte. Da nahm er einen Schemel und wehrte sich damit einige Zeit. Aber ach, der heldenhafteste und kühnste Mann vermochte nichts gegen seinen Feind und ward wie ein Schwächling umgebracht; er, der durch die Besiegung so vieler Feinde so hochberühmt geworden, fiel durch die Arglist eines Weibes. Sein Leichnam wurde unter lautem Klagen und Weinen der Longobarden unter den Stufen einer zum Palast hinaufführenden Treppe bestattet.

Wie die Einzelheiten uns an Athaulfs Tod gemahnen, so scheinen uns auch Elemente der Sage von Judith, der Tochter Merari, zu begegnen, die den Holofernes erschlug. Auch hier gibt ein Weib sich und ihre Schönheit einem Manne nur hin, um die Rache zu vollziehen. Aber wenn Judith von ihrem Volke gepriesen wird: „Du Ehre der Stadt Jerusalem, du Freude von Israel, du Ehre unseres Volkes!“ so geht Rosamunde in Schuld und Frevel zu Grunde.

Und wie bei den Longobarden der Blutmord wütete, wie ihm Alboins Nachfolger Kleph erlag, den ein Knecht mit dem Schwerte erschlug, wie Authari dem Gifte zum Opfer fiel, so wütete auch im Westgotenreiche der Mord unter den Nachfolgern Alarichs. Es ist, als ob diese ganze Zeit das Verlangen hat, im Königsblut zu ersticken. Denn auch drüben im Lande der Römer fallen die

Cäsaren, fällt Maximus, fällt Majorian, fällt der letzte Held des weströmischen Reiches, Aëtius, der Besieger des Attila, dem Mord zum Opfer, sinkt Valentinian zu Boden; in Byzanz wird Vitalian ermordet, gegen Justinian bricht der Aufruhr der Wagenlenker aus, dort läßt Phokas den Imperator Mauricius mit seinen fünf Söhnen niedermetzeln. Und vielleicht — wer kann es wissen — ist auch der große Weltbezwinger Attila durch das Messer einer Frau auf Antrieb des Aëtius in der Hochzeitsnacht gleich dem Feldherrn Nebukadnezars ermordet worden.

Theoderich, der seinen Bruder Thorismund erschlug, wurde zu Toulouse umgebracht, von Meuterern wurde Amalarich getötet, Theudes wurde zu Sevilla von dem gleichen Schicksal erreicht, und der ihm in der Führung folgte, wurde an der Abendtafel von den Bluträchern mit dem Schwerte durchbohrt. Ein ewig gleiches Schicksal trifft alle diese gotischen Könige, deren Schwestern und Töchter als Königinnen hinüberziehen in das Frankenreich, um zu erkennen, daß auch dort Blutrache, Ehrgeiz, religiöser Haß die gleichen Werke vollbringen wie in der Heimat. Hier aber, unter den Goten, die in Spanien ihre Heimat gefunden hatten, wird alsbald die Unduldsamkeit und die Herrschsucht der Bischöfe zur entscheidenden Instanz über das Leben und den Tod der Könige. Die Bischöfe haben seit den Tagen des Königs Rekkared diesen Staat beherrscht, sie haben ihm ein geistliches Gepräge aufgedrückt, und sie haben die germanische Jugendkraft in einer greisenhaften Zivilisation erstickt. Sie haben, so schreibt Felix Dahn, den größten Teil der kleinen Freien in Knechte oder Halbfreie der Kirche verwandelt, die Könige wie Unmündige gegängelt, oder, falls sie widerstrebten, beseitigt; sie haben diesen Staat beherrscht, entnervt und zu Grunde gerichtet. Das Ideal kirchlich-mittelalterlicher Stellung des Episkopats zum Staat wurde hier sehr früh erreicht; hundert Jahre genügten diesem System, den Staat vom Herzkern aus zu verrotten.

Die Lehre des Augustin wird hier bis zum letzten Ziele durchgeführt: Der Staat ist nur noch Mittel der Kirche und dafür dürfen seine Gesetze nur so viel Gültigkeit fordern, als die Kirche ihnen beilegt. „Entmannt und entnervt hat diese Konzilienweisheit

den Gottesstaat, dumpfer süßlicher Weihrauchqualm erfüllt ihn, unter dessen Gewölk die scheußlichsten Verbrechen im Namen Gottes und der Kirche teils heuchlerisch, teils in überzeugtem Fanatismus verübt wurden: nicht der ehemalige Kirchenstaat, höchstens der Staat der Jesuiten in Paraguay gewährt so völlig das Bild einer Priesterherrschaft, wie seit dem dritten Konzil von Toledo dieses unselige Reich der Goten.“ Und wenn noch ein Mann von kräftigem Sinn versuchte, das staatliche Element gegen den Krummstab zur Geltung zu bringen, wenn er gegen diese krankhafte und unmännliche Art aufstand, die allmählich eine Nation von Herren zu einem Volk von Knechten machte, dann traf ihn das Schwert des Mörders. Bis dann das Gotenreich kraftlos dem Ansturm der Mauren, der jugendlichen Begeisterung des Islam erlag. In einer einzigen Feldschlacht, bei Xeres de la Frontera am Guadalete besiegt, fiel der letzte König Roderich, fiel auch sein Reich, und bald wehte die grüne Fahne des Propheten von den Zinnen des alten Königsschlosses zu Toledo.

Erst die Kraft der Karolinger sollte diesem Siegeszuge ein Ende bereiten und die Kultur des Occidents vor der Überschwemmung und der Zerstörung durch den Islam retten. Aber bis dahin mußte das verbrecherische Geschlecht der Merowinger von der Erde getilgt sein, dieses Geschlecht, das an Frevel so reich ist, wie das der Borgia, das auch kraftvolle Männer umfaßte, das aber seine stärkste Entwicklung nach der dämonischen Seite in zwei Frauen, in Brunhilde und Fredegunde erlebte.

Schon der Begründer des Hauses Chlodwig, den die Geschichte den Großen genannt hat, der schon im Alter von fünfundvierzig Jahren starb und doch ein riesenhaftes Werk von tiefer greifender Bedeutung schuf als Geiserich, Odoaker, Theoderich und Alboin — schon Chlodwig vereinigt in seinem Wesen barbarische Tücke, wildzufahrende Gier und jene fürchterliche Naivität, die selbst die blutigen Frevel unter den Schutz des Christengottes stellt. Zahllose Leichen ermordeter Könige starren auf dem Wege, auf dem er das Frankreich schuf. Und doch hat er den Gedanken seines Lebens, die Einigung des Frankenreiches im Tode verhöhnt, indem er es an seine vier Söhne verteilte. Und er hat zugleich in seinem eigenen Hause den

Schauplatz für ungezählte Verbrechen eröffnet. Denn die einzelnen Teile strebten wieder zusammen, die Herrschergeschlechter aber suchten ihr Erbteil zu wahren, und so zieht ein Jahrhundert herauf, so reich an Freveln, an Bluttaten, wie kaum die Zeit der Condottieri des späten Mittelalters. Noch einmal allerdings vereinigten sich die einzelnen Teile, aber nur, um bald darauf wieder auseinander zu gehen. Und bald treten die dämonischen Gestalten der Brunhilde und Fredegunde in die Geschichte der Franken ein.

Da König Sigibert sah, so berichtet Gregor von Tours, daß seine Brüder ihrer würdige Weiber und sogar Mägde zur Ehe sich gesellten, schickte er eine Gesandtschaft nach Spanien und freite unter vielen Geschenken um Brunhilde, die Tochter des Westgotenkönigs Athanagild. Denn diese war, wie der Hofdichter der Merowinger rühmt, eine Jungfrau von feiner Gestalt:

„Schön, anmutig und klug, bescheiden, lieblich und gütig,
Mächtig durch Reiz und durch Geist, wie durch ihr edles Geschlecht.“

Und da dies König Chilperich sah, warb er, obwohl er schon mehrere Frauen und von der Königin Audovera drei Söhne hatte, um Gaileswintha, Brunhildes Schwester, indem er ihr versprach, die anderen Frauen zu verlassen. Der Dichter Venantius Fortunatus, der uns berichtet, daß sie nur ungern der Werbung folgte, und daß man sie aus den Armen der Mutter hatte reißen müssen, hat sie in ihrem prächtigen Schmuck in Poitiers vorüberziehen sehen. Er schildert ihre Vermählung zu Rouen, bei der Gaileswintha die Verehrung des Volkes gewann und die bewaffnete Macht ihr Treue schwur. Chilperich aber, der ihr einst auf den Reliquien geschworen hatte, daß er sie nicht verstoßen werde, solange er lebe, ließ sie, um seinen Eid getreu nach dem Wortlaut zu halten, durch einen Diener im Bette erdrosseln. Denn in ihm war die Neigung zu Fredegunde mit solcher Allmacht erwacht, daß ihn die Leidenschaft zu diesem ebenso schönen wie ruchlosen Weibe völlig beherrschte. Aus diesen Anfängen aber, aus der Ermordung der Schwester, erwuchs der ungeheuerliche Haß zwischen den beiden Königinnen, der alsbald die ganze Welt der Franken in Flammen setzen sollte. Hier beginnt eine Tragödie der wildesten Leiden-

schaften, die in tollem Wirbel ungezählte Könige und Königssöhne von ihren Thronen oder aus den Prunkgemächern und von der Seite der Geliebten reißt. Wie zwei Rachegöttinnen schreiten diese beiden Frauen durch die nächsten Jahrzehnte, und zu beiden Seiten ihres Weges fallen die Menschen wie die Halme vor der Sichel des Schnitters. Und doch ist Brunhilde schön von Angesicht, züchtig. anmutig und keusch aus dem Hause ihres Vaters in das Land der Franken gekommen. Wer mag nicht des furchtbaren Wandels in der Gestalt der Krimhilde gedenken, der „schönen Magedin", um die einst der Königssohn aus den Niederlanden freite und die als „Teufeline" unter dem Schwertstreich Hildebrandts starb, nachdem sie ihr ganzes Geschlecht in den Tod gerissen! In der Brunhilde des fränkischen Königshauses mögen vielleicht auch Züge zu entdecken sein, die das Urteil über sie milder stimmen, aber in Fredegunde, ihrer Rivalin, fehlt auch der letzte weibliche Zug, da wächst wieder jene Königin der Judäer vor unsern Augen empor, die ihr ganzes Geschlecht, alle Kinder Davids, ausrotten ließ. Wie in blutigen Nordlichtschein ist diese Zeit getaucht. Klingen blitzen durch die Luft, Mörder schwingen den Dolch, auf ihre Opfer gebückt, auch die Altäre gewähren keinen Schutz und die Klöster keine Freistatt.

Der Wille des Königs ordnet sich dem Haß des dämonischen Weibes an seiner Seite völlig unter, die unwiderstehliche Suggestion der Liebesleidenschaft macht diesen an sich tatkräftigen und ehrgeizigen Herrscher zum willenlosen Werkzeug und zum Hammer, der alles zerschlägt, was den schönen und doch so mörderischen Augen der Geliebten mißfällt. Wie aber in der letzten Nacht, ehe König Richard III. dem Angriff Richmond's erliegt, die Geister aller seiner Opfer vor ihm aufsteigen, wie Heinrich und sein Sohn, sein Bruder Clarence, die beiden Knaben Eduards, die Prinzessin Anna, die Geister der Rivers, Grey, Vaughan und Buckingham erscheinen und grausame Anklage gegen ihren Mörder erheben, so mochten auch vor Fredegunde, als die Zeit ihres Scheidens gekommen war, noch einmal all die Armen emportauchen, die ihrer Blutgier zum Opfer gefallen waren. Und wie dort die königlichen Frauen Margarete, Elisabeth und Anna, wie im Nibelungenliede die

greise Königin Ute den Untergang ihres Geschlechtes beklagt, so konnte auch die Ahnfrau des Merowinger-Geschlechtes, wenn sie nach hundert Jahren aus ihrem Grabe emporstieg, nur auf ein Leichenfeld blicken, auf Tote, denen der Dolch im Herzen saß, denen das Gift den Leib verwüstet oder der Folterknecht die Glieder zerrissen hatte. Die Wildheit dieses Geschlechtes hat sich selbst verzehrt. Fast alle Sprossen aus Chlodwigs Hause starben jung, die beiden Frauen aber, die Dämonen dieses Geschlechtes, überdauerten ihre Kinder und Enkel, bis Fredegunde, der Lehre von der Vergeltung zum Trotz, friedlich in ihrem Schlafgemach starb, während Brunhildes Leib von dem Sohne ihrer Feindin nach fürchterlichen Qualen zerrissen wurde.

All die Ereignisse jenes Jahrhunderts, in dem Gregor von Tours schaudernd mit seinem Griffel sein Erleben in die Bücher der Geschichte zeichnete, in der die Bigotterie, die stets die Gefährtin frivoler Zeiten ist, zahllose Wunder und Mirakel erlebte, in der die bösen Nonnen von Tours und von Poitiers die Klöster zu Stätten der Buhlschaft erniedrigten und alles Heilige verhöhnten, in der fromme Einsiedler wie Hospizius und Eparchus gleich den Propheten des alten Testamentes weissagten und der heilige Columban vergebens das Gewissen der Könige zu wecken suchte — all diese Ereignisse auch nur so weit zu schildern, als aus ihnen sich die Gestalten der beiden Königinnen erheben, hieße ein ganzes Buch mit der Geschichte ungeheurer Verbrechen füllen. Das hieße zugleich in eine endlose Wirrnis dringen, in der zuerst die Brüder sich vereinen, um den Vetter zu ermorden, in der sie dann das Schwert gegeneinander zücken, in der jedes Bündnis von heute schon morgen vernichtet wird und jeder Schwur sich in einen Meineid verwandelt. Es ist eine Zeit, in der die grausamen Sitten des Königsgeschlechtes zugleich ihr Widerspiel in ihren Gefolgsleuten, in all den Gaugrafen und Rittern finden, denen bei jedem Schritt der Fluch der gequälten und gemarterten Bürger und Bauern folgt.

Vom Hause Chlodwigs aber blieb nur ein Nachkomme übrig, Clothar II., der nun Herr und Meister des gesamten Frankenreiches wurde. Die Rache aber an seinem Geschlecht hat das Haus Pippins übernommen, nicht sofort, nicht allein gestützt auf das Recht des

Schwertes, sondern auf das Recht der Tüchtigkeit und der Leistung. Aber auch die Geschichte der Jahre, die bis zu der Erhebung der Karolinger vergingen, ist unendlich reich an blutigen Freveln. Auch in dieser Zeit walten Treubruch, Blutrache und Mord ihres Amtes. Und in der Fülle der Frevel versinkt allmählich die ganze Kraft des Geschlechtes, alle Zeichen der Dekadenz bis zum Schwachsinn herab werden sichtbar, das königliche Amt ist nur noch ein Schatten. Und auch jetzt noch trifft seine Träger immer wieder das Schicksal, daß man sie in ihrem Saale oder im dunklen Walde erschlägt. Und so furchtbar wuchert die Anarchie empor, daß man das jüngste Gericht und das Ende aller Dinge herangenaht glaubte. Kometen fuhren leuchtend über den Himmel dahin, Weissagungen wurden bekannt, die neues, furchtbares Unheil kündeten. Und als in dem Majordomus Ebroin noch einmal eine machtvolle und starke Persönlichkeit erstand, die bestimmt und entschlossen schien, diesem Kampfe aller gegen aller zu steuern, da traf auch ihn in dunkler Nacht der Dolch eines Mörders, des Franken Ermenfried.

In dem weiten Zusammenhang der Dinge wird schließlich die Schuld der Einzelnen gemildert. Es ist der Geist der Zeiten, der das ganze Leben gleichmäßig erfüllt und gestaltet, der die Menschen hindert, in sich zu entfalten, was weich und gut und mitleidsvoll ist, der sie zur steten Achtsamkeit gleich dem Tiere des Waldes, zur steten Notwehr und in der Notwehr auch zum Angriff zwingt. Brunhilde und Fredegunde — Löwinnen, die für sich und ihre Brut kämpfen und die Opfer grausam zerreißen; das blutbefleckte Haus des Merowech, in dessen Taten doch immer wieder der große politische Gedanke hervortritt, das alte gallische Land und die einstigen Sitze der Franken zu einer Eintracht zu verknüpfen, die Gothenführer, die ihr blondes Haupt vor der Kutte neigen, seitdem sie die heiße verzehrende Luft Hispaniens atmen, die letzten Cäsaren, die aus Thrakien, aus Dekumanien, aus Barbarenländern kommen, wilde und rohe Gestalten die einen, verzärtelt, schlaff, dekadent die andern; in Byzanz das Haus des Konstantin in Bruderkämpfen versinkend, das Reich die Beute jedes siegreichen Führers, zerrissen zugleich von religiösen Wirren: vorher noch stark genug, das Reich des Totila zu zerstören, jetzt bald in endlosem

Notkampf gegen die heranflutenden Scharen Mohameds sich des eigenen Lebens erwehrend. Und auch hier Frauen aus der Masse hervortretend von schauerlicher dämonischer Kraft: Theodora, des Bärenwärters Tochter, die bis zur Seite Justinians emporstieg, Irene, die den eigenen Sohn des Lichtes beraubte — in der Wildheit dieser Zeiten, in dem Wirbel dieser Gestalten kann auch der Willige die Reinheit der Mittel nicht wahren. Da findet die Furchtbarkeit der Verbrechen eine Art von Entschuldigung nur noch in der Gleichförmigkeit ihrer Verbreitung.

Viertes Kapitel

Päpste und Kondottieri

Wieder führt uns der Schauplatz nach Rom. Nicht mehr in jenes Rom, von dem aus die Legionen hinauszogen, um den Erdkreis zu erobern, nicht mehr in die Riesenstadt der Cäsaren mit ihren Kaiserpalästen, in denen die Wollust und der Mord umgehen, nicht mehr in die Stadt, die unter den Schlägen der Barbaren langsam dahinstirbt — neue Ideen haben hier ihren Einzug gehalten, neue Kräfte haben sich entfaltet, und wenn die alte Herrschaft längst zu Grunde ging, wenn die majestätische Stadt des Altertums gealtert und dahingesunken ist, so haben sich neue Mauern, neue Paläste erhoben. Wie aus dem Jungbrunnen in der Sage von Wolfdietrich die reizende Sigeminne emporsteigt, so wird Rom alsbald eine Zeit der Wiedergeburt erleben, und diese Zeit der Renaissance wird solche Kraft und solchen Zauber besitzen, daß ihr spätes Abendrot noch über unserem Leben liegt. Die christliche Religion hat Rom zerstört, aber auch zu neuem Leben erweckt. Und wie in alten Zeiten die Ehrfurcht der Völker vor der Stadt Rom unbegrenzt gewesen ist, so auch im Mittelalter, wo die Kirche den Imperialismus in das Papsttum verwandelte, das allein die Kraft besaß, in den kommenden rohen und gesetzlosen Jahrhunderten die Einheit des Christentums zu erhalten.

„In der Stadt Rom als in der großen Bundeslade antiker und christlicher Kultur sahen die Völker die Gesetze, die Symbole, die Urkunden des Christentums versammelt; sie sahen in der Stadt der Märtyrer und der Apostelfürsten die immer volle Schatzkammer aller übernatürlichen Gnaden. Hier war der Mittelpunkt der göttlichen Verwaltung des Menschengeschlechts, in ihm der hohe

Priester des neuen Bundes, welcher Christus auf Erden zu vertreten behauptete. Alle oberste geistliche wie weltliche Macht empfing in Rom ihre Weihe; die Quellen der priesterlichen, erlösenden und bindenden Gewalt, der kaiserlichen oder oberrichterlichen Majestät und der Zivilisation schienen auf den Hügeln Roms zu entspringen, gleich den Strömen des Paradieses, die in die vier Weltgegenden befruchtend sich ergießen. Die Menschen an den dunkelsten Grenzen des Westens und des Nordens, die kaum die Namen ihrer Nachbarstädte kannten, wußten alle von Rom, und wenn sie diesen dem Donner ähnlichen Klang „Roma" vernahmen, der schon ungezählte Jahrhunderte durch die Welt rollte, so erfaßte sie Sehnsucht und Schauder wie vor einem unnennbaren Mysterium, und ihre verzückte Phantasie malte sich im Bilde Roms das von Schönheit prangende Eden aus, wo die Pforten in den Himmel sich öffnen oder schlossen. Es gab im Mittelalter lange Jahrhunderte, in denen Rom wahrhaft die Gesetzgeberin, die Lehrerin und die Mutter der Völker war, und um sie, ihre Kinder, legte sie einen dreifachen Ring der Einheit, der geistlichen in dem Papsttum, der weltlichen in dem Kaisertum, dessen Krone die deutschen Könige im Dome Sankt Peters zu empfangen kamen, und der Kultur im allgemeinen, als des Erbes, das die alten Römer der Welt zurückgelassen haben." So schreibt in der Einleitung zu seinem großen Werke über die Stadt Rom der Deutsche Ferdinand Gregorovius.

Aber die sieben Jahrhunderte, in denen jetzt die Königin der Städte ihre neue und tiefe Aufgabe meistern und erfüllen will, ist doch überreich an allen Qualen und Schauern der Finsternis, und gerade dann, als die ersten Lichtstrahlen der Renaissance bereits heraufziehen, in den Tagen Alexanders VI. und des zweiten Julius, erscheint die Zeit in tiefen Sümpfen von Blut zu ersticken. Und da mag denn dem klügsten Manne und dem glühendsten Patrioten, da mag einem Niccolo Machiavelli Cesare Borgia in aller seiner wilden Kraft und rücksichtslosen Grausamkeit als der Retter erscheinen, der sein Vaterland und die Welt von allem Elend erlösen soll.

In seinem Roman „Leonardo da Vinci" gibt Dimitry Sergewitsch Mereschkowski die entscheidenden Gedanken des großen

Florentiners in einem Zwiegespräch wieder, das er mit Leonardo führte. Cesare hatte eben den „bellissimo inganno, den herrlichsten Betrug“ verübt, den Ludwig XII. von Frankreich als eine Heldentat, der alten Römer würdig, bezeichnete: er hatte seine altverdienten Condottieri Oliverotto, Orsini und Vitelli in eine Falle gelockt und schmählich ermordet — es wird später auf diesen Vorgang zurückgegriffen werden.

„Ihr hättet nur sehen sollen, Messir Leonardo“ sagte da Macchiavelli zu seinem Freunde, „wie Cesare sie, die sein Opfer werden sollten, umarmte und küßte. Ein unsicherer Blick, eine Bewegung hätte ihn verderben können. Aber es lag eine solche Aufrichtigkeit in seinen Mienen, in seiner Stimme, daß ich, Ihr könnt mir glauben, bis zum letzten Augenblick keinen Argwohn hegte. Meine Hand hätte ich mir abhauen lassen, daß er sich nicht verstelle. Von allen Verrätereien, die seit der Zeit, da die Politik besteht, sich in der Welt ereignet haben, ist diese die größte!“

Leonardo lächelte. „Selbstverständlich,“ sagte er, „kann man dem Herzog weder Verwegenheit noch Mut absprechen, und dennoch, Niccolo, muß ich eingestehen, daß ich es nicht begreife, wie gerade Ihr über diesen Verrat in ein solches Entzücken ausbrechen könnt?“

„Verrat?“ unterbrach ihn Macchiavelli. „Wenn es sich um die Rettung des Vaterlandes handelt, kann von Verrat, von Treue, von böse oder gut, von Barmherzigkeit und Grausamkeit keine Rede sein: alle Mittel sind recht wenn nur der Zweck erreicht wird.“

„Inwiefern handelt es sich hier um die Rettung des Vaterlandes, Niccolo? Mir scheint, der Herzog hat nur seinen eigenen Vorteil im Auge.“

„Wie? auch Ihr begreift es nicht? Es liegt doch so klar auf der Hand! Cesare ist der zukünftige Einiger und Selbstherrscher Italiens. Seht Ihr das nicht ein? Noch niemals war die Gelegenheit für einen Helden so günstig wie jetzt. Wenn das Volk Israel unter dem ägyptischen Joche leiden mußte, damit ein Moses auferstände, die Perser unter dem medischen Joche, damit Kyros groß würde, wenn die Athener sich untereinander aufreiben mußten, damit ein Theseus berühmt wurde, so war es auch notwendig, daß Italien so tief sinken mußte wie heute, ein schwereres Joch als die Israeliten

und die Perser, größere Zerwürfnisse als die Athener zu ertragen hat, damit ein neuer Held, ein Retter des Vaterlandes käme. Und wenn es auch Zeiten gegeben haben mag, wo diese Hoffnung in Erfüllung zu gehen schien, wo gottgesandte Männer auftraten, so wollte das Schicksal es doch, daß das Glück ihnen auf der Höhe ihrer Macht untreu wurde. Halbtot, ohne Atem wartet Italien noch immer auf den Einen, der seine Wunden verbinden, die Gewalttätigkeiten in der Lombardei, die Räubereien in Toskana und in Neapel unterdrücken, diese schändlichen Pestbeulen ausheilen soll. Tag und Nacht schreit Italien zu Gott und bittet um den Retter!“

Seine Stimme klang wie eine überspannte Saite und er brach ab. Er war blaß geworden; er zitterte, seine Augen brannten.

Leonardo aber fragte: „Warum habt Ihr Euch gerade heute von der göttlichen Mission Cesares endgültig überzeugt? Hat die Falle von Senigaglia es Euch mehr als alle seine anderen Taten bewiesen, daß er ein Held sei?“

„Ja,“ antwortete Niccolo, der wieder ruhig geworden war. „Die Vollkommenheit und die Größe dieses Betruges weist mehr als alle übrigen Taten des Herzogs die in den Menschen selten vorkommende Vereinigung großer und entgegengesetzter Eigenschaften auf. Merkt Euch wohl, ich lobe oder tadle nicht, ich folgere nur. Meine Ansicht ist diese: zur Erreichung irgend welcher Ziele gibt es zwei Mittel, das gesetzliche oder das gewaltsame; das erstere ist das menschliche, das zweite das den Raubtieren eigene. Wer herrschen will, muß sich beider bedienen, er muß nach seinem Belieben bald Mensch, bald Raubtier sein können. Das ist der verborgene Sinn der alten Fabel, daß Achilleus und andere Helden von dem als halb Gott und halb Tier dargestellten Kentauren Cheiron auferzogen worden sind. Die vom Kentauren auferzogenen Fürsten vereinen gleich ihm zwei Naturen, die tierische und die göttliche, in sich. Die gewöhnlichen Menschen ertragen die Freiheit nicht, sie fürchten sie sogar mehr als den Tod, und wenn sie ein Verbrechen begehen, unterliegen sie der Last der Reue. Nur der Held, der Auserwählte des Schicksals, hat die Kraft, die Freiheit zu ertragen, er übertritt furchtlos die Gesetze, ohne darüber Gewissensbisse zu empfinden; er bleibt am Bösen unschuldig, wie

die Tiere und die Götter. Heute gewahrte ich in Cesare zum erstenmal diese letzte Freiheit, das Siegel des Auserwählten!“

„Ja, jetzt verstehe ich Euch, Niccolo,“ sagte, in tiefes Nachdenken versunken, Leonardo. „Nur will es mir scheinen, daß nicht dem, welchem ähnlich wie Cesare alles gestattet ist, weil er nichts weiß und nichts liebt, sondern dem, der alles weiß und alles liebt, alles erlaubt wird. Nur durch die Freiheit werden die Menschen alles überwinden, das Böse und das Gute, das Oben und das Unten, alle irdischen Hindernisse und Grenzen!“

Machiavelli hat seine Lehre nicht ersonnen, wie der Philosoph sein System ersinnt; er hat nur um sich geblickt und er hat seine Gesetze aus den Ereignissen gewonnen. Seine Ideen sind die Resultate seiner Zeit und der Vergangenheit, und nur dann, wenn man auf den tiefen Hintergrund dieses ganzen Zeitraumes blickt, dann wird man ihn verstehen als „den unbedenklichen Wortführer jenes überschwenglich begabten und doch tief unseligen sechszehnten Jahrhunderts, da in Italien alle Bande des Rechts und alter Überlieferungen zerstört waren, da das befreite Ich nach allen Grenzen des Ruhmes zugleich die Hände ausstreckte und mithin auch den Staat nur als ein Kunstwerk betrachtete, als ein Werk der Willkür des kalt rechnenden Menschengeistes.“ Die Macht, so sagt einmal Heinrich von Treitschke von diesem Jahrhundert, stand wider die Macht; in diesen Kämpfen entschied nur die kluge Willenskraft, die geradeaus zum Ziele schreitet, ohne nach der Reinheit der Mittel zu fragen. Wenn Machiavelli mit vollendeter Kenntnis der Nachtseiten der Menschheit, mit dem ganzen Zauber der soeben erst zur Vollendung gelangten schönen Sprache von Toskana gelassen lehrt, wie ein neuer Fürst durch Mord und Arglist seine Herrschaft behaupten und erweitern solle, und dann zu seiner Weisheit letztem Schluß gelangt: der Fürst erhalte nur sich und den Staat, die Mittel wird jedermann billigen, so sagt er nur frei heraus, was die Erfahrung jedes Tages lehrte. Dieser Politik der rein tatsächlichen Gewaltherrschaft verdankte Europa die Fülle des Schönen; denn in bewußter oder unbewußter Wahlverwandtschaft standen neben den furchtbaren Tyrannen Italiens auch sie allein gestützt auf ihr mächtiges Ich, die Helden der neuen Kunst.

Diese Vorstellung, daß der Fürst nur zu siegen und die Herrschaft zu behaupten braucht und daß dann jedermann die Mittel für ehrenwoll erklären und loben wird, mag unserem aufgeklärten Jahrhundert als furchtbar erscheinen. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß die Geschichte sich nicht nach den Paragraphen der Zivilprozeßordnung reguliert und daß wir selbst auch stets bereit sind, die Taten nach dem Maßstab ihres Erfolges zu bewerten. Nur wird in den Zeiten Macchiavellis die Macht zum eigenen Zweck, die sittlichen Zwecke aber der Herrschaft sind nirgends sichtbar. Allein der Traum von der Einheit Italiens schwebt leise und versöhnend über dem Meere von Blut, nur hier zeigt sich der leichte Schimmer einer sittlichen Idee, wenn auch sicherlich weder Cesare Borgia noch selbst die Söhne des edlen Hauses Este, weder Francesco Sforza noch auch Lorenzo Medici jemals daran dachten, das Werk Cavours und Garibaldis zu vollbringen.

Seltsam und bezeichnend, daß auch die Macht, die eine unabsehbare welthistorische Aufgabe zu lösen berufen war und die doch aus dem Boden der christlichen Religion die Säfte ihrer Kraft empfing, sich dieser fürchterlichen Lehre nicht entzog: die Geschichte des Papsttums ist nicht ärmer an Schrecken, als die Geschichte all der Fürstenhäuser, die sich seit dem dunklen sechsten Jahrhundert bis in die Zeit der künstlerischen Glorie der Raffael und Michelangelo auf Italiens Boden erhielten. Die Idee einer heiligen Weltstadt des Friedens innerhalb der kämpfenden Menschheit scheiterte an dem Menschentum der Päpste, das sich doch niemals von der Herrschsucht und der irdischen Begier befreite. Und wenn Cesare Borgia und sein Haus uns unter allen, die da waren, mit den wildesten Schauern des Entsetzens packt, so faßt sich in ihm doch nur zu einer furchtbaren Einheit zusammen, was schon vorher die ganzen Jahrhunderte erfüllte.

Denn schauen wir zurück auf die Geschichte des Papsttums seit den Tagen Gregors, des Zeitgenossen Fredegundens und Brunhildens, schauen wir zurück bis in diese Zeit, in der in Byzanz der blutige Phokas das Zepter führt, der den Kaiser Mauritius und seine Söhne schlachtet, um zuletzt von dem wütenden Volke selbst zerrissen zu werden, dann reiht sich Blutmord an Blutmord,

und weder Bußprozessionen noch brünstige Verehrung der Reliquien vermögen das Grauen des Anblicks zu mildern. Aus dem düsteren Schweigen dieser fernen Jahrhunderte vernehmen wir die Klage des Papstes Martin, gegen den sich der Dolch des Mörders erhebt, als er in der Kirche Santa Maria Maggiore dem Herrn von Ravenna das Abendmahl reicht, der dann, durch ein Wunder gerettet, von seinem Lager gerissen und nach Byzanz geschleppt wird, um im Kampfe mit Hunger und Elend im fernen Lande zu verkommen. Da ziehen all die Leiden herauf, die der Kampf um die Befreiung von der byzantinischen Herrschaft dem ganzen Lande auferlegt hat, da tauchen zahllose Usurpatoren auf, Revolutionen führen zu Gegenrevolutionen, wilde Szenen der Rache und des Fanatismus spielen sich ab, und die Barbarei breitet ihr dunkles Gefieder weithin über den Boden, über den einst die Scipionen und Julius Caesar schritten. Bischöfe und Kardinäle werden gefoltert und verstümmelt, und bald, in den Tagen Karls des Großen, wird sich gegen Leo den Dritten eine Verschwörung erheben, die in den folgenden Zeiten noch ein vielfaches Gleichnis findet.

Es waren die Verwandten seines Vorgängers Hadrian, die unter ihm in den Besitz der wichtigsten Ämter gelangt und für ihre Macht fürchtend durch Mord den Nachfolger Petri zu beseitigen gedachten. Es war dieselbe Stunde, in der die weltliche Macht der Päpste geschaffen wurde, die Geburtsstunde zugleich des ewigen Widerstandes der Römer gegen die päpstliche Obergewalt, gegen die Herrschaft von Männern, deren Reich nicht von dieser Welt sein sollte. Als am Feste des heiligen Markus der Papst an der Spitze des Clerus vom Lateram zu Pferde nach San Lorenzo in Lucina zog, da wurde er mit gezückten Schwertern von den Verschworenen überfallen, die Prozession zerstob, der verlassene Papst wurde vom Pferde geworfen, mit Dolchen bedroht und in eine Klosterzelle gesperrt. Man riß ihm die päpstlichen Gewänder ab und versuchte ihm die Augen und die Zunge auszureißen. Die Legende erzählt, daß ihm die verlorenen Gliedmaßen auf die Bitte des Apostels Petrus von Gott wiedergegeben wurden. So gelang es ihm zu entfliehen, zu Karl dem Großen nach Paderborn zu gelangen und ihn zur Fahrt nach Rom zu bewegen. Da hat dann

der große Frankenkönig sich die Krone der römischen Imperatoren aufs Haupt gesetzt und die folgenreichste Tat vollbracht, die in einem ganzen Jahrtausend zu verzeichnen ist. „Nicht mehr die römischen Gesetze, sondern die Institutionen der Kirche bildeten das feste Gefüge und das Band, das die abendländischen Länder umschlang und zur christlichen Gemeinde machte, deren Häupter der eine Kaiser und der eine Papst waren. Karls Kaiserkrönung besiegelte nach dem langen Sturm der Völkerwanderung die Versöhnung der Germanen mit Rom, den Bund zwischen der antiken und der neuen, der lateinischen und der deutschen Welt. Alles Völkerleben wurde fortan in ein großes konzentrisches System von Kirche und Reich zusammengebunden, und aus ihnen entsprang die gemeinschaftliche abendländische Zivilisation. Dieses merkwürdige Doppelsystem hielt die Menschheit Jahrhunderte lang mit einem so festen Zauber umstrickt, daß die politische Weltordnung des Altertums sich an Macht und Dauer nicht mit ihm vergleichen kann."

Aber hiermit war auch ein Prinzip geschaffen, das zu endlosen Konflikten führte. Die Spaltung drang tief bis in jede Stadt, besonders tief in den Körper von Rom, wo Volk und Adel gegeneinander standen und ehrgeizige Kardinäle das Feuer schürten. Gegen Benedict wirft sich bereits der Kardinal Anastasius als Gegenpapst auf, dringt mit einer Schar von Söldnern in die Kirche, stößt ihn vom päpstlichen Stuhle und bedeckt ihn mit Mißhandlungen. Von dem tatkräftigen Johann VIII. wird berichtet, daß ihm von einem Verwandten Gift gereicht wurde und daß man ihm, als dieses Gift zu langsam wirkte, mit einem Hammer das Haupt einschlug. Gift soll auch den Papst Formosus aus der Welt geschafft haben, und ihm folgte eine Reihe von Päpsten, die kaum heraufgestiegen, blutig in ihr Grab sanken. „Der weltliche Staat der Kirche wurde von tausend Räubern in Besitz genommen, und selbst die geistliche Gewalt des Papstes war bald nicht mehr als ein Titel ohne Kraft. Eine Finsternis unheimlicher Art breitet sich über Rom aus, kaum erhellt durch einen zweifelhaften Schimmer, der hier und da aus alten Chroniken auf diese fürchterliche Periode fällt. In der Tat ein schreckliches Schauspiel, worin erkennbar

sind gewalttätige Barone, die sich Konsuln oder Senatoren nennen, brutale oder unselige Päpste, die aus ihrer Mitte emporkommen, schöne, wilde und verbuhlte Weiber, schattenhafte Kaiser, welche kommen, kämpfen und verschwinden."

Es ist so: Wie in der Spätzeit der Caesaren, wie in dem müde werdenden Byzanz im Lärm und in der Stille plötzlich Frauengestalten emportauchen von Kraft und Glanz, von wildem Liebeswillen und männlicher Energie, wie diese Frauen auch die einzigen Helden ihrer Epoche werden, so auch in diesen lärmenden und doch so stillen Jahrhunderten. So tauchen die Gestalten der Theodora und der Marozzia empor, Mütter, Geliebte und Töchter von Päpsten, Gestalten, die uns in den einzelnen Zügen nicht so vertraut sind wie Messalina, wie die Pompadour, wie Katharina, Frauen, die keinen Geschichtsschreiber fanden, weil niemand mehr zu schreiben verstand, die nur schattenhaft aus den Blättern der Chronik sich erheben und die uns dennoch nicht blutleer erscheinen. Es ist in der Tat so: In dieser Zeit, in der sich auf deutschem Boden das starke Herrschergeschlecht der Ottonen erhebt, sind es in dem alten Herrensitze der Welt Frauen von dunkler Schönheit und von dunkler Herkunft, die jeden Herkules an den Spinnrocken setzen. Diese Frauen mögen den schönen Slavinnen gleichen, die in unserer Zeit die männlichen Träger der russischen Intelligenz in ihre Fesseln schlagen, erniedrigen und beherrschen. Es ist, als ob in solchen Zeiten die Menschheit sich auf die tierischen Reservatrechte zurückzieht und dann, wenn auf allen Seiten Untergang und Niederbruch zu Tage tritt, sich wenigstens den einen unentreißbaren Becher des Genusses zu sichern sucht.

Es ist die Zeit des zehnten Papstes, der den Namen Johann getragen hat. Von ihm wird berichtet, daß ihn Theodora, die für ihn entbrannt war, mit der Tiara schmückte. Sie selbst, ein schönes und kühnes Weib aus unbekanntem Geschlecht, „steht plötzlich in der Finsternis jener Zeit als eine geheimnisvolle Semiramis da, Rom als Alleinherrin regierend". Ihre Töchter waren Marozzia und Theodora, und dem Schoße der älteren entsprang, vom Papste Sergius gezeugt, Papst Johann der Elfte, und als Sohn des kühnen Abenteurers Alberich ein anderer Sohn, der den Päpsten

dereinst für zwei Jahrzehnte die weltliche Herrschaft entreißen sollte. „Eine Theodora oder Marozzia des zehnten Jahrhunderts milderte nicht der äußerliche Glanz klassischer Bildung, wie er Lucrezia Borgia, die Tochter eines späteren Papstes umgab. Wir haben in dem verkleinerten Kreise der römischen Welt in diesen Frauen nicht eine neue Messalina oder Agrippina zu suchen, sondern ehrgeizige Frauen von großem Verstande und Mut, voll von Genußsucht, Herrschergier und List. Ihre auffallenden Gestalten lassen ein wenn auch rohes doch entwickeltes Leben der weltlichen Gesellschaft ahnen, und sie durchbrechen auf eine merkwürdige Weise die klösterliche Monotonie der Geschichte von Rom."

Aber in diesen sinkenden Zeiten, in denen nichts als gräßlicher Mord herrscht, in denen überall der Himmel von den Flammen gerötet wird, in denen Kaiser, Könige und Bischöfe um die blutigen Fetzen Italiens ringen, gleichen solche Frauen, die nicht nur in Rom auftauchen, den sinnbetörenden Führerinnen eines wilden Reigens aus den Tagen des Jakchos. Diese Frauen lassen den Bruder des Papstes vor seinen Augen niederhauen, sie schenken dem Pöbel den Lateran zur Plünderung, und von dem Schicksal des Nachfolgers Petri, Johanns des Zehnten, erfahren wir nur, daß er auf ihren Befehl im Kerker verhungert oder erwürgt worden ist. Theodora, die Mutter, hatte ihm die Tiara gegeben, die Tochter sie ihm zugleich mit dem Leben genommen. Und sie hat ihren Sohn zu seinem Nachfolger gemacht. Aber ein anderer Sohn hat ihr schließlich Macht und Herrschaft geraubt und sie im Gefängnis für immer verschlossen. Und aus ihrem Blute stammte auch jener zwölfte Johann, der das Haus der Diener Gottes zu einem Freudenhause machte, den Kaiser Otto vergebens von seinem Throne zu stürzen suchte und der zuletzt, wie die Berichte sagen, in einer Nacht außerhalb Roms aus ehebrecherischer Lust vom Teufel geholt wurde, dessen Stellvertreter wohl ein erbitterter Ehemann war, der ihn durch einen Schlag auf das Haupt getötet hat.

Bald sehen wir Päpste von den wütenden Römern in der Engelsburg belagert, bald ziehen sie heimatlos durch das Land, bald kämpfen Rivalen um das Recht, sich als Oberhirten der

Christenheit zu bezeichnen. Aber Johann der Sechzehnte erlitt, auf der Flucht durch die Campagna ereilt, das furchtbarste Schicksal, das jemals einem hochgestellten Manne zuteil geworden ist. Man schnitt ihm Nase, Zunge und Ohren ab, riß ihm die Augen aus, führte ihn nach Rom und warf ihn in die Klosterzelle. Von dort vor das Konzil geschleppt, wurde er aller seiner Würden entsetzt, unter Mißhandlungen riß man ihm die päpstlichen Gewänder vom Leibe, setzte ihn verkehrt auf einen räudigen Esel und führte ihn unter dem Geschrei des Pöbels durch Rom, worauf er im Kerker verschwand. Gregor V. ist an Gift gestorben, einem gewaltsamen Tode erlag auch Sylvester II.; die Tiara wirkte mörderisch. Bald sehen wir Laien, die durch Bestechung oder durch Gewalt sich in den Besitz des päpstlichen Stuhles setzen, so Benedikt VIII. und Johann XVIII., dem ein zwölfjähriger Knabe in der höchsten Würde der Christenheit des Mittelalters folgte. Kindischer als Caligula, lasterhaft wie Heliogabalus nennt ihn der Geschichtsschreiber. In diesem Rom der wildesten Barbarei ist dann einmal auch die düstere Gestalt des Königs Macbeth erschienen, die Gestalt eines von Gewissensängsten erfüllten Mannes, und vielleicht hat die blutbefleckte Hand eines der wilden Priester jener Zeit ihm Absolution erteilt. Ein Bild, das seltsame Gedanken erwecken mag, das aber die Bewunderung für die unendliche Kraft der in der römischen Kirche verkörperten Ideen erweckt. Denn in diesem selben Rom, in dem Macbeth erscheint, lebte bereits der Mönch Hildebrandt, dessen machtvoller Genius nicht nur die Kirche aus dem tiefsten Fall retten, sondern ihr auch neue Bahnen weisen und ihren höchsten Vertreter auf die höchste Stufe des Triumphes führen sollte.

Dieser Mönch Hildebrandt ist der Papst Gregor VII. geworden. Mit seinem Namen taucht auch das Bild jener finsteren Stunden von Canossa auf, in denen ein deutscher Kaiser im härenen Gewande sich vor dem Pontifex demütigen mußte. Aber fast hätte eine verbrecherische Tat das Leben dieses großen Mannes zerstört, ehe es noch zur Entfaltung und zur Reife gelangte. Ein grimmiger Feind Gregors, der seine starke Hand hatte fühlen müssen, der Stadtpräfekt Cencius, hatte den Plan gefaßt, ihn zu ermorden.

Am Weihnachtsabend las der Papst die Messe am Altar der Krippe in Santa Maria Maggiore. Plötzlich erhebt sich Geschrei und Waffenlärm. Cencius, das Schwert in der Faust, stürzt in die Kirche, gefolgt von den Verschworenen. Er greift den Papst am Altar bei den Haaren, schleppt den Blutenden hinweg, wirft ihn auf sein Pferd und sprengt durch das nächtliche Rom nach seinem Palast. Die Stadt bewegt sich, die Sturmglocken läuten, das Volk greift zu den Waffen. Die Priester verhüllen jammernd die Altäre. Die Milizen sperren alle Tore, man durchzieht mit Fackeln alle Straßen: Niemand hatte den Papst gesehen. Am Morgen versammelte sich das Volk zur Beratung auf dem alten Kapitol; die Tage der catilinarischen Verschwörung schienen wiedergekehrt zu sein. Da kam die Meldung, der Papst sei gefangen im Turm des Cencius. Gregor befand sich dort verwundet und allein. Man mißhandelte ihn, man verhöhnte ihn. Aber das wütende Volk stürmte den Palast, und als Cencius sich verloren sah, bat er um Gnade. Der Papst verzieh und versprach ihm Absolution, wenn er nach einer Wallfahrt nach Jerusalem zu seinen Füßen reuevoll zurückkehren würde. Der Papst hielt sein Wort, aber Cencius brach sein Versprechen. Er warf sich auf eines seiner Kastelle und wurde zum Räuber.

Die Jahrhunderte ziehen weiter und das Bild bleibt sich gleich. Gelasius wird bei der Messe von dem wilden Frangipani überfallen, die heilige Stätte wird durch das Blut der um ihn versammelten Priester befleckt, Päpste und Gegenpäpste kämpfen und wüten gegeneinander. Und jetzt sieht man einen dieser Nachfolger Petri, der in wilder Wut das Kapitol belagert, und der an der Stätte, da Gracchus starb, von einem Steinwurf getroffen, das Leben verliert. Vergebens sucht Arnold von Brescia dem Verderben zu steuern: er wird zum Märtyrer seines edlen und kühnen Sinnes, auf dem Scheiterhaufen hat er sein Ende gefunden.

Es zieht die Zeit der Hohenstaufen dahin, die glänzenden Gestalten dieser glanzvollen Herrscher erscheinen auf dem Boden Italiens. Sie sind das helle Gegenbild zu den dunklen Gestalten, die Rom bevölkern, und ihre lichten Taten heben sich strahlend ab von dem Hintergrunde, in dem nur hier und da noch einmal eine

starke Persönlichkeit auftaucht wie der Angelsachse Hadrian oder der dritte Alexander. Immer wieder fällt das Wasser zu Tale, und in den endlosen Kämpfen versinkt die Stadt, die einst das Lumen mundi war, in immer tiefere Barbarei. Und dann kommt eine Zeit, in der die obersten Hirten der Christenheit diese Stätte verlassen, um nach Frankreich zu ziehen. Der Widerstreit zwischen Guelfen und Ghibellinen erhebt sich und spaltet Italien für Jahrhunderte, und Dante ruft sein Klagelied über die Alpen:

„Komm, sieh dein Rom, in Tränen für und für,
Die Witwe, einsam, Tag und Nacht durchklagend:
Warum, mein Cäsar, bist du nicht bei mir?"

In wildem Haß treten die Geschlechter, treten vor allem die Familien der Orsini und Colonna einander gegenüber, und fast täglich sucht und findet ein heimlicher Dolchstoß sein Opfer. „Auf dem finstren Hintergrunde der Leiden eines hungernden und gequälten Volkes, die kein Chronist ausreichend geschildert hat, mögen wir die pomphaften Umzüge der Senatoren und Magistrate, oder die rohen Spiele auf dem Monte Festaccio bemerken, sonst aber nichts entdecken, was von frischem Leben der Zivilisation in der Hauptstadt der Christenheit Kunde gab. Sie starrte in Armut und Dunkel, verrottet und zerschlagen, wie ein Scherbenberg der Weltgeschichte, während im fernen Avignon, ihrer vergessend, die Päpste Gold und Schätze häuften. Die tiefe Schwermut, die einen Grundzug Roms im Mittelalter bildet, steigerte sich noch in dieser Zeit, weil neben dem Anblick der Ruinen des Altertums die verlassenen und verfallenden Kirchen auch den Untergang der christlichen Welt größer verkündeten. Es gab für die menschlichen Leidenschaften kein Theater von so zermalmender Tragik und so herzabmattender Düsterheit, wie das damalige Rom; und dennoch rasten Tag und Nacht über Trümmer und Schutt die wilde Blutrache der Geschlechter und der Ehrgeiz von Baronen, die sich um den Purpurfetzen des Senatorenmantels oder um einen Schatten und Namen stritten. Die feindlichen Häuser Colonna und Orsini zerrissen Rom, wie die Guelfen und Ghibellinen andere Städte.

Da erhebt sich plötzlich eine seltsame und fremde Gestalt: Cola di Rienzi, der Tribun von Rom. Ihn, den glänzenden

Redner, den glühenden Patrioten, diesen Stern, der plötzlich über den dunklen Nachthimmel Roms dahinzieht, um spurlos wieder am fernen Horizont zu verschwinden, diesen „ersten und größten Demagogen, der auf der Seele des Volkes wie auf einer Laute spielte" hat Francesco Petrarca, haben alle Vaterlandsfreunde voll Begeisterung begrüßt. Eine Verschwörung führt ihn hinauf zu der alten Wahrstätte Roms, zum Kapitol, er beruft die Italiener zu einem nationalen Parlament, er bezaubert durch die Macht seiner Ideen, durch seine feurige Liebe zur Freiheit das ganze Volk. Und in seiner Canzone an ihn, den Befreier von der Tyrannei der Päpste und des Adels, jubelt der florentinische Dichter:

„Du edler Geist, Regierer jener Hülle,
In der ein Held die Pilgerschaft hinieden
Vollendet, klug, erfahren und verwegen:
Nun dir der Stab der Ehren war beschieden,
Mit dem du Rom von seines Irrsals Fülle
Zurückführst mahnend zu den alten Wegen,
Ruf ich zu dir! Wo fänd' ich sonst den Segen
Der Tugend, der die Menschen überdrüssig?
Wo einen Mann, vor böser Tat erbangend?
Weß' bist du wohl erwartend, weß' verlangend,
Italien? trotz deiner Not unschlüssig,
Alt, fühllos, träge, müßig?
Schliefst du für immer, wird dich niemand wecken?
Am Haar möcht' ich dich aus dem Schlummer schrecken!"

Und zum Schluß:

Mein Lied, du siehest auf Tarpejas Felsen
Den edlen Herrn, den ganz Italien ehret,
Für and're, nicht für sich in Sorgen stehend:
Geh', sag ihm: „Einer, der dich nicht gesehen
Den nur dein Ruhm von fern dich lieben lehret,
Zeigt dir, wie gramverzehret,
Roma zu dir, vom Weinen fast geblendet,
Ihr Fleh'n von allen sieben Hügeln sendet."

Cola hat sich der Größe seines Schicksals trotz allem nicht würdig erwiesen. Eitelkeit und ein starkes Bedürfnis nach Schauspielerei lenkten ihn von seinem Ziele ab und Nichtigkeiten zu. Wer aber ein Mann des Schicksals sein will, den darf nur eine einzige Leidenschaft allgewaltig beherrschen, und ihr muß er sich und alles Kleine zum Opfer bringen.

Und so zieht über Rom und Italien das alte Elend, gesteigert durch das Schisma, und mit dem Elend hält als treuer Begleiter der Mord seinen Einzug. Wieder erliegt ein Papst dem Gifte. Aber wenn jemals der Mord eine Rechtfertigung erhalten dürfte, dann wäre es in dieser gegen Urban VI. gerichteten Tat. Hatte er doch in wildem Haß sechs Kardinäle, die ihm widersprachen, in grauenvollster Weise beseitigt: er ließ sie in eine tiefe Cisterne versenken, in der sie tagelang, von Hunger, Kälte und eklem Gewürm gepeinigt, schmachten mußten. Dann ließ er sie grausam martern, während er auf der Terrasse des Schlosses auf und ab ging und in seinem Brevier laute Gebete las, um die Folterknechte durch das Zeichen seiner Anwesenheit zum Eifer anzutreiben. Und war sein ganzes Leben nicht eine Kette ähnlicher Verbrechen? Selbst in jener rauhen Zeit ergriff Entsetzen die Menschheit, als man vernahm, wie er seine Feinde, unbekümmert um ihr geistliches Kleid, ins Meer werfen, erwürgen oder lebendig in die Erde einstampfen ließ. Selbst in dieser Zeit, in der doch so viele Träger eines königlichen Amtes eines gewaltsamen Todes starben: Carl von Durazzo, der Erbe Ungarns und Besieger Neapels, wurde in Stuhlweißenburg in Gegenwart der königlichen Frauen niedergehauen, Johanna von Neapel, die Enkelin Robert Guiscards, wurde zu Muro mit einem seidenen Strick erwürgt, Franziscus von Vico wurde in Viterbo von dem Volke in Stücke gerissen. Und schließlich ist Urban selbst einem heimlichen Morde erlegen.

Innocenz wurde wie Alexander V. von dem Kardinal Balthasar Cossa vergiftet, und bald bestieg der doppelte Mörder als Johann XXIII. den päpstlichen Thron. Ihn hat dann auf dem Konzil zu Konstanz sein Schicksal ereilt.

Wahrlich, jedes weltliche Reich wäre in dieser Fülle von Wirren und in dieser Flut von Verbrechen zu Grunde gegangen.

Aber so wunderbar war die Organisation des geistlichen Reiches und so unzerstörbar die Idee des Papsttums selbst, daß es all diese Schrecknisse und all die Spaltungen siegreich überwand. Und bald naht die Zeit, da Alexander III. den Thron besteigt. Aber auch die Taten dieses Mannes und die Verbrechen seines Hauses werden den ehernen Felsen nicht stärker erschüttern, als etwa eine Windsbraut den Felsen des Kapitols zu erschüttern vermag.

Und auch die glänzende Zeit der Renaissance gab der Geschichte des Papsttums keine helleren Farben, ob auch der eine oder der andere der Nachfolger Petri sich hohe Verdienste um Kunst und Kultur erwarb. Die Menschen wachsen und auch die Verbrechen. Es erscheinen Gestalten von riesigen Maßen, wie Mucio Attendolo Sforza, der sich von der Ackerscholle zu den höchsten Ehren emporschwingt, wie Fortebraccio, der den Papst aus Rom verjagt; es erstehen all die großen Condottieri, von denen kaum einer ein anderes Ende findet, als den Tod durch den Mordstahl oder ein schmähliches Ende im Gefängnis. Johann Vitelleschi wird der Tyrann von Rom, und von den gedemütigten Bürgern läßt er sich als den dritten Vater der Stadt nach Romulus feiern. Auf der Höhe seines Ruhmes aber fiel er einem Attentat zum Opfer, dessen Urheber der Papst Eugen wurde. Der Chronist nennt ihn, der das Vorbild Cesare Borgia's war, einen Menschen voll von Grausamkeit, Hochmut, Zorn, Schwelgerei und Eitelkeit, aber er fügt auch hinzu: „Er hielt uns mit großer Zucht und im Wohlstand."

In ganz Italien aber das gleiche Bild. Die Fürsten, durch Mord zur Macht gelangend, die Rivalen zu heimlichem Dolchstoß bereit, der Untergang der Geschlechter geboren aus dem Fluch der Unterdrückten. Wer mag die ganze Fülle der Bluttaten schildern! Wer mag diese ganze Kette aufrollen, die fast endlos erscheint! Sind doch die Taten kaum noch verschieden: Wie die Gestalten der Herren einen gleichmäßigen Typus haben, so die Motive und die Taten ihrer Mörder. Seltsam aber, daß so oft gerade die Kirchen zum Schauplatz der Verbrechen gegen die Fürsten erkoren werden. Da ermorden die Fabranesen das Haus der Chiavelli während eines Hochamts bei den Worten des Credo: „Et incarnatus est". In Mailand wurde Giovan Maria Visconti am Eingang der

Kirche San Gottardo ermordet, Ludovico Moro in der Kirche San Ambrogio von den Verschwörern überfallen. Ja, es geschah zuweilen, daß die Mörder vor ihrer Tat in derselben Kirche, die sie zum Schauplatz erwählten, noch eine Messe hörten. Es ist andererseits wohl geschehen, daß die Verschworenen, um den Plan zu ersinnen und zu besprechen, Klöster zum Stelldichein wählten. „In einem abgelegenen Raum vor einem Bilde des heiligen Ambrosius erhob ich meine Augen und flehte um Hilfe für uns und sein ganzes Volk,“ so bekannte Olgiati. Der himmlische Patron der Stadt soll die Tat schützen.

Weithin greifende Wirkung hat vor allem die Verschwörung der Pazzi gegen Lorenzo von Medici geübt. An ihr waren ein Papst, Sixtus IV., ein Kardinal aus dem Hause Riario, ein Erzbischof mit zahlreichen Edelleuten und auch zahlreiche Geistliche beteiligt. Die eigentlichen Führer, die Familie der Pazzi, waren gleich den Medici ursprünglich reiche Kaufleute gewesen. So waren sie zusammen in Florenz emporgestiegen, aber frühzeitig waren sie alle in Feindschaft geraten, obwohl sie vielfach miteinander verschwägert waren. Diese Gegnerschaft benutzte Sixtus, er verband sich mit den Pazzi, und er hoffte, wenn der Streich gelang, sich die Herrschaft über Toscana zu sichern. So wurde die Ermordung der beiden Brüder Lorenzo des Prächtigen und des jungen Giuliano beschlossen.

Zuerst war geplant, die Ermordung der beiden Brüder bei einem Gastmahl in Fiesole zur Ausführung zu bringen. Doch der Jüngere von ihnen nahm an dem Mahle nicht teil, und so wurde bestimmt, daß man die Tat am folgenden Sonntag während der Messe in Santa Maria del fiore vollziehen sollte, in dem Augenblick, in dem der Priester die Hostie erheben würde. Franz von Pazzi und Bernhard Bandini sollten den jüngeren Bruder, Montesecco den Lorenzo ermorden. Aber als Montesecco vernahm, daß man die Kirche während einer heiligen Handlung zum Schauplatz einer Bluttat machen wollte, da verweigerte er die Teilnahme, und an seine Stelle traten zwei Geistliche, „die der heiligen Orte gewohnt waren und sich deshalb nicht scheuten.“ Es waren Stephan von Bagnone und Anton Maffei.

Am 26. April 1478 wurde die Tat vollbracht, aber nur Giuliano fiel. Er war von Franz von Pazzi und Bandini aus seinem Palaste zur Kirche geholt worden, die Glocken läuteten, der Priester hob die Hostie empor und das Volk warf sich auf die Kniee nieder. In diesem Augenblick stieß Bandini seinen Dolch in die Brust seines Opfers. Darauf stürzte sich auch Pazzi auf den Verhaßten und brachte ihm in wilder Wut noch zahllose Stiche bei. Ein so großer Tumult erfüllte den Dom, daß man glaubte, er stürze ein.

Inzwischen warfen sich Bagnone und Maffei auf Lorenzo. Allein Maffei verfehlte sein Ziel, er traf nicht die Kehle, sondern nur den Nacken Lorenzo's, der sich alsbald zur Wehr setzte, den Mantel um seinen linken Arm wickelte, um ihn als Schild zu benutzen, und mit seinem Degen die Meuchelmörder zurücktrieb. Es gelang den Freunden des Bedrohten, ihn in die Sakristei zu retten. Jetzt aber erhob sich die Volkswut gegen die Mörder. Vergebens versuchte der Erzbischof von Pisa, Franz Salviati, mit seinen Anhängern sich des Stadthauses zu bemächtigen, vergebens suchte man auch das Volk durch Freiheitsrufe zum Aufruhr zu reizen: die Nachricht von dem Tode des jüngeren Medici, des Lieblings von Florenz, stürzte die ganze Stadt in wilde Raserei: am Fenster des Palastes der Signorie wurde der Erzbischof, wurden Franzesco Pazzi und seine Freunde aufgehängt. Raffael Riario wurde in das Gefängnis geworfen, seine Diener wurden erschlagen, die Straßen waren mit den Leichen und Gliedern der Getöteten erfüllt. Zahllose Mitglieder der Familie Pazzi starben alsbald den Tod durch den Henker. Die beiden Priester, die an der Verschwörung teilgenommen hatten, wurden am nächsten Tage in einem Benediktinerkloster entdeckt, hervorgezogen und von dem wütenden Volke in Stücke gehauen.

Und die Folge alles dieses Geschehens? Schon der Papst Aeneas Sylvius konnte schreiben: „In unseren veränderungslustigen Tagen, wo nichts feststeht und keine alte Herrschaft existiert, können leicht aus Knechten Könige werden". Und so ist es geschehen. Freilich wurden auch aus Königen armselige Gefangene oder Opfer, die sich blutend auf der Straße oder, im Innern von Gift zerwühlt,

auf ihrem Lager wanden. Die einzelnen Züge sind grell und sie gehen doch wirr durcheinander, weil sie eintönig wirken, weil es kaum zu unterscheiden sich lohnt, ob hier ein Bastard dem echtgeborenen Prinzen nach dem Leben stellt, ob dort ein Fürstensohn seine Gattin vergiftet, oder ob Girolamo Riario, der Graf von Forli, unter den Dolchen von Tyrannenmördern verblutet, ob sich am Hofe von Neapel alle Greuel des Inferno häufen. Und schon tritt uns aus der Fülle dieser riesenhaften Frevler, dieser frevelnden Riesen, unheimlich und auch kraftvoll, von Luzifer gezeichnet und doch dämonisch schön das Antlitz Alexanders und seines Sohnes Cesare und seiner Tochter Lucrezia entgegen, und in der Zeit, da die Kunst einen Himmel auf Erden schafft, verwandeln Alexander und Cesare diese Erde in eine Hölle.

Das Wappen der Borgia ist ein Stier gewesen. In diesem Wappen prägte sich zugleich ein Teil ihres Wesens aus. Sie alle waren starklebig, von schöner Statur, wollüstig und hochfahrend, und sie scheuten vor keinem Mittel zurück, wenn es galt, ein erstrebtes Ziel zu erreichen. Die offene Gewalttat gesellte sich dem heimlichen Giftmord; das goldene Zeitalter, das heraufzog, färbte sich zugleich blutigrot und totenfahl. Bald wird der venezianische Gesandte nach Hause berichten können: „Jede Nacht findet man zu Rom vier oder fünf Ermordete, nämlich Bischöfe, Prälaten und andere, so daß ganz Rom davor zittert, von Cesare ermordet zu werden," bald werden wir den jungen Herzog sehen, wie er mit seinen Garden durch die erschrockene Stadt zieht, um seiner Mordlust zu genügen. Und wen der Stahl nicht erreicht, der wird dem Gifte unterliegen: „Qui mange du Pape en meurt". Er wird das schneeweiße, angenehm schmeckende Pulver genießen, das nicht sofort, sondern nur langsam wirkt und sich unbemerkt jedem Gericht oder Getränke beimischen läßt. Die Kardinäle Orsini, Ferrari und Michele werden an diesem Gifte sterben und ihre Schätze werden den Borgia gehören. Der Chronist jener Zeit aber wird schreiben: „Alexander hätte auch die noch übrigen reichen Kardinäle und Prälaten aus der Welt geschafft, wenn er nicht, mitten in den größten Absichten für seinen Sohn, dahingerafft worden wäre."

Sie alle waren starke und in gewissem Sinne auch große Menschen, die eben die Grundsätze ihrer Zeit bis in das letzte Extrem verfolgten, unbekümmert um alle Subtilitäten der christlichen Sittenlehre. Welch ein Bild, dieser Papst Alexander, zu dem sich die Gedanken der ganzen Christenheit wenden, wenn er am hohen Festtag die Messe liest und den Gläubigen den Leib des Herrn darreicht, er, der im Innern vielleicht den Gedanken wälzt, den Mann dort vor ihm im Purpurmantel und im Kardinalshut morgen schon seines Lebens und seiner Schätze zu berauben! Welch ein Bild dieser Papst, der Ablaß erteilt und als Hüter des Erbes Petri die Sünden vergibt, der mit blutiger Hand der Menschheit den Segen erteilt! Welch ein Bild dieser Cesare, der den Bruder, den Schwager und andere Verwandte ermordet, um Raum für seinen Ehrgeiz zu finden, der seinen Vater Alexander zwingt, ihm die Ermordung seines Lieblingssohnes zu verzeihen, der zuletzt, als das Ende seines Vaters herannaht, selbst nach der päpstlichen Tiara greift!

Alexander, als Kardinal Rodrigo geheißen, aus spanischem Blute entsprossen, war ein großer schöner Mann von dunkler Gesichtsfarbe, schwarzen Augen und starken Lippen. Er war nach der Schilderung von Zeitgenossen von kräftiger Konstitution, fähig, alle Strapazen im Winter wie im Sommer zu ertragen, stets höflich und zu allen Staatsgeschäften außerordentlich geeignet. In einer Rede sagte einst der Gesandte von Mailand zu ihm: „Du hast eine wunderbare Persönlichkeit infolge der großen Harmonie aller deiner Glieder, eine ebene und heitere Stirn, was viel dazu beiträgt, dir die Liebe aller zu gewinnen. Du hast niemandem deinen gerechten Schutz versagt. Wer deiner bedarf, dem hilfst du großmütig, und wenn andere Scham empfinden, etwas zu erbitten, dann legst du Wert darauf, ihnen zuvorzukommen. Du hast freundliche Manieren und freundliche Worte, so süß wie Honig. Du nimmst jeden liebenswürdig auf und konntest es nie ertragen, daß jemand dich traurig verließ. Auch bist du gewohnt zu sagen, daß du den Tag verloren hast, an dem es dir nicht gelungen ist, deinem Nächsten Freude zu bereiten.“ Nur der fascinierende Einfluß einer solchen Persönlichkeit, die nicht mit der finsteren

Miene und dem bleichen Blick des Verbrechers, sondern in der Gestalt des bezaubernden Verführers durch das Leben zog, der Männer wie Frauen in seinen Bann und zur Bewunderung zwang — nur dieser Einfluß kann es erklären, daß nicht die ganze zeitgenössische Welt sich mit Haß und Schauder von ihm und seinem Hause wandte. Es lag in ihm in gewissem Sinne die Erfüllung seiner Zeit, der großen Laster und des Glanzes, den die Kraft und die gesellschaftliche Tugend ausstrahlt. Unter diesen Tyrannen, unter diesen Condottieri, unter diesen rücksichtslosen Erraffern ist er der Größte. Gleich seinem Sohne Cesare kennt er keine Grenze und kein Maß, wenn es gilt, sich auszuleben, unbekümmert um das Recht jedes Andern sich das Recht seines Ich zu suchen. Erfüllt von einer unbegrenzten Sinnlichkeit, scheut er sich nicht, später den Vatikan, wie früher das Haus des Bischofs oder Kardinals zum Tempel der Wollust zu machen. Und doch floß aus ihm die heitere Klarheit seines Wesens. Denn nichts ist falscher als das Bild, das man sich gewöhnlich von diesem Borgia zu machen pflegt, als wie von einem finsteren und ungeheuerlichen Menschen. Auch der berühmte Jason Mainus von Mailand pries an ihm „die Eleganz der Gestalt, die heitere Stirn, die königlichen Brauen, das Antlitz mit dem Ausdruck der Liberalität und Majestät, das Genie und die heroische Wohlgestalt seines ganzen Körperbaues. Nur eine Frau hat ihn für lange umstrickt: Vannozza Catanei, die später die Mutter Cesares, Juans und der Lucrezia geworden ist. Von Alexander dreimal mit gefälligen Gatten vermählt, hat sie ihm trotz der Fessel des Sakramentes immer wieder Kinder geboren. Und gerade die Liebe zu den Kindern ist es, was dem Alter des Papstes das eigentliche Ziel gibt und seinen Charakter mit einem versöhnlichen Schimmer umkleidet. Diese Liebe war stark wie der ganze Mann, dämonisch in ihrem Wesen, verhängnisvoll zuletzt für ihn selbst, für seine Kinder und für ganz Italien.

Der aber diesen Herrscher selbst beherrschte und ihn so tief unter dem Banne seines Wesens verstrickte, daß er ihm fast mit demütigem Gehorsam folgte, ist sein Sohn Cesare gewesen. Von ihm schrieb, als er ein Jüngling von siebzehn Jahren war, der Gesandte von Ferrara an seinen Herzog: „Vorgestern besuchte ich

Cesare in seinem Hause in Trastevere gerade, als er sich auf die Jagd begeben wollte. Er war weltlich gekleidet und zwar in Seide, nur eine kleine Tonsur war sichtbar. Er ist ein Mann von großem, hervorragendem Geist und ausgezeichneter Beschaffenheit. Seine Manieren sind des Sohnes eines großen Fürsten würdig. Er ist heiter veranlagt, ja fröhlich, und lebt ganz den Freuden. Da er eine große Bescheidenheit besitzt, hat er vornehmere und liebenswürdigere Bekannte als sein Bruder, der Herzog von Gandia. Aber er hat keine Neigung zum geistlichen Stande."

Nach dem Bildnis des Rafael erscheint er als ein großer schlanker Mann mit interessanten Gesichtszügen. Als ihn, den 26jährigen, der bereits Herzog von Valentinois geworden war, Leonardo da Vinci sah, da war er blasser und magerer geworden, als in der ersten Jugend, aber „seine schwarzblauen Augen blickten fest und undurchdringlich, die blonden, noch immer dichten Haare und der zweiteilige Bart waren dunkler und die Gesichtszüge schärfer geworden; seine lange Nase erinnerte an den Schnabel eines Raubvogels. Aber eine vollkommene Klarheit lag auf diesem leidenschaftlichen Gesichte. Nur trug er den Ausdruck einer Kühnheit, einer erschreckenden Schärfe, die an eine entblößte scharfe Schneide erinnerte." Dem Volke zeigte er sich an hohen Festtagen, dem Heere in der Schlacht, im Augenblick der höchsten Gefahr. Wunderdinge wurden von seiner Kraft erzählt. Einst sollte der junge Cesare, als er noch Kardinal von Valencia war, mit einem Hiebe seines Pallasch einem Stier den Kopf vom Rumpfe getrennt haben.

Es ist bekannt, wie günstig Niccolo Macchiavelli über ihn geurteilt hat, der Mann allerdings, der den Satz aussprach: „Alles ist dem erlaubt, der herrschen will und kann." Er sagt von ihm: „Cesare Borgia gelangte zu seiner hohen Stellung durch den Glückstern seines Vaters und verlor sie zugleich mit diesem, obwohl er alle möglichen Bemühungen anwandte und alles tat, was ein kluger und mutiger Mann zu tun hat, um in dem Staat, den er durch die Waffen und das Glück erhalten hat, feste Wurzeln zu treiben. In der Zukunft hatte er vornehmlich zu fürchten, daß ein nachfolgender Papst ihm weniger gewogen sein und ihm das nehmen könnte, was er

unter Alexander gewonnen hatte. Hiergegen hatte er vor, sich durch vier Mittel sicher zu stellen: Erstens durch Vertilgung aller Geschlechter der ihrer Herrschaft beraubten Großen; zweitens dadurch, daß er die Edelleute von Rom zu gewinnen suchte, um durch sie den Papst im Zaume zu halten; drittens indem er sich unter den Kardinälen soviel Freunde als möglich machte; und endlich viertens, indem er sich vor dem Tode des Papstes eine so große Herrschaft zu erwerben suchte, daß er jedem Angriff zu widerstehen vermochte. Von diesen vier Dingen hatte er beim Tode Alexanders drei ganz und das letzte beinahe vollführt." Und weiter sagt der große Florentiner, der in Cesare seinen Helden, den schicksalsbestimmten Einiger Italiens erblickt: „Wer also in seiner neuen Fürstenwürde es nötig findet, sich gegen Feinde sicher zu stellen, Freunde zu erwerben, zu siegen, sei es durch Gewalt oder durch List, sich beim Volke beliebt und gefürchtet zu machen, sich Anhang und Ansehen unter den Soldaten zu verschaffen, alle zu vertilgen, die ihn beleidigen könnten, die alte Ordnung auf eigene Weise zu erneuern, strenge und gnädig, großmütig und freigebig zu sein, untreue Kriegsheere aufzulösen, neue anzuwerben, die Freundschaft von Königen und Fürsten zu erlangen, sodaß sie sich gerne gefällig erweisen, der wird kein lebendigeres Beispiel finden, als die Handlungen dieses Mannes. Wenn ich alle Handlungen des Herzogs zusammennehme, so kann ich ihn nicht tadeln, vielmehr muß ich ihn allen denen als Muster aufstellen, die durch Glück und fremde Macht zu einer Herrschaft gelangen."

Stärker als das Bild dieser beiden Männer schwankt, von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, das Charakterbild der Lucrezia in der Geschichte. Sicherlich ist sie nicht die große Verbrecherin gewesen, die Messalina, als die sie von der Entrüstung einzelner Zeitgenossen dargestellt wird. Sicherlich enthält die Grabschrift, die ihr ein feindlich gesinnter Dichter gab: „Hier liegt im Grab Lucrezia mit Namen, doch in Wahrheit Tais, Alexanders Tochter, Gattin, Schwiegertochter!" eine gehässige Entstellung der Wahrheit, aber ebenso ist es sicher, daß die Umgebung, daß die ganze Lebensführung der Männer und Frauen, die ihr nahe standen, auch auf ihre Entwicklung bestimmend einwirken mußten. Ihre

Erziehung war sorgfältig gewesen, sie war in den Sprachen, in der Musik, im Malen unterrichtet, und noch später bewunderte man in Ferrara die Kunstfertigkeit, mit der sie Stickereien in Seide und Gold auszuführen wußte. „Sie sprach spanisch, griechisch, italienisch und französisch, auch gut lateinisch, und in allen diesen Sprachen schrieb und dichtete sie", so rühmt von ihr ein Zeitgenosse. Aber sie durfte niemals ihr Leben nach dem eigenen Willen gestalten, sie galt immer nur als Faktor in den politischen Berechnungen ihres Vaters und ihres Bruders, die sie verlobten oder vermählten, wie es ihrem Ehrgeiz gut schien. So mochten sich in ihr die Widersprüche entwickeln, die jener ganzen Zeit zu eigen sind: Alle Kräfte, alle Tugenden und Laster wurden da von dem fieberhaften Verlangen nach dem Genuß von Geist, Schönheit, Macht und Ruhm in Bewegung gesetzt. „Mit einem Kulturbacchanal hat man die Renaissance verglichen; blickt man in die Geschichte dieser Bacchanten hinein, so verzerren sie sich wie die Freier bei Homer, die ihren Untergang ahnen. Denn diese Gesellschaft, diese Kirche, diese Städte und Staaten, diese gesamte humanistische Kultur taumeln dem Abgrunde zu, der sie unrettbar verschlingen wird." In diesem Rom aber gingen zur selben Stunde Menschen einher wie Copernicus, Michelangelo und Bramante, Alexander, Lucrezia und Cesare. Und unter den Eindrücken der furchtbarsten Trägödie des Hauses Borgia, der Ermordung Gandias, erstehen die Erstlinge der freigewordenen Kunst Italiens, malt Leonardo sein Abendmahl, meißelt der große Sohn des Castello di Caprese die Pietà, diese „reine Opferflamme, die ein großer und ernster Geist mitten in der Finsternis in dem geschändeten Heiligtum der Kirche entzündet hat."

Die Anmut Lucrezias muß bezaubernd gewesen sein. Medaillen sind von ihr erhalten, die es bezeugen. Als sie, zum dritten Male vermählt, in das Haus der Este eintrat, da schreibt ein Begleiter von ihr: „Sie ist von mittlerer Größe und von zierlicher Gestalt; ihr Gesicht länglich, die Nase schön profiliert, die Haare goldhell, die Augen von blauer Farbe; der Mund ist etwas groß, die Zähne sind blendend weiß; ihr Hals ist schlank und weiß, bedeutend und doch voll Maaß. Ihr ganzes Wesen atmet stets lachende Heiterkeit." Es war nicht Hoheit, schreibt ihr Biograph, noch klassische

Schönheit, sondern unbeschreibliche Grazie mit einem Zusatz von etwas Geheimnisvollem und Fremdartigem, wodurch diese merkwürdige Frau alle Menschen bezauberte. Anmut und Sanftheit der Erscheinung, Heiterkeit und Liebenswürdigkeit in der Rede, sind die Eigenschaften, welche alle Zeitgenossen an Lucrezia gepriesen haben. „Wenn man sich dieses zartgefärbte, von Geist belebte Antlitz vorstellt mit den großen blauen Augen und umwallt von dem goldfarbenen Haar, so wird man eine romantische Schönheit vor sich sehen, wie sie vielleicht Shakespeare in Imogen gedacht haben mochte.“ Und man wird den eigenartigen Reiz jener Szene doppelt empfinden, da Alexander, ehe er zum Kriegszug nach Sermoneta aufbrach, seiner Tochter die Stellvertretung im Vatikan und den Vorsitz im Kollegium der Kardinäle übertrug.

In sein Tagebuch schrieb Leonardo da Vinci heimkehrend von einem bacchantischen Gelage im Vatikan, dem beizuwohnen er gezwungen war: „Seneca spricht die Wahrheit: in jedem Menschen ist ein Gott und ein Raubtier, die mit einander verbunden sind.“

Es war der Ehrgeiz Cesares, ein weltlicher Fürst zu werden, nach einer Königskrone zu greifen. Zum geistlichen Stande bestimmt, frühzeitig zu den höchsten kirchlichen Würden erhoben, sah er in seinem Bruder Gandia, dem Herzog von Benevent, das erste und stärkste Hindernis für die Erfüllung seiner Pläne. Sein Tod mußte ihn nicht nur von einem Nebenbuhler in der Gunst des Vaters befreien, sondern ihm auch die Möglichkeit schaffen, das Kleid des Priesters abzulegen und der Gründer einer Dynastie zu werden, von der gleich ihm auch Alexander träumte.

Am 14. Juni 1497 — wir folgen der dramatisch bewegten Darstellung von Gregorovius — speisten Cesare und sein Bruder Gandia mit ihren Freunden, unter denen auch der Kardinal Monreale war, in einem Weinberg bei San Pietro ad vincula, im Hause ihrer Mutter zur Nacht. Nach beendetem Mahl bestiegen beide Brüder ihre Maultiere, um nach dem Vatikan zurückzukehren. Gandia verabschiedete sich von Cesare beim Palast des Vizekanzlers Ascanio, um, wie er sagte, geheimen Geschäften nachzugehen. Es begleiteten ihn nur ein Stallknecht und eine maskierte Person, die ihn seit einem Monat im Vatikan zu besuchen pflegte. Er nahm die Maske

hinter sich, ritt bis zum Platz der Juden zurück und befahl hier dem Diener, ihn eine Stunde lang zu erwarten, dann aber nach dem päpstlichen Palast zurückzukehren, wenn er selbst nicht gekommen wäre. Der Morgen zog herauf, der Herzog erschien nicht. Der Papst erschrak, glaubte jedoch, daß sein Sohn, bei einer Geliebten aufgehalten, am Abend zurückkehren werde. Er befahl, die Sache geheim zu halten. Auch am Abend kam der Herzog nicht, und jetzt wurde die Aufregung des Papstes groß. Häscher meldeten, daß der Stallknecht des Vermißten auf dem Platz der Juden, zum Tode verwundet, aufgehoben sei, ohne daß er über das Schicksal seines Herrn Aufklärung zu geben vermochte. Alsbald ging das Gerücht durch Rom, Gandia sei ermordet und in den Tiber gestürzt worden. Dieses Gerücht hatte nichts für sich, als die gewöhnliche Erfahrung nächtlicher Meuchelmorde. Man ergriff an der Ripetta, wo schon damals Slavonier Kohlen feil boten, einen Menschen dieses Gewerbes und fragte ihn, was er in der Dienstagsnacht gesehen habe. „Ich sah," so antwortete der Mann, „gegen ein Uhr nachts zwei Männer aus der Gasse links zum Tiber kommen, nahe an der Fontäne, wo man Kehricht in den Fluß wirft; sie blickten umher, dann gingen sie zurück. Bald darauf erschienen zwei andere, schauten sich ebenfalls um und gaben ein Zeichen. Hierauf kam ein Reiter auf einem weißen Pferde, einen Toten hinter sich, dessen Kopf und Arme von der einen, dessen Füße von der anderen Seite herabhingen. Er ritt an den bezeichneten Ort, worauf seine Begleiter die Leiche mit aller Kraft in den Strom warfen. Der Reiter fragte: ‚Habt ihr ihn wohl hineingeworfen?' ‚Ja, Herr!' so antworteten sie. Er blickte hinter sich in den Fluß, und da er den Mantel des Toten obenauf schwimmen sah, warfen jene Männer Steine danach, ihn untersinken zu machen." Auf die Frage, warum er das, was er gesehen, nicht dem Governator angezeigt habe, antwortete der Kohlenhändler: „Ich habe in meinen Lebtagen wohl hundert Leichen nachts dort in den Fluß hinabwerfen sehen, und niemals hat man sich weiter darum bekümmert."

Hunderte von Fischern fischten sofort im Tiber nach dem Sohne des Papstes: ein Schauspiel so seltsam und spannend, daß es ganz Rom in Aufregung hielt. Am folgenden Tage um die Mittags-

zeit hob man den Herzog aus den Wellen. Er war vollkommen angekleidet, mit Stiefeln und Sporen, in Sammetkleid und Mantel, durchbohrt von neun Stichen an Kopf, Leib und Schenkel, und mit einer Todeswunde am Halse. Seine Hände waren zusammengebunden, eine unangetastete Börse mit dreißig Dukaten trug er bei sich. Eine Barke brachte den Toten nach der Engelsburg, und hier kleidete man ihn in die Gewänder des Feldhauptmanns der Kirche und legte ihn auf eine Bahre. Das Volk wogte auf den Straßen, alle Läden schlossen sich. Viele verbargen kaum Haß und Schadenfreude, nur die Spanier gingen mit gezogenen Schwertern durch die Stadt, weinend oder fluchend. Spät am Abend trug man den toten Papstsohn nach Santa Maria del popolo. Dieser schreckliche Leichenzug bewegte sich mit zweihundert Fackeln am Tiber fort und an der Stelle vorbei, wo Gandia in den Fluß gestürzt worden war. Die Prälaten, die Kammerherren und Bedienten des Palastes schritten dem Toten voran unter lautem Weinen. Die Römer blickten voll Grauen in das vom Fackellicht umflackerte Angesicht des Ermordeten, der einem Schlummernden ähnlich auf offener Bahre dalag. Gandia ist kaum vierundzwanzig Jahre alt geworden.

Das gräßliche Ende seines Sohnes, die Vorstellung, daß dieser Jüngling wie Kehricht von einem Düngerhaufen in den Tiber geworfen worden sei, der Hohn der Welt und viele andere schreckliche Gedanken machten den Papst fast sinnlos. Er schloß sich im Palast ein, man hörte ihn in seinen Gemächern weinen. „Ich weiß seinen Mörder!“ soll er ausgerufen haben. An seiner Türe flehte der Kardinal Segobia und flehten andere Höflinge. Endlich öffnete er. Er aß und trank nicht, und schlief nicht vom Donnerstag morgen bis zum Sonntag.

Am 19. Juni berief er ein Konsistorium. Mit atemloser Spannung hörte man die Rede, die der Papst hielt. „Wenn ich sieben Papsttümer hätte,“ so rief er, „wollte ich sie alle für das Leben meines Sohnes geben.“ Er zeigte sich so zerknirscht, daß er dem König von Spanien sogar von Abdankung schrieb; aber die flüchtige Regung seines Gewissens hatte keine Macht über die dämonischen Verhältnisse, in die er unrettbar verstrickt war.

Eine Fülle von Gerüchten spann sich alsbald um die schreckliche Tat. Aus ihnen erhebt sich jedoch die Gewißheit, daß Alexander über das Geheimnis aufgeklärt war, daß er in seinem Sohne Cesare den Brudermörder erkannte. Kaum begründet dagegen ist die Erzählung, daß Lucrezia der Gegenstand der verbrecherischen Liebe und der Eifersucht ihrer Brüder gewesen ist. Alle Historiker jener Zeit aber nennen mit Bestimmtheit Cesare den Mörder Gandias. „Der Vater stand bereits in dem Banne der schrecklichen Willenskraft seines Sohnes, vor dem er selbst zu zittern begann. Kein Zeuge sah oder beschrieb ihre erste Zusammenkunft nach der Tat. Cesare verließ Rom, und als er zurückkehrte, da empfing ihn der Papst im Konsistorium; er küßte ihn, aber Vater und Sohn sprachen miteinander kein Wort. Doch der Vater liebte seinen Sohn, und so sehr ihn der Mord Gandias erschüttert hatte, verzieh er ihm doch den Frevel. Der klagende Geist des Toten ließ sich freilich noch im Vatikan vernehmen, doch kam auch er zum Schweigen. Das Volk glaubte an diese Erscheinung. Dämonische Mächte, so sagte man sich, walteten in der Nähe des Papstes. Die Logik des Verbrechens aber wirkte weiter fort: Cesare Borgia wuchs über den eigenen Vater empor und zwang ihn zu dem Bekenntnis, daß er, der Sohn, sein Meister sei."

Und jetzt begann die schreckensreiche Epoche, in der diese beiden Männer den Kirchenstaat schufen, in dem sie Verbrechen auf Verbrechen, Gewalttat auf Gewalttat, Mord auf Mord häuften. Die drei Söhne des Herzogs von Sermoneta fielen als die ersten Opfer, sie starben an Gift oder durch den Dolch, zur selben Zeit etwa, als mehr als zweihunderttausend Menschen, das neue Jahrhundert begrüßend, vor dem Sankt Peter auf den Knieen lagen, um den Segen Alexanders zu empfangen. Katharina Sforza, die Herrin von Forli, ist das zweite Opfer gewesen, sie beschloß ihr Leben im Kloster. Vom Hause der Borgia selbst starb Johann, durch Cesare vergiftet. Dann aber folgte vor den Augen jener Pilger wiederum eines der dunkelsten Trauerspiele aus der Geschichte dieses unheimlichen Geschlechts.

Nach der Trennung ihrer ersten Ehe war Lucrezia dem jungen Prinzen Alfonso von Biseglia vermählt worden. Ihn beschloß

Cesare zu ermorden, um die Verfügung über ihre Hand von Neuem zu gewinnen. Am Abend des 15. Juli trat der junge Prinz von Biseglia aus dem Sankt Peter; auf der Treppe überfielen ihn Meuchelmörder, stießen mit Dolchen nach ihm und verschwanden, nachdem sie ihm eine Anzahl von schweren Wunden beigebracht hatten. Das Stöhnen des Unglücklichen zog eine Menge Menschen herbei, die ihn in seinem Blute schwimmend fanden und in seine Gemächer trugen, wo er der Obhut des Arztes übergeben wurde. Dort pflegten ihn Lucrezia und seine Schwester Sancia, dort kochten sie ihm gewöhnlich die Speisen, um ihn nicht der Gefahr einer Vergiftung auszusetzen, und der Papst selbst stellte Wächter auf. Er besuchte den Kranken eines Tages ohne Cesare, auch dieser kam einmal und sagte: „Was nicht zu Mittag geschah, wird zum Abend geschehen." Der Papst, die Frauen, wohl der ganze Hof wissen, daß Cesare den Prinzen ermorden wird; retten kann ihn niemand. Denn was durfte der Schreckliche nicht tun, der den Spanier Pietro Galdes, den Lieblingskämmerer Alexanders, unter dessen eigenem Mantel erdolcht hatte, so daß dem Papst das Blut ins Gesicht spritzte? Eines Tages kommt Cesare wieder, er tritt ins Gemach, wo der schon halb Genesene aufgestanden ist, er zwingt die bestürzten Frauen hinauszugehen, und ruft Micheletto, den Vollstrecker seiner Blutbefehle, der ihn erwürgt. Ohne Sang und Klang, mit gräßlichem Schweigen, wie in einem Schattenspiel, wurde der tote Prinz in den Sankt Peter getragen. Und offen erklärte Cesare, daß er den Herzog umgebracht habe. Zur Rechenschaft wurde er niemals gezogen, und schnell war die Bluttat vergessen. Der allmächtige Mörder durfte auch ferner Kardinalshüte verteilen und vor ihm beugten sich demütig die edelsten Geschlechter.

Grauenhaft war auch das Schicksal des jungen Astorre von Faenza, des sechszehnjährigen, durch Schönheit und Tugend ausgezeichneten Sprößlings des Hauses Manfredi. Monatelang hatte die Stadt sich gegen Cesare verteidigt, als der Hunger sie zwang, ehrenvoll zu kapitulieren. Cesare gelobte Schonung der Bürger und freien Abzug Astorres, aber er brach seinen Eid, indem er den Unglücklichen gefangen nahm und in die Verließe der Engels-

burg schickte, in denen bereits Hunderte von Opfern der Borgia schmachteten. Ein Jahr später fand man im Tiber die Leichen Astorres und seines Bruders, die mit Stricken erwürgt und mit Steinen beschwert aus dem Turme der Engelsburg in den Fluß geworfen waren. Diese Leichen waren nach den Berichten der Zeitgenossen so schön, „daß unter tausenden keine ähnlichen gefunden werden könnten"; sie trugen die Merkmale eines gewaltsamen Todes an sich. Die Volksstimme bezichtigte offen Cesare dieses Verbrechens.

Leonardo da Vinci aber, der im Gefolge des gewalttätigen Mannes schritt und der die Leichen sah, schrieb von dem Vorgang nichts in sein Tagebuch. An diesem 9. Juni 1502 ist dort nur zu lesen: „In der Romagna werden vierrädrige Wagen benutzt; die beiden vorderen Räder sind klein, die hinteren groß. Diese Einrichtung ist dumm, da nach dem physikalischen Gesetze die ganze Last auf den Vorderrädern ruht." So schwieg er über die gröbsten Verletzungen der Gesetze des geistigen Gleichgewichts und ereiferte sich über die Verletzung der mechanischen Gesetze in der Einrichtung der romagnolischen Wagen.

Und Leonardo sah all diese Greuel und schmückte im Auftrage des Herzogs geruhig die eroberten Städte mit prachtvollen Gebäuden, Schlössern, Schulen, Bibliotheken, erbaute mächtige Kasernen für die Soldaten Cesares, legte den Hafen Porto Cesenatico am Adriatischen Meere an und verband ihn durch einen Kanal mit Cesena. Er erbaute die mächtige Festung in Piombino, er erfand neue Kriegsmaschinen und zeichnete Karten. Er ist der Zeuge der blutigen Heldentaten Cesares in Urbino, Pesaro, Imola, Faenza, Forli, aber in seinem Tagebuche schreibt er nichts von ihnen, da erzählt er, wie die Landleute ihre Obstbäume durch Reben verbinden, wie die Hebel im Glockenturme des Domes von Siena eingerichtet sind, da schildert er die eigentümlich leise Musik der herabfallenden Strahlen der städtischen Fontäne in Rimini. Er zeichnet den Taubenschlag und den Turm im Schlosse zu Urbino, aus dem eben erst der unglückliche Herzog Guidobaldo von Cesare verjagt worden war, aber das Ereignis selbst berührt er mit keinem Worte. Wir sehen ihn einsam am Meeresufer zu Piombino, wie

er die Wellen beobachtet, die sich am Ufer brechen und Geröll, Steine und Pflanzen heranrollen oder hinwegspülen. Und er schreibt in sein Buch: „So streiten sich die Wellen um die Beute, die dem Sieger verbleibt.“ Während um ihn herum alle Gesetze der menschlichen Gerechtigkeit verletzt wurden, so bemerkt hierzu Mereschkowski, studierte er, ohne diese Handlungen zu beurteilen oder zu rechtfertigen, in den scheinbar willkürlichen und zufälligen, in der Tat aber unwandelbaren und regelmäßigen Bewegungen der Wellen die unverletzbaren Gesetze der wunderbaren Gerechtigkeit der Mechanik, die vom Urbeweger festgesetzt waren.

Die Ereignisse aber nahmen ihren Fortgang. In Rom starb der reiche Kardinal Ferrari, durch das unfehlbare weiße Pulver der Borgia getötet; sein Reichtum fiel den Mördern zu. Es starb der Kardinal de la Rovere, es starb der Kardinal von Capua, beide Opfer des Giftes. Ihnen folgte der Kardinal Zeno von Santa Maria in Porticu. In der Romagna aber waltete Cesare weiter als blutiger Würgeengel. Hier hat er auch die blutigste seiner Taten vollbracht, das mörderische, mit tiefster Arglist vollbrachte Attentat gegen seine eigenen Unterfeldherrn, die Condottieri Vitellozzo, Paul Orsini, den Herzog von Gravina und Oliverotto, die kleinen Tyrannen, die von ihm das gleiche Schicksal fürchteten, das schon so manchen von ihnen ereilt hatte, und die sich gegen ihn erhoben. Durch gleisnerische Verhandlungen hatte sie Cesare wieder an sich gekettet, aber dieser Sohn Alexanders war nicht der Mann, der gelernt hatte, zu vergeben und zu vergessen. Er übertrug ihnen die Eroberung der Stadt Sinigaglia, und hier stellte er ihnen seine Netze. Kein anderer als Macchiavelli hat dieses Drama geschildert: Vom nahen Fano aufbrechend befahl Cesare den Generalen, ihre Truppen in die Umgebung der Stadt zu verlegen, weil er selbst dort mit seinem Kriegsvolk Quartiere beziehen wollte. Sie gehorchten dem Befehl. Als nun der Herzog erschien, begrüßte er sie mit heuchlerischer Freundlichkeit. „Vergebens warnte sie ein guter Dämon, sie taumelten wie bezaubert dem Drachen entgegen.“ Vitellozzo kam unbewaffnet, ganz schwermütig und ahnungsvoll, er hatte vorher von den Seinen Abschied genommen, als ob er nicht mehr zurückkehren würde. Man stieg beim Hause des Herzogs ab

und folgte ihm in eines seiner Gemächer; kaum waren sie eingetreten, als sie von Kriegsknechten umringt wurden. Zwar stieß Vitellozzo einen von ihnen nieder, aber er wurde entwaffnet und gleich den anderen in den Kerker geworfen. Zugleich wurden die Truppen der Gefangenen angegriffen und zersprengt. Als dann die Nacht anbrach, wurden zuerst Vitellozzo und Oliverotto erwürgt, auf zwei Stühlen sitzend, Rücken an Rücken. Bald darauf teilten Gravina und Paul Orsini ihr Schicksal.

Ist Alexander selbst an Gift gestorben? Es ist historisch nicht mit voller Sicherheit die Antwort zu geben. Doch ist es wahrscheinlich. Nur die Einzelheiten mögen unsicher sein. Und also soll sich der Vorgang abgespielt haben: Cesare und der Papst hätten beschlossen, neun Kardinäle und einige andere reiche Prälaten zu vergiften. Sie hätten sich zu einem Abendessen in der Villa des Kardinals Adrian di Cornedo geladen, der gleichfalls ein Opfer der Borgia werden sollte. Cesare habe nun, um seinen Plan auszuführen, dem Diener des Papstes, der bei Tisch aufwarten sollte, einige Krüge Wein geschickt, in die er das Gift, das man Cantarelle nannte, gemischt hatte, ein Gift, das niemals seine Wirkung verfehlt. Cesare hatte befohlen, nur denen von diesem Weine zu reichen, die er eigens bezeichnen würde. Gegen Abend des 10. August 1503 begaben sich der Papst und sein Sohn nach dem Hause des Kardinals. Ein Zufall wollte es, daß der von Cesare mit dem Gifte versehene Diener in den Vatikan geschickt wurde, ein vergessenes Kleinod zu holen. Als nun der Papst und sein Sohn einen kühlenden Trunk verlangten, da soll ein anderer Diener, der nichts von dem Plane wußte, ihnen beiden aus einem der Krüge mit vergiftetem Wein einen Pokal dargereicht haben, den sie leerten. Kaum habe sich Alexander zu Tisch gesetzt, als das Gift zu wirken begann, so daß er von Krämpfen befallen vom Stuhle fiel und für tot aufgehoben wurde. Bei Cesare war die Wirkung ähnlich. Alexander kam zwar wieder zu sich, aber acht Tage später ist er gestorben, während die kräftige Natur seines Sohnes dem Gifte widerstand; er wurde geheilt.

Alexander ist auf der Höhe des Glückes gestorben, ihm war alles gelungen, jeder Plan, jedes Verbrechen war zur Macht ge-

worden. Wir scheiden von ihm mit den Worten des Geschichtsschreibers der mittelalterlichen Stadt Rom: „Es ist wahr, daß die menschlichen Charaktere zum großen Teil die Produkte der Verhältnisse und Zeiten sind. Aber wenn die grenzenlose Verdorbenheit des öffentlichen und moralischen Zustandes, in dem die Italiener damals lebten, die Schuld von Vielen durch das Zeitgepräge mindert, so dürfte ein Papst mit dem Evangelium in der Hand wohl der letzte seiner Zeitgenossen sein, der auf diese Milderung ein Recht besitzt. Weil Alexander Papst war, erscheint er noch hassenswürdiger als sein Sohn. Wenn Religion mehr ist, als ein kirchlicher Formeldienst und als ein Glaube an wunderwirkende Heilige, so muß man wohl bekennen, daß Alexander ein Papst ohne Religion gewesen ist. Gute Eigenschaften, die er sonst hatte — denn es gibt in der Natur weder das absolut Gute, noch das absolut Böse — oder die ihm aus Reiz des Widerspruchs nachgerühmt werden, sind im Angesicht seines Gesamtwesens wertlos, und ein himmlischer Totenrichter würde sie wohl verächtlich aus der Schale werfen."

Mit dem Tode des Papstes zerbrachen auch die Grundlagen der Macht seines Sohnes. Er wurde gezwungen, den Boden des Landes, das er durch Blutströme zusammenzukitten gedachte, ruhmlos zu verlassen, und er ist in dem Heimatlande seines Hauses, in Spanien, schon vier Jahre nach dem Tode seines Vaters als ein Halbvergessener in einem unbedeutenden Gefecht gefallen.

Die Lehren seines Lebens aber wirkten fort. Bald wird der Neffe des neuen Papstes den Kardinal Alidosi auf offener Straße ermorden, der junge Kardinal Hippolyt von Este wird Banditen werben, um seinem Bruder Julius die Augen ausreißen zu lassen, weil seine Geliebte diese Augen als schön bezeichnet hat. Gegen Leo den Zehnten werden sich die Kardinäle verschwören, der Kardinal Alfonso Petrucci wird, den Dolch im Ärmel versteckt gleich Damon, in das Zimmer des Konsistoriums dringen, um den Vater der Christenheit zu ermorden, der Chirurg Battista von Vercelli wird sich bereit erklären, unter dem Vorwand, ihn von einer Fistel zu heilen, den Papst zu vergiften. Es wird furchtbare Hinrichtungen geben, und auch der Kardinal Petrucci wird in der Engelsburg mit wilden Flüchen auf den Papst vom Henker erwürgt werden. Immer von

neuem wird die Anarchie in der ewigen Stadt herrschen, in Urbino, in der Romagna, in Perugia und Siena werden sich Revolutionen erheben, und wie in alten Zeiten werden die Orsini und Colonna gegeneinander wüten. Auch die Medici werden in die Tiefe sinken, der Kardinal Hippolyt wird dem Gifte erliegen, das ihm sein Bruder Alessandro beibringt, und Alessandro wird dem gleichen Schicksal verfallen. Die reine und klare Luft aber, die jenseits der Alpen von Wittenberg her über Deutschland fährt, muß auch nach Italien dringen, und dem Papsttum wird die Kraft erwachsen, sich selbst zu reformieren, wenn auch in den nächsten Jahrhunderten Rom als mitwirkender Faktor fast völlig aus der Geschichte verschwindet. Es wird eine Zeit der Ruhe, der Erstarrung, des Friedens und der Ruhmlosigkeit heraufziehen, und die Zeit der Borgia wird nur noch als ein wilder und wüster Traum erscheinen.

Fünftes Kapitel

Am Balkan

Sind die Instinkte, die in den alten Despotien die Geschichte schreiben, nicht auch heute noch lebendig? Sind sie nicht stärker, reißen sie die Menschheit nicht gewaltiger fort, als alle Mahnungen zur Tugend und Wahrheit? Das Königshaus der Serben und ihre Freiheit ist noch jung, aber die Fülle der Frevel, deren Schauplatz ihr Land gewesen, ruft wohl das Gedächtnis an die verklungenen Zeiten jener orientalischen Despotien wach. Und so mag sich dem verblichenen Bilde hier das neue Bild aus unseren Tagen gesellen, so mag eine weite, gewaltige Brücke aus den Anfängen der Geschichte über das Mittelalter hinweg bis in dieses stolze Zeitalter geschlagen werden, das sich so gerne der Höhe seiner Kultur, der Sicherheit seiner Gesetze, der Größe seiner sittlichen Leistungen rühmt.

Allerdings mag das Schicksal, unter dem durch lange Jahrhunderte das serbische Volk geseufzt hat, mag die Unterdrückung, die auf ihm lag, mag die gewaltsame Lostrennung von der europäischen Kultur durch die türkische Herrschaft das Erwachen milderer Sitten gehindert, die Instinkte brutaler Grausamkeit und schonungslosen Hasses gefördert haben. Denn diese Last war schwer zu ertragen. Das beweist nicht nur die Schädelstätte auf dem Amselfelde, wo auf vier Jahrhunderte die Unabhängigkeit des Volkes vernichtet wurde, das beweisen auch die zahllosen Richtstätten mit ihren bleichenden Knochen und all die jämmerlichen Sklavenzüge, die über die Grenze nach dem Innern des Türkenreiches geführt worden sind. Erst der Anfang des neunzehnten Jahrhunderts erweckte in diesem Volke wieder die Sehnsucht und die Kraft zum Freiheitskampfe. Aber diese Kraft wird bald durch Parteiungen, durch den Kampf um die Krone gelähmt, und wie in England

einst der Streit zwischen der Roten und der Weißen Rose das ganze Volk verdarb, so reißt der Zwist zwischen dem Hause der Karageorge und der Obrenowitsch jeden Halm und jede Blüte, die sich entfalten wollen, längst vor der Reife wieder zu Boden. Und wie vor sechshundert Jahren in dem Hause der Njemaniden schon der Mordstahl gegen die Herrscher gezückt wurde, wie der Sohn des großen Stephan Duschan, der zuerst die slavischen Bewohner der Balkaninsel zu einem Reiche vereinigen und sich die Kaiserkrone in Byzanz aufsetzen wollte, eines unnatürlichen Todes starb, so wurde auch der Sohn des Befreiers Milosch, so auch Georg Petrowitsch, der unter dem Namen Karageorge der Stammherr des jetzigen Königshauses wurde, von dem Dolche eines gedungenen Attentäters um das Leben gebracht.

Und es ist bezeichnend: Das erste große Heldenepos der Serben, das die Schlacht auf dem Amselfelde feiert, dieses Epos der Besiegten, feiert zugleich den Königsmord. Allerdings einen Mord, dessen Motive neben die des Brutus gestellt werden mögen. Denn also wird uns berichtet: Knes Lazar saß auf dem Throne des Serbenlandes, das dem Sultan tributpflichtig war. Er rief sein Volk zum Kampfe auf, und auf der Heide von Kossowo, auf dem sagenumsponnenen Amselfelde, trat er den Hunderttausenden, die Murad der Erste herangeführt hatte, mutig entgegen. Hier hat sich eine Völkertragödie abgespielt, wie früher etwa, als Totila und Tejas um die Zukunft des Gothenvolkes kämpften oder als auf den catalaunischen Gefilden Aëtius als Retter der abendländischen Kultur den Schwärmen des Hunnenkönigs entgegentrat. Mythos und Geschichte haben diesen Tag mit einem dichten Netze umgeben, sie haben schwere Schuld auf den Verwandten Lazars, auf Wuk Brankowitsch gehäuft, der sein Heer, sein Vaterland und seinen Fürsten in der Stunde der Entscheidung verriet, sie haben reiche Lorbeeren an Milosch Obilitsch verliehen, der am Morgen der Schlacht zu Murad ging, vor ihm die Kniee beugte, und als der Sultan ihn aufheben wollte, ihn mit einem Dolche durchbohrte. Er hat die Tat gleich seinem Vater mit dem Tode durch Henkershand gebüßt. „Die dunklen Wolken, die sich an jenem Abend über das Schlachtfeld breiteten, deuteten die fünf Jahr-

hunderte der Finsternis an, die von nun an auf der serbischen Nation lasten sollten."

Als aber das Volk endlich emporgerissen wird, da weiß es sich in die neue Freiheit nicht zu finden, da stürzt es aus eigenem Willen sich wieder in die Macht der Despoten, und wo es dennoch an der Freiheit festzuhalten glaubt, dort artet sein ganzes Wesen in die Zügellosigkeit des Barbarentums aus.

Im Jahre 1804 ist der Aufstand ausgebrochen, der eine neue Gasse für die Freiheit des Landes schaffen sollte. Filip Sljepaz hat ihn besungen. Es war ein Volkskrieg der Unterdrückten, ein Notkampf gegen das Unerträgliche. Und er wurde nicht von den Geschlechtern begonnen, sondern er erhob sich aus der Mitte der geplagten Masse. Wunderzeichen, so erzählt der Dichter, mahnten zum Aufstand: Von dem Triphun aus bis zum heiligen Georg hat sich in jener Nacht der Mond verfinstert, blutige Fahnen zogen an dem wolkenlosen Himmel einher, an dem heiligen Sawata-Tage hat es mitten in dem eisumstarrten Winter gedonnert, am Kettenfeiertage hat die Erde gebebt und dreimal „hüllte im Lenz die Sonne sich in Dunkel, dreimal ward es Nacht an einem Tage, dreimal zitterte die Sonne im Osten."

Georg Petrowitsch, der Sohn eines Bauern aus Topola, der schwarze Georg, wurde der Führer, ein Schweinehirt von riesigem Körperwuchs, ungebildet, aber waffengeübt, verschlagen, aufbrausend und despotisch. Von ihm wird erzählt, daß er vorher, als er auf einem mißglückten Putsch auf die Festung von Belgrad auf österreichisches Gebiet fliehen mußte und als sein alter Vater sich weigerte, die Heimat zu verlassen, diesen erschoß, ihm durch einen Kameraden den Gnadenstoß geben und die Leiche unbestattet liegen ließ. „Der ganze wilde und doch männliche Charakter des serbischen Aufstandes," schreibt Felix Bamberg in seiner Geschichte der Orientalischen Angelegenheiten, „spiegelt sich in dieser Tat wieder." Mehr noch, auch das ganze Wesen des Geschlechtes spiegelt sich in dieser Mordtat; was die Väter begonnen hatten, das nahmen die Enkel wieder auf.

Der Frieden brachte nur den Schein der Freiheit, der schwarze Georg selbst mußte noch einmal nach Österreich fliehen und im

neuen Kampfe wurde Milosch Obren der Führer. Und auch er leitete das Werk der Befreiung mit einer Bluttat ein. Als der Aufstand ausbrach, war Karageorgewitsch zurückgekehrt, er hatte sich bei dem Knesen Vuiza verborgen, aber Milosch verriet dem Pascha von Belgrad den Versteck des Rivalen, und der schwarze Georg verlor sein Leben durch Meuchelmord. Und das gleiche Schicksal hat seinen Sohn Michael ereilt. Hier wurde Alexander Karageorgewitsch, der in Ungarn lebte, der Anstiftung angeklagt und zu zwanzig Jahren Zuchthaus verurteilt, die Mörder selbst wurden hingerichtet. Dem Toten aber folgte auf dem Thron der junge Milan.

Ob das Haupt des Hauses Karageorgewitsch selbst der Urheber des Mordes war? Leopold von Ranke hat es in seinem Buche über Serbien und die Türkei bezweifelt. Er gibt es zu, daß man im Lande selbst stets an die Schuld der Nachkommen des schwarzen Georg geglaubt hat, aber nach den Auszügen aus den Gerichtsakten, die ihm mitgeteilt wurden, hält er Paul Radowanowitsch für den Urheber, der „allerdings die Geschäfte der Karageorgewitsch in Belgrad besorgte und mit den Verwandten derselben aus der Familie Nenadowitsch in mannigfaltigen Beziehungen stand, die ja alle durch eine Veränderung der Regierung wieder emporzukommen hofften." Man empfängt, so führt der Historiker aus, den Eindruck, daß die Initiative von ihm selbst ausging. Wahrscheinlich unbekannt mit der Absicht des Fürsten, dem Lande eine Verfassung zu geben, oder vielleicht auch im Gegensatz zu den sonstigen Intentionen des Fürsten, hatte Radowanowitsch selbst eine Konstitution abgefaßt und diese bereits von dem Sohne des vertriebenen Alexander unterschreiben lassen. Mit dieser Urkunde in der Hand hoffte er Meister der Regierung überhaupt zu werden, die wichtigste Stelle selbst einzunehmen, die anderen an seine Brüder und Freunde zu geben. Das Erste gelang ihm nun durch einige Helfershelfer, die er aus dem dort in der Nähe gelegenen Staatsgefängnisse auskommen zu lassen die Mittel fand, ausgemachte Verbrecher, von denen man einen, den Wildesten, nach vollbrachtem Morde ruhig seine Zigarre rauchen sah. Der Fürst, dessen Verdienste seine Nation anerkannte, wurde wirk-

lich ermordet. Ein ungezügelter politischer Ehrgeiz, sich stützend auf dynastische Antipathien, schaffte ihn aus dem Wege. Aber ehe noch der Versuch gemacht werden konnte, die Oberhäupter der Regierung in der Hauptstadt zu überfallen und niederzumachen, wurden diese von der grauenvollen Tat benachrichtigt. Sie wußten nicht allein jeder Bewegung zuvorzukommen, sondern auch die Schuldigen, namentlich Radowanowitsch selbst in Haft zu bringen. Die Verbrecher wurden vor Gericht gestellt und nach dem Maße ihrer Verschuldung bestraft.

Und heute? Das Haus des Obrenowitsch ist bis zum letzten Sprossen ausgerottet, die Schuld der Väter in grauenvoller Weise an den Enkeln heimgesucht. In einer Juninacht des Jahres 1903 hat sich in dem Konak von Belgrad eine Tragödie abgespielt, wie sie in gleicher Entsetzlichkeit sonst nur das graue Altertum kannte.

Die Bartholomäusnacht der Katharina von Medici und das Blutbad von Stockholm mögen sich diesem Ereignis zur Seite stellen. Aber hier klingt auch, so will es scheinen, der uralte Gedanke der Blutrache in das Drama: Milosch Obrenowitsch hatte den schwarzen Georg ermordet, des Erschlagenen Sohn ließ Michael Obrenowitsch töten, jetzt fiel der letzte vom Stamme des Bauernsohnes von Brusnitza, Milans Sohn Alexander, und aus dem alten Geschlechte des Obren blieb nicht Mann und nicht Weib mehr übrig, nur des Obersten Keschko unglückliche Tochter Natalie, die einst Milans Gattin war und die Serbenkrone trug, die jetzt, verbannt und verstoßen vom eigenen Gatten und verleugnet von ihrem Sohne, den Untergang ihres Geschlechtes gleich Margareta, Heinrichs des Sechsten unseliger Gattin, beklagen mochte: „Mein war ein Eduard, doch ein Richard schlug ihn! Mein war ein Gatte, doch ein Richard schlug ihn! Wer kniet und sagt nun: Heil der Königin? Wo sind die Pairs, die schmeichelnd sich dir bückten? Wo die gedrängten Haufen, die dir folgten?“ Ja es ist ein starker Geruch von Blut und verwesten Leibern, der sich vom Boden Serbiens schon seit jenen Tagen erhebt, da der schwarze Georg seinen Vater und Milosch den alten Freiheitshelden erschlug.

Starb Alexander als Schuldiger? Haben die Offiziere, die ihn und Draga erwürgten, nur aus der Notwehr des Volkes heraus

gehandelt? Durfte sich jeder von ihnen als einen Tell oder einen Brutus fühlen? Noch liegt ein Schleier über mancher Einzelheit; nur das ist sicher, daß Alexander durch eine Reihe von Verfassungsbrüchen geschritten war, daß er sein Volk auf das Schwerste herausgefordert hatte, ehe sich sein Schicksal erfüllte. Aber sicher ist auch dies, daß es eine sittliche Rechtfertigung für die Tat nicht gibt, daß aus der Blutsaat eines Mordes niemals die Freiheit erblühen, sich ein gesegneter Fortschritt entwickeln kann. Mag die Regierungszeit des letzten Obrenowitsch mit häßlichen Taten angefüllt sein, so wird doch alle Schuld und alle Sünde den Königsmord nicht rechtfertigen und es niemals entschuldigen, daß man den Mann, der die Krone trug, und die von ihm erkorene Lebensgefährtin in der Hilflosigkeit ihres Schlafgemachs abgeschlachtet hat, daß man in den dunklen Nachtstunden Meuchelmörder in das Haus der Minister sandte, daß man auch die Verwandten erschlug. Und diese Empfindung des Abscheus wird noch verschärft durch das Verhalten der Menge, die sich mit Blumen und ihre Häuser mit Flaggen schmückt, die sich von den Musikkorps fröhliche Weisen aufspielen läßt, als man eben die Leiche des letzten Sprossen des Hauses Obren aus dem Fenster geschleudert hat. Und auch die Tatsache wirkt bedrückend, daß unmittelbar nach der Vollziehung des Schreckensurteils ein Conseil von neuen Ministern zusammentrat, das in wenigen kühlen Sätzen von dem Geschehenen Kunde gab, ohne ein Wort der Teilnahme oder des Abscheus, als ob das Geschehene alltäglich und nur recht und billig sei. „Verschiedene Zwistigkeiten, die sich am Hofe ereigneten, haben die Intervention der Armee und einen Konflikt hervorgerufen, in dem König Alexander und Königin Draga den Tod gefunden haben“ — das ist der Nekrolog, den das Königspaar erhielt. Und noch heute fehlt die Sühne des Verbrechens, die Mörder leben in Glanz und Ehre, und das uralte Gesetz, daß, wer Blut vergießt, deß Blut gleichfalls vergossen werden soll, bleibt unerfüllt. Peter Karageorgewitsch aber, der Erbe des Thrones und des Verbrechens, ist nach kurzer Zeit der Ablehnung vom russischen Zaren festlich empfangen und als Gast im Winterpalais aufgenommen worden.

Der Parteien Gunst und Ungunst verdunkelt noch den Blick in die letzten und tiefsten Geheimnisse des Dramas von Belgrad. Leidenschaftliche Anklage, überzeugte Verteidigung verhindern das sichere Urteil über den letzten Obrenowitsch und seine Schuld. Das aber ist sicher, daß solche Schuld bestand. Denn Alexander ist von Fehler zu Fehler, von Staatsstreich zu Staatsstreich getaumelt. Schon als Jüngling von sechzehn Jahren befreite er sich durch einen Gewaltakt von der Regentschaft des alten Ristics, heilige Gelöbnisse verhießen eine neue Zeit des Glanzes und der Freiheit, aber die Erfüllung blieb aus. Die Verfassung wurde suspendiert, die Volksvertretung, wenn sie sich nicht fügte, willkürlich aufgelöst, ein neuer Senat ernannt, unbequeme Gesetze wurden widerrechtlich aufgehoben, die Preßfreiheit, die Selbstverwaltung wurden vernichtet, ein Wahlgesetz unter offenem Bruch der Eide oktroyiert. Die Schuld Alexanders in ihren letzten Verzweigungen hat dann Vladan Georgewitsch, der einst sein Ministerpräsident gewesen war, in einer leidenschaftlichen Schrift aufgedeckt, die an Zolas ebenso leidenschaftliches „J'accuse!" erinnert.

Für Vladan Georgewitsch ist Draga Maschin der böse Geist des Königshauses gewesen, nur unter ihrem Einfluß sei Alexander zum Verfolger der besten Freunde seines Hauses, zum Peiniger der besten Patrioten seines Landes, zur blutigen Geißel dieses Landes selbst und der eigenen Eltern geworden. Mit grimmigem Zorn wendet sich der finstere Mann gegen die Sentimentalität des Weltteils, der nur die Mörder verdamme, nur die Zahl der Schüsse zähle, die im Konak fielen, die achtundfünfzig Säbelhiebe, mit denen man die beiden Leichen zerfetzte, die mit ihnen erschlagenen Verwandten und Verteidiger, der aber nicht mehr an die Verfassungsbrüche und die Borgia-Greuel der Getöteten denke. Man schelte die Armee einen Prätorianerhaufen und die Offiziere nenne man Mordbuben, aber man vergesse die Geschichte des Landes, die schon vorher durch die Schuld der Fürsten aus einer ewigen Abwechselung von Ermordungen und Vertreibungen, von Depossedierungen und Restaurationen bestand. Man vergesse die ewige Unstetigkeit in den Handlungen eines Königs, der in zehnjähriger Regierung fünfzehnmal die Ministerien, das politische System, die

ganze Beamtenschaft bis zum letzten Gemeindediener herab gewechselt hat. Trotz aller Qualen der früheren Zeit habe das Volk, das die Christenheit vergaß und der Gnade der Türken überließ, unter Martern und ewigen Kreuzigungen sich emporgerungen, und diese Schaffenskraft wollte ein „junger Mann, vielleicht ein Neurastheniker, vielleicht ein Geisteskranker“ wieder zerstören. Und nun mag Vladan Georgewitsch die Anklageschrift verlesen:

„Man erinnert sich des ersten Staatsstreichs, den er in der Nacht vom 1. April 1893 durchführte. Noch stand er nicht unter Dragas Führung, aber die Fähigkeit, ihr Schüler zu sein, kündete sich bereits an. Er rief das Heer zu seiner Hilfe, und wenn man es heute einen Prätorianerhaufen nennt, so hat er ihm damals den ersten Unterricht im Prätorianertum gegeben; er bereitete seinen greisen Regenten, die dreimal die serbische Krone dem Hause Obrenowitsch erhalten, ein Borgiamahl. Es war furchtbar zu hören, welcher Geist schon damals aus ihm sprach: Eine wilde Tücke, wie sie vor ihm vielleicht nur noch in den neronischen Gemächern umging. Ein Minister meldete eines Tages, daß der wieder eingesetzte Metropolit Michael Schwierigkeiten mache; der König fragte, ob man den Pfaffen nicht mit einer Tasse Kaffee aus dem Wege räumen könne. Die Radikalen wurden beseitigt, ein neuer Staatsstreich gemacht, die vor neun Monaten feierlich mit der Hand auf dem Evangelium beschworene Verfassung wurde gebrochen, die alte Verfassung, deren Aufhebung in blutiger Revolution erkämpft worden war, dem Volke wieder aufgedrängt. Auf welchem Wege? Um das Ziel zu erreichen, so berichtet Georgewitsch, mußte eine Staatsgefahr erfunden werden, deren Urheber eben der Radikalismus war, mußte die Frage beantwortet werden, wie man am hellen lichten Tage eine loyale Partei kompromittiert und mit ihr die Verfassung in den Abgrund stürzt. Erinnert man sich vielleicht noch der Reise, die der König, umgeben von seinen radikalen Ministern, im Kreise Uzica machte? Alles war ahnungslos. Plötzlich, als man auf die Zlatibor-Höhe kam und die Wagen schon den Berg hinanklommen, hielt die königliche Equipage knapp vor einer Stelle, wo die Straße hart an einem Abgrund vorbeizieht, und — allgemeine Aufregung! — der König verließ den Wagen und ging

weiter zu Fuß. Warum? Was war geschehen? Nur ein Streich von der Art, wie ihn Viktor Hugos unsterblicher Graf Ahlefeld verübte. Man fingierte eine Verschwörung der radikalen Minister gegen das Leben des Königs. Im Auftrage Alexanders verständigte ein Vertrauter eine dritte Person, daß hier, an dieser Stelle, mit Wissen der Minister die Pferde des königlichen Wagens scheu gemacht werden würden, und nachdem diese dritte, ahnungslose Person in heller Angst die Warnung wiedergegeben: konnte dann der König, den man in den Abgrund stürzen wollte, mit den Attentätern weiter zusammenbleiben? Und konnte er mit der Verfassung weiter regieren, die ihnen die Macht im Lande gab? „Meineid auf Schritt und Tritt," so ruft der frühere Minister Alexanders aus. „Nur daß es eben noch größerer Leiden und Martern bedarf, bevor man sich entschließt, von seinem jungen König, dem man Treue geschworen, das Ärgste zu glauben und aller Hoffnung zu entsagen." Als der Führer der Fortschrittspartei, die den Radikalen in der Regierung folgte, sich vom König verabschiedete, schlug er das Kreuz und rief ihm zu: „Gott soll mich davor bewahren, Eurer Majestät noch einmal dienen zu müssen!"

Und nun die wildeste Steigerung: „Ich wurde sein Ministerpräsident — in drei Jahren der neunte!" — und ich, Vladan Georgewitsch, der ich der Lebensgrenze nahe bin, bezeuge hier vor Europa, daß König Alexander einen Mörder dang, um seinen Vater Milan zu ermorden! Ja, hört es, Ihr Majestäten, hört es, zivilisierte Nationen: König Alexander von Serbien und seine damalige Maitresse und spätere Frau Draga haben den Mörder Knezewitsch gedungen, um den eigenen Vater des Königs, den Schöpfer des neuen serbischen Königreiches, feige und meuchlings zu erschießen. Dieses Verbrechen ist aus der lasterhaften Liebe zu Draga Maschin emporgekeimt. Wer sie war? Ihr Leib war Gemeingut, ihre Vergangenheit stadtbekannt, von beiden Elternseiten her belastet, denn der Vater starb im Belgrader Irrenhaus, die Mutter war eine Trinkerin. Jeder wußte, eine hitzige Dirne. Auch Alexander wußte es; der verstorbene Kaufmann Kanara, der verstorbene Publicist Sima Popowitsch wußte es; viele Belgrader, die noch heute leben, wissen es aus persönlicher Erfahrung. Sie

hatte ihren ersten Mann entehrt und ins Grab gebracht. Königin Natalie nahm Draga in ihren Dienst, um sie zu retten, und die Gefallene blieb, was sie war: heute, des Königs Maitresse, wie sie gestern Jedermanns käufliches Gut gewesen war."

König Milan habe die Heiratsabsichten seines Sohnes geahnt und erklärt, das ganze serbische Volk und er selbst werde gegen einen so unsäglich beschämenden Wahnwitz Maßregeln ergreifen. „Darauf wurde alles wieder still, und nie vorher hatte der Sohn sich dem Vater so zärtlich ergeben gezeigt. Da feuerte plötzlich der Mörder Knezewitsch seine Schüsse auf Milan ab. Und weiß man, was weiter geschah? Die Revolverkugeln trafen nicht gut, Milan wurde nur leicht gestreift und sein Adjutant Major Lukitsch schwer verwundet. Was also tun, um den Verdacht von den Urhebern abzulenken? Nun, der Mörder mußte über sein Schicksal beruhigt und zu einer falschen Aussage bewogen, die Leute, die ihn geworben, mußten beseitigt, der Verdacht auf die Radikalen abgelenkt und der höchste Schmerz kindlicher Liebe vorgegaukelt werden. Und da begab sich Folgendes: Der Mörder Knezewitsch, der Alberne, der noch auf der Richtstätte lächelte, weil er die Begnadigung und die darauf folgende Belohnung mit Sicherheit erwartete, wurde von dem Peloton rasch getroffen und der Präfekt Andelitsch, der um die Sache wußte, wurde erdrosselt aufgefunden. Und der liebreiche Sohn? Der bot ein Schauspiel, wie Menschenaugen es seit den Tagen des Caligula nicht mehr gesehen hatten. Noch am Tage des Attentats wurden die Minister zum Könige befohlen, der von ihnen die Verhaftung und Einkerkerung sämtlicher radikalen Führer forderte. Sie waren entsetzt. Wo waren Schuldbeweise? Wo auch nur Verdachtsgründe? Wie wollte man solche Massenverhaftungen rechtfertigen? Das Bedenken erbitterte den König. Sofort wurde der Kommandant der zweiten Kavalleriebrigade, Oberst Alexander Konstantinowitsch, in den Saal gerufen und vor allen Ministern wörtlich so angeredet: „Wenn ich Dir jetzt befehle, die Hochverräter, die auf dieser Liste verzeichnet sind, noch heute Nacht erschießen zu lassen: wirst Du den Befehl ausführen?" Der Oberst war sprachlos, die Minister vor Schrecken außer sich; um ein fürchterliches Blutbad zu verhüten, willigten

sie schnell in die Forderung; sie dachten: Od roba ikad, iz groba nikad (Aus der Gefangenschaft vielleicht, aus dem Grabe nie). Erst die Intervention des Kaisers Franz Josef hat den Massenmord verhütet."

Wie schon jetzt, wo doch die Zeugen noch leben, das Bild der Tatsachen entstellt wird, wie es gleitet und schwankt, das zeigt wohl besonders deutlich die anonyme Schrift: „Aus dem Tagebuch Alexanders von Serbien," in der mit aller Schärfe behauptet wird, daß Vladan Georgewitsch selbst den Mörder Knezewitsch gedungen habe, „um die Attentatkomödie auf Milan auszuführen, die ihm Gelegenheit bieten sollte, alle Häupter der radikalen Partei unter den Galgen zu stellen." Er habe Knezewitsch erschießen lassen, damit er nicht später gegen ihn zeuge, und den Präfekten von Belgrad Andjelitsch, den Leiter des ganzen Komplottes, habe man eines Tages erhängt aufgefunden: Ganz Serbien habe damals behauptet, daß die Polizisten des Ministers Georgewitsch ihn erdrosselten!

Die sexuelle Psychologie ruft Vladan Georgewitsch an, um die unvermeidliche Notwendigkeit der nahenden Katastrophe zu begründen. Und er führt uns da in wunderliche Tiefen. Gewiß, es hat auch in Königshäusern seltsame Ehen gegeben, und nicht immer ist eine Luise, eine Elisabeth durch die Gemächer geschritten. Katharina die Erste war von dunkler Herkunft, sie war die Tochter des Samuel Skawronski und die Frau eines schwedischen Dragoners gewesen, ehe sie die Geliebte des Fürsten Menschikow und die Gemahlin Peters des Großen wurde; Katharina die Zweite hat schon als ihr Gatte lebte, ihre Gunst an Saltykow und Poniatowski verschenkt und sie hat auch später den Ruhm ihrer Regierung durch rücksichtslosen Sinnesgenuß getrübt. Aber wer will mit ihnen die Frau des letzten Enkels Obrens vergleichen?

„Es kamen manche zu mir und sagten, ich möge eine solche Frau nehmen, wieder andere wollten, ich solle eine andersgeartete Frau wählen, der wollte eine Königin nach seiner Façon haben, ich aber wähle mir eine Königin, wie ich sie will," so sprach Alexander zu seinem Volke, ehe er am 5. August 1900 in der Kathedrale von Belgrad den Segen des Popen empfing.

Wie nun diese Königin nach der Façon des letzten Obrenowitsch aussah, das hat Vladan Georgewitsch geschildert. Mag hier auch Zorn und Ingrimm die Feder geführt haben, so werden doch die vornehmsten Conturen von allen Seiten bestätigt. In seinem Tagebuch selbst erwähnt Alexander, daß die Bäuerinnen im Innern des Landes, als sie von der Verlobung des Königs hörten, vor Schmerz ihr Gewand zerrissen; Nathalie, des Königs Mutter, ließ ihrem Sohn, der sie kniefällig um ihre Rückkehr nach Serbien bat, mitteilen, daß sie „solange eine Dirne auf dem Throne Serbiens sitzt, weder zurückkehren, noch von ihrem Sohne etwas wissen wolle;“ Zinzar Markowitsch sogar, die letzte Stütze und der letzte Minister Alexanders, wies ihm noch kurz vor der Katastrophe den einzigen Weg zur Rettung: „Trennen Sie sich von der Königin!“ Und er schrieb in einem Brief, daß eine solche Schande auf einem Königsthrone noch nicht dagewesen sei. Ganz Europa aber wurde, besser noch als durch das Urteil ihrer Landsleute, über das Wesen dieser Königin belehrt durch jene wunderliche Episode, in der Draga Maschin das Vorbild für die Gräfin Kwilecka gab, als sie durch eine erheuchelte Schwangerschaft dem Königstum einen Schlag versetzte, wie er etwa durch die Halsbandgeschichte der Marie Antoinette und des Cardinal Rohan dem Königtum der Bourbonen versetzt worden ist.

Draga, so schildert sie Georgewitsch, war nicht nur eine gierige Geschäftsdame, sondern von einfach unbeschreiblich schmutziger und ekelhafter Routiniertheit. „Kennt Ihr alle Nuancen und Erfindungen des Lasters? Das war Draga. Hörtet Ihr jemals von der Budapester Bänkelsängerin Rosa Benkö? Sie war eine dumme Schülerin neben der Frau auf dem serbischen Thron; sonst hätte sie sich nicht vor Lachen gewälzt, so oft sie von dem ungeschickten Alexander erzählte, sondern gleich Draga gewußt, daß die Geduld, diese teure Göttin, alles zusammenbringen kann, wenn sie sich zur schmutzigen Dienerin des Feilsten und Gemeinsten macht. Rosa Benkö war die ungleich Jüngere, Schönere, und lachte, wieherte. Draga aber, die doppelt so Alte und Verbrauchte, wußte Bescheid, wußte, wie man den durch eine üble Laune der Natur von den Frauen ferngehaltenen Männern den Schmerz

erspart und zum Genuß verhilft. Und diese Routine wurde zum Schicksal eines Königsreiches, und was sich als Politik so hoch erhaben dünkt, mußte elend scheitern, weil man vergessen hatte, sich um die physischen Geheimnisse eines Königs und um die kundigen Witze einer Dirne zu kümmern." So wurde einst Alexei, Peters des Großen Sohn, durch die frühere Leibeigene Affrossinja in das Verderben gerissen, so haben schon im Hause der Achämeniden vor zweieinhalb Jahrtausenden die Finger von Kourtisanen das Netz geflochten, in dem sich Könige fingen.

Serbien, so fährt der Ankläger fort, ist nicht die Türkei, und seine Minister waren nicht darauf dressiert, Schlafzimmergeheimnisse auszuforschen. Und Draga war eine gute Psychologin. Als sie zuerst eine Schwangerschaft heuchelte, um einen französischen Ingenieur zur Heirat zu zwingen, kaufte er sich kurz und brutal mit fünfhundert Franken von ihr los. Als Belgrader Bürger diesen Vorgang dem König erzählt und ihn kniefällig gebeten hatten, rief endlich einer von ihnen: „Herr, sie ist ja auch mit mir gegangen," und nannte den Preis. Was nützte es? Alexander war überzeugt, daß er nur mit ihr und durch sie glücklich sein könne, und hatte inzwischen auch schon den schmerzlichsten Kursus, den es für einen Verliebten geben kann, durchgemacht. Denn als sie seiner sicher war und es ihr aufdämmerte, daß bei kluger Erhitzung und Lenkung seiner Leidenschaften vielleicht selbst das Äußerste möglich werden könne, begann sie ihn schlau zu martern. Sie versagte sich ihm, hielt plötzlich viel auf ihre Frauenehre, ließ ihn nachts auf der Straße unten im Schnee oder im Kot warten und brach, wenn nichts anderes half, in Tränen aus. Was, hieß es dann, war sie, die ihn so unsäglich liebte? Eine Entehrte. Und er, der König, konnte, wenn er sie wirklich liebte, dulden, daß man sie seine Maitresse nannte? Die alten, tausendmal schon gebrauchten und doch immer untrüglichen Mittel. Vladan Georgewitsch berichtet dann, wie König Milan seinem Sohne als das schwerste Hindernis zu seinem Ziele erschien, wie man durch gefälschte Briefe und durch intrigante Artikel in ihm jede Zuneigung zum Vater auszurotten suchte, sodaß er sogar die Zustimmung zu dem Attentat des Knezewitsch gab. Er berichtet von dem Briefe,

den Milan nach seiner Verlobung an seinen Sohn schrieb: „Nicht ein Musikfeldwebel, geschweige denn der kleinste Offizier der Armee, die ich zu befehligen die Ehre hatte, dürfte so heiraten, wie Eure Majestät heiraten wollen. Ich lege meinen Offiziersdegen Eurer Majestät zu Füßen." Als man dem Könige Vorstellungen machte, da schrie er, er werde Draga zur Königin machen und wenn das Blut vorher in Strömen fließen müßte. Das ganze Offizierskorps beschloß gemeinsam die Uniform abzulegen, „da eine solche Person von der Armee nicht als Königin hingenommen werden könne." Nur daß der Zar von Rußland das Amt des Trauzeugen übernahm, hat den Ausbruch einer Katastrophe schon damals verhindert.

Es ist nicht ohne ein feines Interesse, aus den Briefen und Tagebuchblättern Alexanders festzustellen, was er selbst für diese Frau empfand, die in noch ganz anderem Sinne als Helena im „Faust" sich als „bewundert viel und viel gescholten" darstellen konnte. Jede Warnung prallte an ihm ab, selbst die überzeugten Beweise galten ihm nichts, und wenn die Tragödie seines Lebens auch düster und zuweilen abstoßend erscheinen mag, so liegt doch in dieser Treue selbst für den unwürdigen Gegenstand seiner Neigung ein versöhnendes Moment. Zugleich aber ist hier ein sinnfälliges Beispiel für den unwiderstehlichen Einfluß geschaffen, den hysterische Frauen, wie in späteren Tagen die Heldin des Dramas von Allenstein oder die Gräfin Tarnowska, auf nervenschwache Männer zu üben verstehen. Es ist hier eben ein Moment gegeben, das in der Geschichte und vor allem in einer Geschichte der Attentate nicht übersehen werden darf, das auch in der Entwicklung der revolutionären Krisen seinen Platz beansprucht. Alexander erweckt in seiner Stellung zu Draga durchaus den Eindruck der geistigen und körperlichen Leibeigenschaft, der vollen Unfreiheit des Willens; Draga aber reiht sich jenen großen Courtisanen an, die zu bewegenden Faktoren der Geschichte werden, weil sie ihren hysterischen Willen zum Herrscher über die Schwäche des Mannes machen. Messalina, Theodora, Lucrezia, die Frauen im Hause der Merowinger, das sind solche dämonischen Gestalten, die im Sturmesbrausen der Liebe durch die Welt ziehen und das Verbrechen säen, indem sie ihre Reize enthüllen.

Um dieses Weibes willen verlor Alexander Krone und Leben, erlosch die Dynastie, wurde das Land in unendliches Elend gestürzt. Und doch war es damals eine Lüge gewesen, durch die sich Draga den Thron gesichert hatte, und Alexander wußte es: Zar Nikolaus hat in den Tagen, da das Kind des Königspaares geboren werden sollte, einen unbestechlichen Arzt, Snegirew, nach Belgrad gesandt, und alsbald wurde das diplomatische Corps „von der Tatsache verständigt, daß eine Niederkunft der Königin nicht stattfinden werde." Der Umstand aber, daß gerade damals die Schwester Dragas einem Kinde das Leben schenken sollte, das freilich tot geboren wurde, gab dem Verdachte Nahrung, daß dieses Kind benutzt werden sollte, als Sprößling des Königs untergeschoben zu werden.

In der Anklage aber lautet es weiter: „Das Unbeschreibliche wurde Ereignis. Tapferen, in drei Kriegen bewährten Offizieren wurde die Uniform brutal vom Leibe gerissen; der heutige Ministerpräsident drohte dem gestrigen mit dem Todesurteil; Minister wurden zu siebenjähriger Kerkerhaft verdammt, andere aus dem Lande getrieben; im Exil aber eröffnete man ihnen im Namen des Königs, sie dürften niemals zurückkehren und hätten die ihnen zustehende Pension verwirkt. Und das Volk? Es wurde gezwungen, durch „freiwillige" Beiträge für ein „Kavallerieregiment der Königin Draga" die Pferde zu kaufen, die Belgrader Kommune mußte das für die Kanalisation der Stadt bestimmte Geld für eine Yacht „Draga" spenden, jeder Kreis hatte ein kostbares Hochzeitsgeschenk zu liefern, und als ein Monat nach der Trauung schon der Staatsanzeiger die frohe Botschaft brachte, daß die Königin in der Hoffnung sei, sandte das Volk siebzehn kostbare Wiegen dem glücklichen Paar in das Schloß. Der Präfekt von Belgrad erhielt den Befehl des Königs, alle Töchter eines gewesenen Ministers durch Gensdarmen in ein Bordell schleppen zu lassen. Er befahl auch, den Professor Snegirew, den der Zar zur Untersuchung der Königin entsandte, einsperren und durchpeitschen zu lassen."

Das Faß ist endlich zum Überlaufen gekommen, als Alexander dem Bruder der Draga, dem lasterhaften Nikodem Lunjewitza, durch ein Gesetz die Thronfolge sichern wollte. Auch hier hat die Hand

Dragas das Steuer auf der Fahrt zum tiefsten Unheil geführt. Die eigenen Briefe Alexanders bezeugen es, daß er nur widerwillig dem Drängen der Königin folgte. „Die Familie Lunjewitza war während der drei Jahre im ganzen Volke so verhaßt geworden, daß der Gedanke, von ihnen beherrscht zu werden, zum Bürgerkrieg führen konnte. Wie ein Blitz in pechschwarzer Nacht beleuchtete diese Absicht den Serben alles, was sie erduldet hatten, und der Selbsterhaltungstrieb eines ganzen Volkes führte die Katastrophe herbei, die eine ganze Dynastie in den Abgrund warf. Was in der Nacht nach dem 10. Junitag im Belgrader Konak geschah, war nicht das Werk einzelner Menschen, sondern die Verzweiflungstat eines um seine Existenz kämpfenden Volkes."

Der Selbsterhaltungstrieb, die legitime Notwehr einer Nation — es will doch zweifelhaft scheinen, ob die schauerliche Tat selbst durch diese Motive legitimiert werden konnte. Der Meuchelmord ist stets ein Akt der Feigheit, er schreitet niemals durch den hellen Tag, sondern er sucht das Dunkel der Nacht. Wo immer Macbeth den Schlaf mordet, dort wird er alle Redlichen gegen sich haben. Auch Alexander von Battenberg fiel einer Verschwörung seiner Offiziere zum Opfer, aber keiner zückte den Dolch gegen ihn, sondern man nahm die Gefahr auf sich, die von ihm drohte, wenn er vom Auslande her seine Ansprüche selbst mit bewaffneter Hand geltend machte. Soweit man auch das Recht des Widerstandes ausdehnen mag, so dürfen doch auch dann, wenn die bedrängte Menschheit um ihre edelsten Rechte ringt, diese Rechte nicht durch grauenvolle Mittel befleckt und in Unrecht umgekehrt werden. Aus diesem Gefühl heraus hat wohl Wladan Georgewitsch es unterlassen, seinem leidenschaftlichen Aufruf zugunsten der Mörder eine Schilderung der Tat, eine Darstellung des Grausens hinzuzufügen, das in jener Sommernacht durch die Königsgemächer schlich und durch alle Pforten und Fenster drängte, um sich über die ganze Welt zu verbreiten.

Aus dem gleichen Gefühl ist zuerst wohl das falsche Gerücht verbreitet worden, daß die Verschworenen den König nur zur Abdankung zwingen wollten und erst auf seine Weigerung zur Waffe griffen. Das Gegenteil ist festgestellt worden. Und es wird

berichtet, daß schon vor der Tat die Beteiligten sich Räusche angetrunken hätten, um den nötigen Mut zu erhalten, daß sie dann, nachdem sie den Konak durch meuterische Truppen umzingelt hatten, durch einen Nebeneingang eingedrungen seien und die Wachmannschaft der Leibgarde niedergemetzelt hätten. Der Generaladjutant des Königs, Pawlowitsch, wurde im Vorzimmer erschossen und mit ihm die Gardisten, die sich den Verschwörern entgegenwarfen. Über ihre Leichen hinweg stürmten die Meuterer zum Schlafgemach des Königspaares, Oberst Naumowitsch und der Generaladjutant Lasar Petrowitsch fanden hier ihren Tod. Nach dem Berichte, den der anonyme Herausgeber des Tagebuchs gibt, sei nun die Szene mit fürchterlicher Schnelligkeit in folgender Weise verlaufen: „Das Königspaar empfing die Mörder gefaßt, im Glauben, man werde die Abdankung verlangen. Aber Mischic schrie schon beim Eintritt: „Da seht ihr den Schurken Alexander und seine Dirne! Haut sie nieder!“ Darauf hieben die Verschworenen mit ihren Säbeln auf das Königspaar los, das, aus zahlreichen Wunden blutend, im Alkoven des Schlafgemachs Schutz suchte. Nun schossen die Mörder ihre Revolver auf den Alkoven ab. Das Königspaar schien tot zu sein. Die Mörder zogen die Körper aus dem Alkoven hervor. König Alexander lebte jedoch noch. Da fiel der Ausdruck: „Will der Hund denn nicht hinwerden?!“ Und nun packte man den zerschossenen und zerschlagenen Körper des noch lebenden Königs und warf ihn mit solcher Wucht zum Fenster hinaus, daß sein Haupt vollständig zermalmt war. Mit ohrenbetäubendem Hohngeschrei wurde der herabfallende Körper des Königs von der den Konak umzingelnden Soldateska empfangen. „Speit ihn an, den Hund, zertretet ihn!“ schrien die Mörder von den Fenstern herunter, und es fanden sich tatsächlich Tiere unter diesen Menschen, die auf dem zuckenden Körper des Königs herumtraten, mit den Gewehrkolben auf das blutende Haupt schlugen und ihm in das Gesicht spieen, das nur eine einzige blutende Masse war! Während dies im Vorgarten des Konaks geschah, zerrten die Mörder den Leichnam Dragas aus dem Alkoven hervor. Man stieß ihn mit Füßen, hieb der unglücklichen Frau Arme, Hände und Beine ab, und warf die einzelnen Gliedmassen

unter furchtbaren Schimpfworten und Flüchen dem König in den Garten nach. Selbst die Brust wurde ihr abgeschnitten und am Unterleib eine scheußliche Verstümmelung vorgenommen, die sich nicht wiedererzählen läßt. Zu gleicher Zeit zog eine andere Mörderbande durch die Stadt und tötete die Brüder der Königin Draga und noch einige Getreue des Königs. Hierauf zwang man den Koch des Königs, den Mördern ein Siegesmahl zu bereiten, man plünderte den Weinkeller, raubte das Bargeld und den Schmuck, und zerstörte, was man zerstören konnte. Dann setzte man sich zur Tafel im Schlosse nieder und pokulierte, während der Konak von Blut starrte und im Garten die verstümmelten Leichen des Königspaares lagen, bis in den frühen Morgen hinein."

Diese Schilderung ist kaum übertrieben, sie malt vielleicht nicht einmal alle Einzelheiten der Schreckensstunde. Sie berichtet nichts von dem Tode des Ministers Zinzar Markowitsch, der auf den Knall der Schüsse hin aus seiner Wohnung auf die Straße eilte, von den Soldaten umzingelt und nach tapferer Gegenwehr erschossen wurde; sie berichtet nichts von dem Tode des Ministers Teodorowitsch, den man im Kreise seiner Familie erschlug. Sie vergißt zu erzählen, daß die Mörder, als sie den Konak verließen, von der Militärkapelle mit lustigen Weisen begrüßt wurden. Und es fehlt die Angabe, daß sich auch einzelne Tapfere fanden, die für den König kämpften und, wie der Hauptmann Jowan Milkowitsch und der Leutnant Milan Gagowitsch, ihrem Eide getreu, opfermutig in den Tod gingen. In aller Stille wurden die Opfer in schnell gezimmerten einfachen Särgen zur Ruhe bestattet. Der Metropolit von Belgrad aber verkündete in seiner Predigt, daß diese Dinge sich „nach dem Willen Gottes" abgespielt hätten.

Ob Peter Karageorgewitsch an der Tat mitschuldig war? Er hat stets die Miene des Fortinbras angenommen, der an der Leiche Hamlets wehklagend ruft: „O stolzer Tod, welch Fest geht vor in deiner ew'gen Zelle, daß du auf einen Schlag so viele Fürsten so blutig trafst!" Aber er hat auch mit ihm gesagt: „Ich habe alte Recht' an dieses Reich, die anzusprechen mich mein Vorteil heißt." Und als er König wurde, da rief er nicht gleich dem norwegischen Prinzen, die Edelsten zur Versammlung, da wandte

er sich nicht an die Richter, da verhängte er keine Strafen. Wohl aber kehrte er im Geleit derselben Männer, die eben den Stahl gegen ihren König gezückt hatten, in die Heimat zurück, und er umgab sich mit denselben Elementen, auf denen der letzte Fluch der sterbenden letzten Obrenowitsch ruhte. War er der Gefangene oder war er das Werkzeug von Mördern? Als bald nach seiner Rückkehr siebenhundert Offiziere sich vereinigten und die Bestrafung der Mörder forderten, da wurden ihre Führer, nicht aber die Helden der Blutnacht verhaftet. Und es steht außer Zweifel, daß König Peter in enger Verbindung mit Milian Kristitsch stand, von dem der Plan ausging, die Dynastie Obrenowitsch durch eine Offiziersverschwörung aus dem Wege zu räumen. Auf seinem Landgut Zianowice bei Spala in Russisch-Polen haben die Beiden zahlreiche Zusammenkünfte mit Belgrader Vertrauensmännern gehabt. Auch der Zar hat stets den Nachfolger Alexanders für einen Mitwisser der Tat gehalten und ihn doch empfangen.

Als Wallenstein in seinem Blute liegt, da sagt Butler zu Oktavio:

„Der einzige Unterschied ist zwischen Eurem
Und meinem Tun: Ihr habt den Pfeil geschärft,
Ich hab ihn abgedrückt. Ihr sätet Blut
Und steht bestürzt, daß Blut ist aufgegangen.“

Oktavio Piccolomini blickt schmerzvoll zum Himmel, als er den Fürstentitel empfängt; König Peter sah sich freudig am Ziele, als ihm die Königskrone wurde.

* * *

Neben der blutigen Tragik des Schicksals, das den letzten Enkel des Obren getroffen, schreitet im Orient unseres Weltteils ein anderes Drama einher, das uns im Innersten erschüttert, ein Drama, das der Undank geschürzt und der Haß zum blutigen Ende geführt hat. Sein Opfer ist kein gekröntes Haupt gewesen, Stambulows Tod hat nicht die dynastische Folge durchbrochen, aber dennoch hat dieser Tod, der niemals eine Sühne fand, den Einsatz für ein Spiel um Zepter und Herrschaft gebildet. Auch hinter

Ferdinand von Koburg, wie über Peter Karageorge steht Banquo's Geist. Am 15. Juli 1895 wurde Stefan Nikolow Stambulow wie später Stolypin, das Opfer eines mörderischen Angriffs, dem er nach furchtbaren Qualen erlag. Auf offener Straße wurde er von drei Personen angefallen und durch Handjarhiebe und Dolchstiche so schwer verwundet, daß eine Hoffnung auf die Erhaltung seines Lebens nicht mehr blieb.

Die telegraphischen Nachrichten jener Tage hatten folgenden Wortlaut:

Sofia, 16. Juli. Stambulow war, wie häufig abends, im Union-Club, den er um 7¾ Uhr in Begleitung Petkows verließ, um in einem Mietwagen nach Hause zu fahren. Als der Wagen in der Mitte des Weges war, wurde er auf beiden Seiten von drei Männern angefallen. Der Diener Stambulows schoß vom Bock herunter auf die Mörder, traf aber keinen. Stambulow und Petkow sprangen aus dem Wagen heraus; indem Stambulow die Mörder fassen wollte, wurden ihm die Hände mit Dolchen durchbohrt. Gleichzeitig erhielt er einen Hieb auf den Kopf und stürzte. Alle drei Mörder hieben nun auf ihn ein, so daß er vierzehn schwere Wunden auf den Schädel, die Stirn und die Augen erhielt. Als Herbeigeeilte Stambulow fanden, saß er, von Petkow gestützt, am Boden. Gesicht und Haare waren unsichtbar von überströmendem Blut, das ihn zu ersticken drohte. Der Diener ist gleichfalls schwer verletzt, Petkow nur ganz leicht. Nachdem Stambulow in seine Wohnung gebracht worden war, sammelten sich die besten Ärzte Sofias um ihn. Ein Chirurg erklärte den Zustand infolge des ungeheuren Blutverlustes für überaus bedenklich; es wurde ein Schädelbruch, sowie Gefahr für ein Auge konstatiert. Um 11 Uhr wurden Stambulow beide Hände amputiert. Geschossen haben die Mörder nicht. In der Nacht waren alle fremden Vertreter bei Stambulow, um ihm ihre Sympathien auszudrücken. Allgemeine Entrüstung herrscht in Sofia darüber, daß ein derartiges Verbrechen auf einer belebten Straße stattfinden konnte.

Sofia, 16. Juli. Stambulow ist bewußtlos, und es ist wenig Hoffnung vorhanden, ihn zu retten. Die Untersuchung wurde die ganze Nacht hindurch fortgesetzt. Am Tatorte wurden

ein türkischer Handjar, ein starkes Messer und zwei Revolver vorgefunden. Auf die Angaben des Dieners Stambulows und die Aussagen Petkows wurden einige Verhaftungen vorgenommen, doch fehlt bisher jede Spur von den Mördern. Stambulow versuchte vergeblich zu reden.

Schon die ersten Nachrichten erweckten allgemein den Glauben, daß Stambulow, der nicht mehr Minister war, aber auch als Privatmann in seinem Vaterlande noch eine gewaltige Macht bedeutete, nicht ohne Wissen der Regierung und nicht ohne das Einverständnis Rußlands hingeschlachtet worden sei. Und in der Tat beweisen die Depeschen, die schon in den nächsten Stunden von Sofia her die Welt durchflogen, daß manche Einzelheit des Vorgangs diesen Argwohn direkt begründen mußte. Es mag ein wenig Theatralik, aber doch auch ein starkes tragisches Moment in der Tatsache liegen, daß die Gattin Stambulows den Hofmarschall des Fürsten Ferdinand, der ihr sein Beileid ausdrücken wollte, nicht vorließ, sondern jede Bezeugung der Teilnahme des Fürsten zurückwies.

Stephan Stambulow, der fast zehn Jahre lang die Geschicke Bulgariens mit eiserner Faust lenkte, war bei seinem Tode kaum vierzig Jahre alt. Er war eine kräftige, breitschulterige Gestalt von Mittelgröße, ein von dunklem Haupthaar und Vollbart umrahmtes, kluges Gesicht wurde durch ein Paar große, schwarze, sprechende Augen erleuchtet. Der alten bulgarischen Zarenstadt Tirnowo entstammend, eines schlichten Gastwirts Sohn, hat er nur eine gewöhnliche Schulbildung genossen, aber im Laufe der Zeit durch rastlose Arbeit sich ausgedehnte Kenntnisse und eine nicht gewöhnliche allgemeine Bildung erworben. Sein seltsam bestrickendes Wesen, seine fesselnde Unterhaltung und jenes Unbeschreibliche, das zum Wesen des Genies gehört, stempelte ihn zum geborenen Führer. Als Privatmann war er der angenehmste und interessanteste Gesellschafter, oft lustig bis zur Ausgelassenheit und des Bechers froh wie ein alter Germane. Als Minister aber war er unbequem und herrisch, ohne Nachsicht gegen die Empfindlichkeiten des Fürsten, ohne die Gabe, sich in das höfische Zeremoniell zu fügen. Stambulow, der kräftige Volkstribun mit demokratischen Ansichten und

Allüren, und Fürst Ferdinand, der ahnenstolze Abkömmling eines alten Geschlechtes, konnten nicht nebeneinander dauern.

Aus dem Wirrsal der Einzelheiten, die durch eine geordnete Gerichtsverhandlung niemals völlig aufgeklärt worden sind, mögen noch folgende Depeschen chronologisch aufgezählt werden:

Sofia, den 17. Juli. Die Anschuldigungen der Freunde Stambulows richten sich namentlich gegen die Nachlässigkeit der Polizei, die von dem Attentat schon vorher unterrichtet gewesen sein soll. Das Verhalten der Gendarmen, die ungefähr fünfzig Schritte vom Orte des Überfalls aufgestellt waren, war erbärmlich. Sie hätten zur rechten Zeit kommen können, um Stambulow den Händen der Mörder zu entreißen und die Mörder zu verhaften; anstatt dessen wurde der Diener Stambulows, der selbst verwundet war, die Mörder verfolgte und seinen Revolver gegen sie abfeuerte, an der Verfolgung gehindert und verhaftet. Seine Abführung geschah in brutaler Weise. Stambulow selbst hat ausgesagt, daß er unter seinen Angreifern einen gewissen Tufektschiew erkannt habe. Die beiden Brüder dieses Namens sind seiner Zeit mit Bewilligung des Fürsten aus Rußland, wohin sie sich nach dem Attentat auf Beltschew geflüchtet hatten, zurückgekehrt, hatten sich neben Stambulows Hause eingemietet und auch erklärt, daß sie Stambulow bei erster Gelegenheit töten würden.

Sofia, 17. Juli. Der Deputierte Kajew erzählt über das Attentat: Als er Schüsse hörte, trat er mit dem Reservemajor Popow aus seinem Hause und bemerkte, wie der Diener Stambulows mit dem Revolver in der Hand einen blaugekleideten Mann verfolgte, der am Nacken blutete. Kajew sah, wie der Diener von zwei Gendarmen gepackt wurde, während der Verfolgte in eine Seitengasse einbog. Nun erschien der Polizeiinspektor Morfo, der von weitem der Gendarmerie zurief, sie solle den Diener entwaffnen. Vergebens schrie dieser: „Was haltet ihr mich? Dort entkommt einer der Mörder!" Der Polizeiinspektor zog den Säbel, verwundete den Diener mit einem Hieb am Halse und ließ ihn dann ins Gefängnis abführen. In diesem Augenblick erschien eine Abteilung berittener Gendarmen, der Mörder wurde jedoch nicht verfolgt. Ein Krämer bestätigt wörtlich Kajews Aus-

sage, der selbst zu den Feinden Stambulows gehört, jedoch ebenso wenig wie der Krämer vernommen wurde.

Man hat dem unglücklichen Opfer der politischen Leidenschaft, ehe der Tod kam, beide Hände abgenommen, die in Spiritus aufbewahrt wurden. Nur die blutigen Armstümpfe konnte Stambulow erheben, um den Fluch des Himmels auf seine Mörder herabzurufen.

Zwölf Jahre später ist dann ein anderer Gehilfe Ferdinands, der Ministerpräsident Petkow, durch den Beamten Petrow, gleichfalls am hellen Tage und auf offener Straße ermordet worden.

Sechstes Kapitel

Am Goldenen Horn

Die Leidenschaft zur Macht, die selbst das äußerste Mittel des feigen Mordes nicht verwirft, ist nicht das Eigentum einzelner Nationen und eines einzelnen Glaubens, sie lodert in der Geschichte aller Völker empor. Und als Vladan Georgewitsch, der Minister Alexanders von Serbien, sich in wilder Energie gegen die Ankläger erhob, die nach der Bluttat von Belgrad sein Vaterland als die Heimat unerhörter Barbarei bezeichneten, da konnte er an die Hüter der Rechtsgläubigkeit, an Paul und Peter von Rußland und an das Schicksal des armen Iwan Antonowitsch erinnern, da konnte er auch auf die türkischen Herrscherhäuser weisen, die zu ungezählten Malen den Mord durch die Sultansgemächer schleichen sahen: Osman II., Ibrahim I., Selim III. wurden ermordet; Selim I. tötete seinen Vater, Mustapha IV. tilgte alle seine Söhne vom Erdboden aus, ohne daß jemals auch nur der Versuch einer Sühne erfolgte. Und es ist in der Tat so: Auch unter den Nachfolgern der Propheten, die doch zugleich die höchste priesterliche Würde vertraten, hat das Schicksal keine Schonung geübt, und die Stätte, an der seit Konstantins Tagen schon die Byzantinischen Kaiser unnennbare Greuel verübten, an der in den Tagen Justinians im Zirkus der Kampf der Wagenlenker, der Grünen und der Blauen tobte, sodaß an einem Tage dreißigtausend Menschen erschlagen wurden, an dieser Stätte, an der die Ruinen der bei der Zerstörung des Zirkus zerstörten Gebäude noch nach langen Zeiten unnennbares Grauen erregten, an der später an dem zweiten Justinian unsägliche Greuel verübt wurden, an der sein Sohn wie der gekrönte Mörder seines Sohnes Bardanes ermordet

wurden und nur wenige Kaiser eines natürlichen Todes sterben durften, hat auch das Volk der Osmanen keine milderen Sitten geschaffen. Hier war Michael III. erdolcht worden, hier hatte der Bilderstreit gewütet, hier ließ Theophano den Kaiser Nikophoros töten. Romanos der Vierte wurde geblendet, der zweite Alexius durch seinen Vormund Andronikos erdrosselt, Isaak Angelos durch seinen Bruder des Augenlichtes beraubt, sein Sohn durch Alexios Dukas ermordet. Durch einen blutigen Aufstand ist auch die Dynastie der Palaeologen zum Throne gelangt. Erst der letzte dieses Hauses, erst Konstantin der Elfte, hat die Greuel der Vergangenheit dadurch zu sühnen versucht, daß er im Kampfe gegen den Ansturm der Türken als Held auf den Trümmern seines Reiches starb.

Waren die Sieger von milderen Sitten? Trat mit ihnen eine neue Ethik der Menschlichkeit ihren Weg an bis tief in das Herz unseres Weltteils?

Zuerst ist es eine ganz fremde und neue Welt, die hier plötzlich sich in die Geschichte eindrängt, eine Welt, über der ein starker Märchenzauber liegt, und die dennoch, wie die alte Welt des Christentums, vom Schrei der frevelhaft Ermordeten erschüttert wird. Auch über dem Hause Mohammeds liegt ein fahler blutigroter Schimmer, und noch heute wird das Gedächtnis des Ali und seiner Knaben Hassan und Hussein und die Erinnerung an ihre Qualen von den persischen Sekten leidenschaftlich festgehalten. Und wenn im alten Byzanz die Sommersonnenwende kommt, dann ziehen ihre Scharen mit entblößten Schwertern, mit stahldurchflochtenen Geißeln zu dem weiten öden Platze des Seraskiers, und während die Priester klagend die Geschichte der ersten Opfer aus Mohammeds Geschlechte verlesen, schwingen die Erregten das Krummschwert gegen ihr eigenes Haupt und die Geißeln gegen ihren Rücken, und langgezogen tönt ihr Leidensruf über diese schlafende Stadt, die so viele Schicksale sah, die noch heute so viel Elend birgt und die dennoch gleich einem leuchtenden Edelstein das Gewand Europas schmückt.

Über das Abendland hin hatte das Christentum, die Religion der Nächstenliebe und der verzeihenden Nachsicht, seinen Weg ge-

nommen, und dieser Weg hat durch Mord und Gewalt geführt, über den Orient hat sich Mohammeds Lehre verbreitet, eine eigene neue Kultur, dem Propheten in der Nacht al Kadr von Allah selbst offenbart, und auch die Spuren dieser neuen Kultur sind mit dem Blute der Fürsten gefärbt. Omar, der die Macht des Islam über Persien hinweg bis in das Gebiet des römischen Kaisertums ausgebreitet hat, der eigentliche Gründer des weltumspannenden Reiches, der stärkste unter den Charakteren jener Zeit, ist beim Eintreten in die Moschee ermordet worden. Sein Tod war das erste Glied in einer Kette von Kämpfen um die höchste zugleich geistliche und weltliche Würde, und diese Kämpfe wurden hier nicht anders geführt, als im Merowinger Hause oder im Lande der Goten.

Auch Othman, der Nachfolger Omars, erlag der Gewalt. Moawija aber stellte in Damaskus das blutbefleckte Hemd des Toten in der Moschee aus, um die Gläubigen zur Rache emporzureißen und er klagte auch Ali, den Gatten der Tochter des Propheten, der schönen Fatima, der Mitschuld an. In dem wilden Streite, der sich nun erhob, wurde Ali ermordet und mit ihm seine Kinder. Im Occident selbst aber tötete zu gleicher Zeit der Kaiser Konstantin seinen Bruder Theodosius, um dann selbst dem Dolche des Mörders zum Opfer zu fallen; der neue Cäsar wieder, Konstantin IV. Pogonatos sicherte sich die Krone durch den Mord seiner Brüder. So mischen sich die Schicksale der Könige in diesem Jahrhundert zu einem einzigen, gleichmäßigen, schauerlichen Klange, während zugleich aus den Kirchen fromme Litaneien erklingen und in den Moscheen die Gläubigen voll Andacht ihre Suren murmeln. „Zur höheren Ehre Gottes" handeln sie alle, mit einer furchtbaren Naivität wird hier wie dort der Wille des Höchsten als der Urheber aller Frevel verkündet, wird das Verbrechen zum Verdienst erhoben.

Das Haus des großen Moawija ging unter, wie es entstanden war, in Blut und Elend; der Kampf um die Herrschaft vereinte sich mit den religiösen Motiven, die dem uralten Hasse zwischen den Choreischiten und den Haschimiten entsprangen, dieser Spaltung, die ihr Gleichnis in den endlosen, zerrüttenden Kämpfen zwischen den Anhängern des Athanasius und des Arius fanden.

Merwan war der letzte des alten Geschlechtes, Abul Abbas wurde der Stammvater des neuen Hauses. Erst nach mörderischen Kämpfen gelangte er zur Herrschaft, erst nach mancher schweren Feldschlacht, in der die Parteien tagelang gegeneinander rangen. Als dann der Sieg entschieden war, wurden unzählige Mitglieder und Anhänger des unterlegenen Geschlechts die Opfer jener von der Blutrache geschaffenen Scene, in der zuletzt über den rauchenden Leichnamen der Erschlagenen die Sieger sich zum Gastmahl niederließen und Jubellieder zu Allah emporsandten. Das ist in den Tagen geschehen, da im Frankenreiche Pippin zur höchsten Würde gelangte. Zur selben Zeit tobte in Byzanz der Bilderstreit, wurde der Kaiser Artabasdus mit seinen Söhnen grausam ermordet, und bald erhob sich der Bruderkrieg zwischen den Söhnen des Konstantin Kopronymos, wurde Nikephorus gewaltsam beseitigt, wurde Alexius von der eigenen Mutter Irene geblendet.

Auch hier gewinnt das Bild der Ereignisse, wenn man sie chronologisch aneinander reihen wollte, eine furchtbare Eintönigkeit, und es würden vor unseren Augen nur Gestalten für einen Augenblick zu mattem Leben erwachen, die weder auf die Geschichte ihres Reiches, noch auf die Gestaltung der Zukunft einen bedeutsamen Einfluß übten. Sie kamen und schwanden, und wenn sie auch als Herrscher an der Spitze eines großen Volkes standen, huschen sie doch nur wie blutlose Schatten durch die Geschichte. Sie stehen nicht mehr als Persönlichkeiten, sondern nur noch als Namen, als Begriffe vor uns. Und erst dann tritt wieder Leben und Bewegung in diese Reihen, als nach jener langen Epoche, die dem ersten wilden und siegreichen Ansturm folgte, das türkische Reich, von den Unabhängigkeitskämpfen der besiegten Völker erschüttert, als ein lebendiger Faktor in die Geschichte der europäischen Völker eintritt.

Das ist in stärkerem Maße zuerst an der Wende des neunzehnten Jahrhunderts geschehen, als auf das Reich der Osmanen der gewaltige Schatten der Taten Napoleons fiel. Das ist derselbe Zeitpunkt gewesen, an dem zuerst ein türkischer Sultan, Selim III., den Versuch gemacht hat, Land und Volk in modernem Sinne zu

reformieren. Aber gerade durch diese Reformversuche geriet er in schweren Konflikt mit den Vertretern des alten Systems, vor allem mit den Janitscharen. Sie haben unter der Führung des grimmigen Kabakschi Okulu die vornehmsten Träger des Reformgedankens in der scheußlichsten Weise ermordet und den Sultan selbst vom Throne gestoßen. Und als ihm Mustapha Bairaktar, der Statthalter von Rustschuk zur Hilfe eilte, da fand er seinen Herrn bereits erdrosselt. Mustapha IV. hatte die Tat vollbracht. Ihm hat dann später die Reformpartei das gleiche Schicksal bereitet. Aber auch Bairaktar durfte sich seines Erfolges nicht lange erfreuen. Dieser geistige Vorgänger Midhats, gleich ihm ein Mann von starkem Patriotismus und redlichem Willen, erlag alsbald dem Widerstande der alttürkischen Elemente. Als er zur Dämpfung eines Aufstandes in Rumelien bedeutende Truppenmassen aus Stambul hatte entsenden müssen, erhoben sich am 14. September 1808 Janitscharen, Ulemas und Pöbel der Hauptstadt gegen ihn, und schon in der folgenden Nacht fand er durch eine von den Insurgenten veranlaßte Feuersbrunst in einem Turme seines Palastes durch die Glut und Hitze der Flammen den Tod der Erstickung.

Dieser Kampf zwischen den reformbedürftigen Elementen und der Reaktion hat das ganze folgende Jahrhundert beherrscht und auch einen starken Einfluß auf das persönliche Schicksal der Nachkommen Mohammeds geübt. Bis dann erst in unseren Tagen das Jung-Türkentum einen Sieg davon trug, den man als endgültig betrachten darf.

Der letzte und abstoßendste Repräsentant des alten Systems ist Abdul Aziz gewesen, ein Mann, der ganz im Stile der alten Cäsaren eine ungeheuerliche Verschwendungssucht, rücksichtslose Grausamkeit und einen vor dem Tode zitternden Verfolgungswahn in sich vereinte. Die Palastbauten, die Panzerschiffe, die Vergnügungen hatten ungeheure Summen verschlungen, eine Moschee sollte gebaut werden, die ihresgleichen nicht fand, ein Cirkus, angefüllt mit wilden Tieren, sollte an die Zeiten Justinians oder Nero's erinnern. Und während die Verschwendung alle Grenzen der Vernunft verließ, harrte die Beamtenschaft vergebens ihrer Entlohnung, und sie sah sich, um Schutz gegen Hunger und

Not zu finden, auf den Weg des Diebstahls und des Betruges gewiesen. Eine Reihe von Aufständen, vor allem der christlichen Bewohner, gab der Regierung des Sultans das charakteristische Gepräge.

Da trat Midhat in den Vordergrund der Taten, der erste große Reformator seines Landes, aber dennoch nur einer von denen, die zu frühe kamen.

Am 30. Mai 1876 hat sich, von ihm heraufbeschworen, in der Stadt Konstantins ein Drama von tiefgreifender Bedeutung vollzogen. Schon vorher war aus seiner Feder eine geheime Denkschrift erschienen, in der er mit der den Ideen Rousseau's sich nähernden Begründung, daß die Absetzung eines Monarchen sofort erfolgen müsse, wenn er das Gesetz übertritt, einen Thronwechsel forderte. Nun habe aber Abdul Aziz das Gesetz unzählige Male übertreten, er habe sich als einen „elenden Narren" gezeigt, dessen Beseitigung die Pflicht der Nation sei. Die Rettung werde nur kommen, wenn eine Verfassung und mit ihr ein Parlament eingeführt würde, das aus Vertretern aller Rassen und Religionen bestehen und ein Gegengewicht gegen den Absolutismus des Monarchen bilden müßte.

Jetzt im Mai schritt man zur Tat. Midhat, Hussein Avni, Mehemed Ruschdi und Achmed Kaiserli erwirkten zuerst von dem Scheik-ul-Islam einen Fetwa, der die Absetzung des Sultans im Falle seiner Untauglichkeit als eine Forderung der islamitischen Gesetze erklärte. Darauf wurden die Rollen verteilt und als Leiter der militärischen Operationen Suleiman Pascha ins Vertrauen gezogen. Der Vorgang hat sich rasch und ohne Zwischenfall abgespielt: Von der Seeseite her hatte man (nach der kurz zusammengefaßten Darstellung in Bambergs weitschichtiger Darstellung der Orientalischen Angelegenheiten) den Palast von Dolmabagtsche durch dieselben Panzerfregatten abgesperrt, die der Sultan dort zum Schutz und zum Vergnügen stehen hatte. Auf der Landseite wurde Infanterie und Artillerie nahe an die Tore gerückt. Zudem hatte Suleiman die Zöglinge der Militärschulen bewaffnet und herangeführt. Achmed Kaiserli war die Aufgabe zugefallen, sich auf die Panzerfregatte Azizie zu begeben, um dort etwaige Seemanöver zu

leiten und im Falle des Mißlingens die Flucht der Verschworenen zu sichern. Hussein Avni, gegen den der Pförtner des Palastes keinerlei Mißtrauen hatte, drang nun, von zwei Adjutanten begleitet, in die Gemächer des Sultans, und als ihm dieser entrüstet entgegentrat, erklärte er ihm, daß er abgesetzt und Murad zum Sultan erhoben worden sei. Abdul Aziz legte in diesem entscheidenden Augenblick nicht einmal soviel Zeichen von Mut ab, wie einst Paul von Rußland, er griff zu keiner Waffe, sondern ergab sich nach kurzem Wutanfall in sein Schicksal, indem er alsbald, von seiner Mutter und seinen Kindern gefolgt, sich auf einem Boote nach seinem neuen Bestimmungsorte, dem Palast von Top Capu, hinüberfahren ließ.

Murad wurde noch in derselben Nacht von den Verschworenen herbeigeholt und zitternd nach Dolma Bagtsche gebracht, wo ihm das Militär und die Beamten huldigten. Am anderen Morgen ritt er unter glänzender Begleitung nach der Sophien-Moschee, erteilte die schonendsten Befehle für seinen Oheim und erweckte zugleich durch einen Reform-Erlaß die freudigsten Hoffnungen für die Wiedergeburt seines Landes.

Aber wie sich seine Hoffnungen auf diesem Gebiete niemals erfüllen sollten, so vermochte er auch das Schicksal seines Vorgängers nicht zu wenden. Abdul Aziz war alsbald mit den Seinen nach dem Palast von Tscheragan gebracht worden. Als hier am 4. Juni seine Mutter in sein Schlafzimmer trat, fand sie ihn tot auf dem Boden. Eine erste ärztliche Untersuchung zeigte Schnittwunden an beiden Armgelenken, die mit einer neben ihm liegenden Schere gemacht zu sein schienen. Ein späteres Protokoll, von den Botschaftsärzten und anderen Sachverständigen gezeichnet, kam zu dem Schluß, daß der Tod des Sultans durch Verblutung infolge der Verletzung der Gefäße an den Armgelenken erfolgte, daß diese Wunden durch das vorgelegte Instrument wohl verursacht sein konnten, daß aber die Richtung und die Natur der Wunden gleich dem Instrument „auf einen Selbstmord schließen lassen". Von einer Erwürgung war nichts zu sehen, doch hat einer der Beschauer, der englische Botschaftsarzt, ausdrücklich erklärt, daß der Sultan wahrscheinlich von dritter Hand im Schlafe ermordet wurde. An einem Motiv

hierzu hat es sicherlich nicht gefehlt. Denn von Anbeginn bestand die Gefahr, daß der abgesetzte Sultan von seinen Anhängern befreit werden könnte, um dann zu blutiger Rache an allen seinen Feinden zu schreiten.

Erst fünf Jahre später, im Juni 1881, wurde in dem Prozeß gegen Midhat und seine Gefährten von einem aus drei Muselmanen und zwei Christen bestehenden Gerichtshof festgestellt, daß die Tat von vier Personen in der Weise verübt worden war, daß ein bulgarischer Athlet namens Ibrahim den Sultan, der von Fakri Bey und zwei Offizieren gehalten wurde, die Adern geöffnet habe; zwei andere Offiziere hatten während der Tat die Türe bewacht. Midhat, Mahmud Damat und Nouri Pascha wurden, weil sie den Befehl zur Ermordung erteilt hätten, zum Tode verurteilt und später zur Verbannung in einen entlegenen Ort Arabiens begnadigt.

Aber das Attentat, das gegen Abdul Aziz verübt wurde, sollte schon bald darauf ein anderes, blutiges Nachspiel haben: In der Garde des ermordeten Sultans diente ein Offizier von tscherkessischer Herkunft namens Hassan, der Sohn eines Mannes, der sich nach der Auswanderung aus dem Kaukasus in Rumelien festgesetzt hatte, um dort Handel mit schönen Mädchen zu treiben. Hassan war als guter Reiter, Fechter und Schütze bekannt und hatte eine glänzende Laufbahn vor sich. Während der Gefangenschaft des Sultans, dem er blindlings ergeben war, sah man ihn wiederholt unter den Fenstern des Palastes von Tscheragan, wo er Abdul Aziz ehrfurchtsvoll grüßte. Als Hussein Avni dies erfuhr, versetzte er am 3. Juni Hassan unter Beförderung zum Major nach Bagdad. Am 4. fand die Katastrophe in Tscheragan statt und Hassan kam sofort zu der Überzeugung, daß kein Anderer als Hussein Avni der Mörder sein könne. Er weigerte sich abzureisen und trieb sich seiner Gewohnheit gemäß in den Kaffeehäusern von Pera herum, indem er dem Seraskier öffentlich drohte, sodaß dieser ihn am 13. Juni einsperren ließ. Da er nun aber den Reuigen spielte, und versicherte, sofort abreisen zu wollen, setzte man ihn auf freien Fuß. Noch an demselben Abend begab er sich in einem Kaik nach Kuskundschik, der Sommerresidenz des

Kriegsministers, wo er erfuhr, daß dieser abwesend sei und sich bei Midhat Pascha zu einer Ministersitzung befände. Unverdrossen bestieg er hierauf ein anderes Boot und fuhr an die Landungsbrücke von Sirkedji-Iskelessi, von wo er sich nach der in der Gegend der Moschee Bajazid des Zweiten gelegenen Stadtwohnung Midhats begab. Das von einem Garten umgebene, mehr einer europäischen als einer orientalischen Wohnung ähnliche Haus bestand nur aus einem Erdgeschoß und einem ersten Stock. In einem der Empfangssäle dieses Stockwerks waren die Minister versammelt. Hassan, der um zehneinhalb Uhr im Treppenhause erschien, meldete dem Diensttuenden im Vorzimmer, daß er am andern Tage nach Bagdad abreise, aber zuvor den Seraskier in einer dringlichen Angelegenheit sprechen müsse. Man forderte ihn auf, das Ende der Sitzung abzuwarten, aber nach etwa einer Stunde fand er, da das Dienstpersonal teils schlief, teils Karten spielte, Gelegenheit, die Treppe hinaufzusteigen, den Sitzungssaal durch schnelle Öffnung der Türe zu mustern und dann in denselben einzudringen. Anwesend waren Midhat, Hussein Avni, Mehemed Kaiserli, Reschid, Djevdet, Halet, Scherif Hussein und Jussuf, ferner die Schriftführer Mahmud Bey, Menduk Bey und Said Effendi. Hassan grüßte schnell und fest eintretend, die Versammlung nach orientalischer Weise, schritt dann auf den Seraskier los und feuerte mehrere Pistolenschüsse auf ihn ab, die ihm die Brust durchbohrten. Die Minister glaubten im ersten Augenblick den ganzen Konak von Verschworenen eingenommen und flohen, anstatt sich des einzeln dastehenden Mörders zu bemächtigen, in den anstoßenden Wartesaal, während Midhat sich in einen anderen nach den Frauengemächern führenden Saal warf. Im Sitzungssaale waren nur der Minister des Äußeren Reschid und Kaiserli zurückgeblieben. Diesem gelang es, trotz mehrerer Stichwunden, durch eine Seitentür zu entkommen, während Reschid durch einen neuen Pistolenschuß niedergestreckt wurde. Als man sich schließlich ermannt hatte und Hilfstruppen ankamen, erschoß Hassan den Anführer derselben, den Hauptmann Schakri Bey, den Adjutanten des Marine-Ministers und einen der eingedrungenen Soldaten. Hussein Avni war von dem Wüterich durch Dolchstiche und Fußtritte förmlich zerfleischt

worden und der Saal stand in Gefahr in Flammen aufzugehen, als man sich des durch Bajonettstiche schwer verwundeten Mörders bemächtigen konnte. Man brachte ihn nach dem Seraskeriat, wo man hoffte, Geständnisse von ihm zu erpressen; er behauptete aber standhaft, die Tat aus eigenem Entschluß vollbracht zu haben und bereute Reschids Tod, da er es nur auf Hussein Avni abgesehen hätte.

Die türkischen Staatsmänner, die ein Interesse daran hatten, Hassan nicht bei öffentlichem Verfahren verurteilen zu lassen, hielten sofort ein Kriegsgericht über ihn und ließen ihn am Morgen des 16. Juni an einem Baume vor dem Seraskeriat henken.

Sultan Murad sollte nicht lange die Früchte seiner Thronerhebung genießen. Ein Mann von schwachem Willen, vielleicht schon frühzeitig durch das erschlaffende Leben der Gefangenschaft geistig herabgedrückt, durch den plötzlichen Wechsel in seinem Schicksal tief erschüttert, enttäuschte er bald die Hoffnungen, die man auf ihn gesetzt hatte, durch die Energielosigkeit seines Willens. Er war wiederholt als Besucher an den europäischen Höfen gewesen, er war Mitglied des Freimaurerordens geworden, man rühmte ihn als Philosophen und als Dichter. Aber die geschwächte Geisteskraft hielt den Ereignissen nicht stand, und schon nach einer Regierung von wenigen Tagen war sein Gemüt so völlig umdüstert, daß die Minister auf Grund einer neuen Verfügung des Scheik-ul Islam seine Absetzung wegen Wahnsinns beschlossen. Schon nach einer Regierung von drei Monaten nahm an seiner Stelle sein Bruder Abdul Hamid in der Ejub-Moschee die Huldigung der Untertanen entgegen. Er hat dann unter der Einwirkung Midhats die erste türkische Verfassung gegeben. Eine eigentümliche Ironie des Schicksals aber hat es gewollt, daß derselbe Sultan, der diese erste Verfassung des Osmanenreiches mit seinem Namen deckte, nach vielen Jahren, nachdem er längst sein Werk widerrufen hatte, durch eine neue konstitutionelle Bewegung vom Throne gestürzt und in das Gefängnis von Saloniki getrieben wurde.

Auch Midhat durfte sich seiner Erfolge nicht freuen, er fiel seiner eigenen Schöpfung zum Opfer. Schon am 5. Februar 1881 wurde

er durch eine Palastintrigue, an deren Spitze sich Mahmud Damat, der Schwager des Sultans befand, gestürzt, und für immer aus dem öffentlichen Leben seines Vaterlandes beseitigt. Auch er mußte es erkennen, wie später die russischen Schwärmer, daß die verfassungsmäßigen Formen allein nicht genügen, um ein Volk aus dem Tiefstande des politischen und kulturellen Lebens plötzlich zu der Höhe zu erheben, auf die doch die europäischen Kulturvölker erst nach der mühevollen Arbeit von Jahrhunderten gelangt sind.

Siebentes Kapitel

Die nordischen Reiche

Wohin auch der Blick schweift, wo er in dem ewigen Wechsel der Geschichte, in dem Ringen der Menschheit, in dem Kampfe um Macht und Herrschaft weilen mag, da trifft er auf dunkle Flecke am Boden, auf Flecken von Blut, das dem Leib gemordeter Könige entströmte. Es ist geschehen, daß der Meuchelmord die Ansprüche von Prätendenten legitimierte, daß Dynastieen zur Herrschaft gelangten, deren Thron sich mitten in einem Meere von Blut erhob. Nur trägt in den nordischen Reichen der Mord fast stets einen männlicheren Charakter, er mischt nicht den Trunk mit Gift, er sucht nicht das wehrlose Opfer im Schlafgemach, sondern am liebsten, wie der grimme Hagen den Helden Siegfried, im Walde oder auf der grünen Halde. Es hat Zeiten gegeben, in denen es dem Sieger als eine Pflicht der Sittlichkeit erschien, als das natürliche Recht des Stärkeren, den Besiegten zu töten, und dem Schwächeren, die fehlende Kraft durch den Mord zu ergänzen. So ist die Geschichte der Skandinavischen Reiche in der Zeit der geschichtlichen Dämmerung eine fast nie unterbrochene Kette blutiger Gewalttat. Ein blutroter Schimmer ruht schon über den ältesten Fürstengeschlechtern Schwedens. Da taucht vor uns das Bild Magnus Henrikssons auf, da wird Karl der Siebente ermordet und räumt dem Sohne Erichs den Platz; Birger der Folkung läßt seine Brüder den Hungertod sterben, und in Norwegen hat erst in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts Haakon der Alte eine endlose Periode zum Abschluß gebracht, in der kaum einer der zum Throne gelangten Herrscher den Tod im Bette fand. Es sind mächtige, breitschultrige, narbenbedeckte Gestalten mit wehendem Blondhaar und blauen Augen, die dort erscheinen. Blutbefleckt die Hand eines jeden, und doch gleicht keiner

von ihnen jenen orientalischen Herrschern, jenen Despoten, die im Laster versinken und aus Grausamkeit morden. Wie über der Tat des Hagen von Tronje ein Hauch dämonischen Heldentums ruht, so bleiben auch jene nordischen Männer trotz alles vergossenen Blutes doch heldische Erscheinungen, und nur selten zerrt die Tücke des gewählten Mittels ihre Tat in das Reich der Gemeinheit. Bald aber, als das Christentum die alten Götter erschlägt, als die alten Gesänge verhallen und die Einherier nicht mehr über die Bifrostbrücke nach Wallhall ziehen, als die Rauheit heidnischer Sitte unter dem Strahle der neuen Lehre sich mildert, als auch die Wikinger sterben und Herr Oluf nicht mehr der Lockung der Elfen erliegt, da schwindet auch aus den Blättern der nordischen Geschichte das eintönige Lied vom Königsmord. Erst als die Jahrhunderte sinken, als die Zeit Friedrich des Großen bereits zur Neige gegangen und die Welt der großen Revolution heraufgezogen war, da ruft der Hauptmann Anckarström, als er auf dem Maskenball im Opernhause zu Stockholm König Gustav den Dritten durch einen Pistolenschuß tötet, noch einmal die blutigen Bilder vergangener Zeiten herauf.

Auch ein deutscher König ist mitten aus dem Glanze der Macht, aus der Freude des Daseins durch die Tat eines Mörders gerissen worden. Auch er gleich den Folkungern, gleich den nordischen Königen ein echt germanischer Held. Blondes Gelock umrahmte das schöne Gesicht des Königs Philipp von Schwaben, des „besten aller Staufer“, wie ihn sein Geschichtsschreiber nennt, des „süßen jungen Mannes“, wie ihn Walther von der Vogelweide genannt hat. In dem heißen Kampfe mit Otto von Braunschweig unmittelbar bis zur letzten siegreichen Entscheidung gelangt, wird er am 21. Juni 1208 von dem rohen Otto von Wittelsbach aus wilder Rachgier getötet.

In Bamberg weilte er, im bischöflichen Palast. Nur der Bischof Conrad von Scharfenberg und der Truchseß Heinrich von Waldburg waren bei ihm. Da erschien der bayrische Pfalzgraf mit einer Schar von Bewaffneten vor dem Palaste. Er ging hinein, klopfte an die Türe des Zimmers, in dem sich der König befand, und wurde hereingelassen. Sein bloßes Schwert erregte keinen Verdacht, denn er hatte schon oft durch gauklerisches Spiel dem

König Vergnügen bereitet. Jetzt aber verbat sich Philipp das Spiel. Da stürzte auch der Mörder mit dem Rufe: „Jetzt soll es auch kein Spiel sein!“ auf den ruhenden König. Das Schwert fällt nieder, mit durchschnittenem Halse taumelt der König noch einige Schritte vorwärts und stürzt dann leblos zu Boden. Der Bischof hatte sich versteckt, der hinzuspringende Truchseß empfing eine schwere Wunde am Kinn, und der Verbrecher konnte unaufgehalten aus dem Gemach entkommen, sich auf das Pferd schwingen und mit den Seinen davonjagen. Erst im folgenden Jahre traf ihn sein Schicksal, da hat ihn der Reichsmarschall von Pappenheim bei Regensburg erschlagen.

Von dieser Tat sagt der Chronist, sie sei „a Teutonicis saeculis scelus inauditum“, in der deutschen Geschichte einzig und unerhört gewesen. Der Mönch Gallus aber von Salmannsweiler beklagt den Tod des Königs: „Wie ein glänzender Stern vom Himmel sinkt, so bist du, edler Sproß, Perle unter den Königen, gefallen. Untergegangen ist die Sonne, und die Nacht hat den Sieg behalten.“ Und Walther von der Vogelweide stößt den Wehruf aus:

Diu sunne hât ir schîn verkêret,
untriuwe ir sâmen ûz gelêret
allenthalben zuo den wegen:
der vater bî dem kinde untriuwe vindet,
der bruoder sînem bruoder liuget;
geistlich leben in kappen triuget,
die uns ze himel solten stegen.
gewalt gêt ûf, reht vor gerihte swindet.
wol ûf! hie ist ze vil gelegen.

Das Motiv, wie gesagt, ist persönliche Rachsucht gewesen. Vor Jahren hatte König Philipp seine Tochter dem Pfalzgrafen verlobt, das Verlöbnis aber wurde widerrufen. Eine zweite Kränkung soll gefolgt sein, König Philipp soll der Bewerbung Ottos um die Tochter Heinrichs von Schlesien widerstrebt haben. Ein dürftiges Motiv für eine so folgenreiche Tat, die nicht nur dieses einzelne Leben, sondern auch den keimenden Frieden zerstörte und das Schicksal des deutschen Reiches wieder in Unsicherheit und Finsternis

stürzte. Der Sohn eines anderen Geschlechtes wurde Herr in Deutschland, denn Friedrich von Staufen war erst ein Knabe von vierzehn Jahren und weilte in der Ferne Siziliens. Mit König Philipp starb auch das Gesetz, und die Zuchtlosigkeit nahm überhand.

Genau hundert Jahre vergingen, da fiel ein anderer deutscher König dem Schwerte des Mörders zum Opfer. Auf der Landspitze zwischen Aare und Reuß, wo später das Kloster Königsfelden erbaut worden ist, erschlug Johann, der Sohn Rudolfs und Brudersohn Albrechts von Habsburg, seinen Oheim. Er hatte vergebens sein Erbe gefordert, er wurde hingehalten, und gewaltiger Zorn erfaßte ihn. Bei einem Gastmahl in Winterthur hatte König Albrecht Kränze an seine Umgebung verteilt. Da sagte Johann zu seinem Oheim, für ihn seien Kränze aus Blumen nicht mehr geeignet, er sei jetzt zu seinen Jahren gekommen und verlange sein Erbe. Der König gab ihm freundliche Antwort, die aber das erbitterte Gemüt des Jünglings noch mehr aufreizte. Als nun Albrecht über die Reuß zog, gab ein Freund dem jungen Fürsten ein, daß die Gelegenheit zur Tat gekommen sei. Sie waren allein, die drei. Da stieß Johann dem Oheim selbst das Schwert in die Brust. Das Schicksal des Mörders versinkt im Nebel. Noch sehen wir ihn, wie er sich in Pisa als Mönch Kaiser Heinrich dem Siebenten zu Füßen wirft, dann aber tönt keine Kunde mehr von seinem Ausgang zu uns herüber.

Ungleich dunkler ist die Geschichte der englischen Herrscher, ungleich reicher an blutiger Gewaltat, als die deutsche Geschichte. Da fällt schon Wilhelm der Rote im neuen Forste, wo schon sein Bruder Richard starb, dem heimlich entsandten Pfeile zum Opfer, da wird unter Heinrich dem Zweiten Thomas von Becket, der Erzbischof von Canterbury, von den Höflingen des Herrschers in der Kirche, an den Stufen des Altares, feige ermordet, da stirbt er mit den Worten: „In Christi Namen und zu seiner Kirche Verteidigung bin ich bereit zu sterben." Er war der erste große Märtyrer für die Erhaltung der Rechte seiner Kirche, und aus seinem Blute haben sie neues Leben und neue Kraft gezogen. Ein tragisches Schicksal hat Eduard den Zweiten ereilt. Er war das Opfer nicht nur seiner eigenen Schwäche, sondern auch des heißen

Verlangens der buhlerischen Königin Isabella, sich mit ihrem Liebhaber Lord Mortimer ungestört zu vereinen. Von Gefängnis zu Gefängnis geführt, unwürdig behandelt wie nie ein König zuvor, fand er in seinem Kerker von Mörderhand sein Ende. Man raunte sich zu, er sei mit einem glühenden Eisen getötet worden, das man ihm in den Mastdarm stieß. Die Königin aber hat den Rest ihres Lebens in Niedrigkeit und Schande verbracht, ihren Buhlen sah sie am Galgen enden.

Bald aber senken sich über die Geschichte Englands die tiefen Schatten jener endlosen Tragödie, die William Shakespeare in seinen Königsdramen darstellt. Richard der Zweite stirbt im Schlosse von Pomfred, er hatte Krone und Reich an Heinrich Bolingbroke verloren, das Haus Lancaster ergriff die Regierung. Wie er starb, das ist vom Schleier des Geheimnisses verhüllt. Denn die einen berichten, er sei auf Heinrichs Befehl zu Tode gehungert worden und habe fünfzehn Tage lang geschmachtet, ehe er starb; die anderen erzählen, daß Sir Robert Exton mit sieben Mordgesellen in sein Zimmer drang, daß Richard dem einen die Streitaxt entriß und mehrere zu Boden streckte, bis ihn Exton durch einen Streich auf das Hinterhaupt fällte. Der Dichter ist der zweiten Darstellung gefolgt. Mit einer großen Geste soll Heinrich, als man ihm den Sarg mit dem Ermordeten brachte, dem Mörder zugerufen haben:

„Exton, ich dank dir nicht, du hast vollbracht
Ein Werk der Schande mit verruchter Hand.
Nimm für die Mühe des Gewissens Schuld,
Doch weder gutes Wort noch hohe Huld."

Es ist derselbe Gedanke, der so oft in dieser Geschichte der Kämpfe um Zepter und Krone wiederkehrt. Die Könige verleugnen die Tat und den, der sie vollbrachte, und sie genießen dennoch geruhig ihre Früchte.

„O Fluch der Könige, der ihren Worten
Das fürchterliche Leben gibt, dem schnell
Vergänglichen Gedanken gleich die Tat,
Die fest unwiderrufliche, ankettet!"

So heißt es in „Wallensteins Tod".

Bald aber wird der Kampf der roten und der weißen Rose ungeheure Greueltaten, einen endlosen Kampf um den Thron heraufführen. An dem Abend des Tages, an dem Eduard der Vierte zum zweitenmal siegreich in London einzog, starb Heinrich der Sechste, wahrscheinlich ermordet von dem jüngsten Bruder Eduards, Richard Herzog von Glocester, der später als Richard der Dritte sich in der englischen Geschichte einen so furchtbaren Namen schaffen sollte. Ob Georg Clarence im Gefängnis ermordet und, wie die Legende erzählt, in einem Fasse Malvasier ertränkt worden ist, oder ob er nach dem Urteil eines willigen Parlamentes hingerichtet wurde, ist kaum zu entscheiden. Bald aber werden ihm immer neue Opfer folgen, werden Eduards Knaben in der Finsternis des Tower verschwinden, hingemordet von Jacob Tyrell und seinen Helfern Forest und Dighton, und man wird sie am Fuße der Gefängnisstiege begraben. Und bald werden sie alle sterben, die von königlichem Geblüte sind, und wenn dann der allgemeine Abscheu sich zum Aufstand rüstet und Heinrich von Norfolk gegen ihn eindringt, dann werden in der letzten Nacht seines Lebens vor Richard die Geister all der Ermordeten aufsteigen: Der Geist Eduards, des Sohnes Heinrichs des Sechsten, und der Geist des Vaters; Clarence wird erscheinen und die Geister der Rivers, Grey, Vaughan und Hastings. Und der Schatten der beiden jungen Prinzen wird ihn quälen gleich dem Schatten der Prinzessin Anna. Und er wird, auffahrend aus entsetzlichen Träumen, rufen:

Mord, grausamer Mord, im fürchterlichsten Grad,
Jedwede Sünd' in jedem Grad geübt,
Stürmt an die Schranken, rufend: Schuldig! schuldig!"

Und eine neue Zeit wird heraufziehen, weniger wild, weniger grimmig, und Maria Stuart wird nicht mehr von Mörderhand getroffen werden, sondern unter der Wahrung aller Rechtsformen sterben.

II.

Brutus und seine Schüler

In dem Kampfe um Zepter und Krone, der das ganze Reich der Geschichte mit schwälendem Blutdunst erfüllt, der auch als Kampf um die Führerschaft nicht vor der Republik anhält und noch heute die amerikanischen Südstaaten zum Tummelplatz politischer Verbrechen macht, werden zwar Herrschsucht und Machtgier stets die leitenden Motive sein, aber auch andere Motive sich ihnen gesellen: Kühle Staatsraison, wütende Rachsucht, nackte Habgier bewaffnen die Faust mit dem Dolche und lenken ihn gegen den Herrn. Die Motive scharf zu trennen, wird selten möglich sein. Denn wie am Körper die Adern in buntem Gewirr sich kreuzen, so die Empfindungen im Leben der Seele. Bis dann in all den Männern, die zu politischen Verbrechern werden, die eine Empfindung die Herrschaft gewinnt und in dem Vielklang zur Dominante wird. Zuweilen werden die egoistischen Motive völlig hinter dem Antrieb eines Prinzips zurücktreten und Johann von Salisbury wird das Recht zum Fürstenmord theologisch erweisen; zuweilen wird eine krankhaft verbildete Ruhmsucht sich zum Größenwahn steigern und nach der Glorie der frühen Tyrannenmörder, der Harmodios und Brutus, der Timoleon und Pelopidas, der Mucius Scaevola und der Judith streben, und selbst ein Thomas von Aquino wird sich in Gedankengänge vertiefen, die Boccaccio in den Satz zusammenfaßt: „Kein Opfer ist Gott lieblicher, als Tyrannenblut." Bald wird der nackte Mord sich mit dem Mantel der Justiz umkleiden, und der venezianische Rat der Zehn wird, wie einst Fredegunde, heimliche Boten entsenden, um die Feinde des Staates zu töten, und er wird den Anfall auf Francesco Sforza mit dem Worte begründen: „Sein Tod ist unser Leben, ist Wohl-

fahrt und Friede für uns und ganz Italien.“ Bald wieder wird Heinrich III. von Frankreich den Kardinal von Guise und seinen Bruder skrupellos in den Tod senden. Und nur selten wird die Vereinigung verbrecherischer Größe und schrankenloser Herrscherkraft wie bei den Borgia der Gestalt der Täter eine Art von diabolischer Leuchtkraft verleihen.

Hier führt eine andere Kette hinüber bis zu der noch immer mit dem düsteren Schleier des Geheimnisses umhüllten Ermordung der Gesandten von Rastatt und des unglücklichen Herzogs von Enghien. Ob Ludwig XIII. sich von dem mächtigen Marschall d'Ancre befreit, ob auf Butlers Geheiß die Mörder in die Gemächer Wallensteins dringen, ob Philipp von Spanien den Mord an Egmont und Hoorn mit den Formen der Gesetzlichkeit umkleidet, ob er Montigny und Escovedo heimlich ermorden läßt, ja auch aus den Schauern der Bartholomäusnacht tönt uns die eisig kalte Lehre entgegen, daß „die politische Klugheit oder Staatsraison auf nichts anderes zu sehen hat, als auf den Dienst, die Sicherung und Bewahrung der Herrschaft.“ Macchiavelli war nicht der Erfinder der Lehre, sondern nur ihr temperamentvoller Gestalter; er hat nicht die Grausamkeit, die Treulosigkeit zu Gehilfen des politischen Nutzens erhoben, sondern nur die vorhandenen Elemente zu einem fürchterlichen System gefügt: Er hat die Theorie geschaffen, wo die Praxis längst bestand. Und er hat allerdings, indem er die Rechtfertigung des schlechthin Unsittlichen bot, indem er den Willen zur Macht von allen moralischen Bedenken löste, auch die Praxis befruchtet. Auch das Haupt der Maria Stuart sank nicht unter der Last erwiesener Schuld, sondern unter der tödlichen Schärfe der Staatsraison in den Korb des Henkers.

Scheinbar aus einer weltenfernten Region des Empfindens, endlos getrennt von den Reizungen der Herrschgier, wie er in den Männern des Seicento und in den merovätschen Frauen lebte, stammen die Taten jener Begeisterten, die nach dem Ruhme des Harmodios und Brutus streben, die mordend den Himmel erstürmen. Aber ist schon der erste, ist Harmodios nur der freiheitsdurstige Jüngling, dessen Brust von Idealen geschwellt ist, dem das Leben nur Wert hat im Sonnenglanze der Freiheit? Die

Geschichte freilich liebt es, mit der Legende im Bunde Heroen zu schaffen, den Staub vom Marmor zu blasen; sie liebt es, Idealgestalten zu schaffen, als ob sie zuweilen von der Kleinheit ihres Erlebens ermüdet sei. So, wie es das Skolion des Kallistratos darstellt, leben die Mörder des Hipparch im Gedächtnis der Zeiten:

„Tragen will ich mein Schwert in Myrthenzweigen
Gleich Harmodios und Aristogeiton,
  Da an der Pallas heiligem Feste
  Sie dem Tyrannen den Tod gebracht.
Stets wird Ruhm euch auf Erden blühen, ihr Teuren,
O Harmodios und Aristogeiton,
  Da von eurer Hand fiel der Tyrann,
  Und ihr der Stadt Athen Freiheit und Recht gebracht.
Tragen will ich das Schwert in Myrthenzweigen
Gleich Harmodios und Aristogeiton,
  Als von ihrer Hand fiel der Tyrann
  Und sie der Stadt Athen Freiheit und Recht gebracht.
Nicht gestorben bist du, Harmodios, Teurer!
Auf der seligen Flur, so sagt man, weilst du,
  Wo Achilleus wohnt, der schnellfüßige Held,
  Wo Diomedes wohnt, des Thydeus Sohn!

Aristoteles aber formt die Sentenz, daß Oligarchien ihr Ende finden, wenn eines ihrer Mitglieder besonders hervorragt, und er erwähnt, daß, wie in Syrakus die Staatsform fiel, weil zwei vornehme Jünglinge sich in einen Liebeshandel verstrickten, so Hipparch getötet wurde, weil er des Aristogeiton Schwester geschändet.

Auch den Pausanias, der Philipp von Makedonien schlug, hat die Legende mit einem besonderen Nimbus umkleidet. Und doch tritt hier, in dem blutigen Drama von Aegae, das rein persönliche Motiv der Rachsucht mit aller Klarheit hervor. Der Schwertstoß, der Alexanders Vater traf, wurde von gekränkter Ehre, vielleicht auch von dem Haß der verstoßenen Königin gelenkt. „Alles deutet auf eine Ausschmückung, welche das Gemeine mit dem Tragischen verbindet,“ so hat Leopold von Ranke geurteilt.

Reiner und klarer, mit ernsten, fast düsteren Mienen, kein Mann der tobenden Leidenschaft, stahlhart, bereit, dem Staatsgedanken selbst die Söhne zu opfern, schreitet Brutus als der erste Römer durch die Nebel der frühen Geschichte. Elemente der Sage umgeben auch ihn, den Begründer der Republik, aber als selbstverständlich mischen sich in seiner wie in des Harmodios Seele mit dem politischen Streben Motive persönlicher Art, Blutrache und beleidigte Ehre. Denn der Römergeist, der in des Brutus Gestalt sein eigenes Wesen darstellt, will in ihm nicht den schwärmenden Philosophen, sondern den Menschen von Fleisch und Blut formen, der die Faust erhebt, wo jeder Römer sie erheben würde, der auf starken Beinen über die Erde, nicht aber durch Wolken wandert. Und eben weil der Held der Novelle ein Römer ist, deshalb wird er zum Rächer seines ermordeten Bruders, zum Eidgenossen des in seiner Schwester beleidigten Collatinus, zum Vorkämpfer der von dem Königshause bedrohten Geschlechter. Die frühe Geschichte der Menschheit kennt keine Abstraktionen. Als aber Lars Porsenna von Clusium die junge freiheitliche Verfassung bedroht, da schleicht der junge Mucius Scaevola, wie im Heldenliede der Serben Milosch Obilitsch, in das Lager des Feindes, um den König zu töten.

Und ein anderer Brutus erhob sich noch, der starr und düster an die Ausgangspforte des Römertums tritt. Für die Freiheit gibt er die Pflicht der Dankbarkeit hin, und er mordet den väterlichen Freund.

„Dies war der beste Römer unter allen.
Denn jeder der Verschwor'nen, bis auf ihn,
Tut, was er tat, aus Mißgunst gegen Cäsar.
Nur er verband aus reinem Edelsinn
Und zum gemeinen Wohl sich mit den andern,
Sanft war sein Leben, und so mischten sich
Die Element' in ihm, daß die Natur
Aufstehen durfte und der Welt verkünden:
Dies war ein Mann!"

So preist Antonius den Mörder Cäsars im Drama Shakespeares. Und die Geschichte stimmt ihm zu. Und dennoch hat

seine blutige Tat den Gang der Geschichte nicht hemmen, die Erneuerung der Monarchie in der Gestalt eines kaum noch beengten Absolutismus nicht aufhalten können. Denn die Freiheit war längst gestorben, seit der Römer sie nicht mehr zu ertragen vermochte; mit Cato war der letzte Republikaner verzweifelt davongegangen, und nicht mehr war es die Frage, ob ein Herrscher kam, sondern wer von den gleichfalls sterbenden Göttern den Römern zum Herrn bestimmt war.

So trug des Brutus Tat den tragischen Stempel der Zwecklosigkeit: an Cäsars Stelle traten die Cäsaren. „Die Republik, die Marcus Brutus begründet hatte, war tot und niemals wieder zum Leben zu erwecken; was sollten die Republikaner noch auf der Erde? Der Schatz war geraubt, die Schildwache damit abgelöst; wer konnte sie schelten, wenn sie einging?" Mit diesen Worten begleitet Mommsen den Tod des Stoikers von Utica, der sich in sein Schwert stürzt, als die Hoffnung zu siegen entschwand. Die Tat des Cato war eine Tat heroischer Resignation und zugleich eine Frucht der Erkenntnis, die Tat des Brutus war nur ein heroischer Irrtum. Denn der Wert eines Staates ist auf die Dauer doch nur der Wert seiner Bürger; wenn der Geist der Freiheit tot ist, dann sind auch ihre Formeln wertlos geworden. Darum war des Brutus Tat nicht der Prolog einer Revolution, sondern der Epilog einer abgeschlossenen Entwicklung, ein vergeblicher Versuch, den Leichnam zu beleben. „Le roi est mort, vive le roi" — der Imperator fiel unter dem Dolche des Casca, des Tillius Cimber, des Cassius und Brutus; aber nicht sie wurden die Erben, nicht sie traten an die Stelle Cäsars, sondern die Herrscherkunst und die kühle Vernünftigkeit des Octavian. Jener lehnte das Diadem ab, dieser setzte es gelassen auf sein Haupt.

Die Iden des März waren gekommen, schon stand auf dem Kapitol neben den Bildsäulen der Könige die Statue Cäsars. Aber noch eine andere Säule leuchtet dort hinten auf: Sie ist dem Gründer der Freiheit, dem ersten Brutus geweiht. „Brutus, du schläfst," so raunte es durch Rom. Die Suggestionskraft der Erinnerung wird lebendig, sie treibt heimlich und stark auch den anderen Brutus zur Tat. Als ein gemütvoller, dem Studium der

Geschichte und der Kunst ergebener Ideolog wird er geschildert, Cassius dagegen, sein Gefährte als ein sarkastischer Realist, der schneidend und scharf den Weg aus den Gärten der Theorie in das Land der blutigen Praxis erspäht. Wesenselemente des Bourgognino und des Verrina sind in ihnen gemischt. Von ihnen schreibt schon Plutarch: „Selbst die, die den Brutus wegen seiner Verschwörung gegen Cäsar hassen, schreiben alles, was es Edles in dieser Tat gibt, ihm allein zu und suchen die Quelle des Unrechts in Cassius, der von der Reinheit und Einfachheit seines Wesens weit entfernt war."

Die Iden des März waren gekommen, der Imperator war, nicht achtend der Warnung, zur Kurie geschritten. Auf goldenem Sessel, einsam und stolz, nahm er Platz. Schon nähert sich ihm der wilde Tillius Cimber, eine Bitte vorzutragen. Cäsar lehnt sie ab. Da reißt Cimber mit beiden Händen die Toga Cäsars herunter, und Casca führt einen Streich gegen seinen Hals, der aber abglitt. Cäsar springt auf, reißt dem einen die Toga aus den Händen, und fällt dem andern in die Arme. Er verteidigt sich mit dem, was er in den Händen trägt, mit dem Griffel der Schreibtafel. Der starke und körperlich gewandte Cäsar würde sie abgewehrt haben, wären sie allein gewesen; aber indem er sich gegen Casca kehrte, empfing er eine Wunde in die Seite und bald noch andere Wunden. Er wendet sich nach allen Seiten, man sagt, er habe geknirscht und geschnaubt wie ein auf der Arena getroffenes wildes Tier. Alles war ein Moment, keiner von den Senatoren, die er selbst geschaffen, kam ihm zu Hilfe. Als er aber unter denen, die das Schwert gegen ihn zückten, auch Marcus Brutus erblickte, da rief er aus: „Auch du, mein Sohn!" Dann sank er nieder und trug nur noch Sorge, die Toga zusammenzuhalten, um seine Blößen zu decken. So ist Cajus Julius Cäsar umgekommen, der Begründer der lateinischen Welt des Westens, auf dem Sitze seiner Macht, mitten in dem Senat. Von den dreiundzwanzig Wunden, die ihm beigebracht worden, war wenigstens eine tötlich. War es die, so fragt, anschließend an seine dramatische Schilderung Leopold Ranke, die Brutus und Cassius gemeinschaftlich und gleichsam wetteifernd dem Konsul beigebracht hatten? In der Sänfte, in der Cäsar

gekommen war, wurde seine Leiche von drei armseligen Sklaven in seine Wohnung gebracht. Antonius aber hielt die Leichenrede.

Wenn der Erfolg genügt, die Tat zu adeln, so hat der Tat des Brutus auch diese Rechtfertigung gefehlt. Er kämpfte für „die gute alte Sache“, aber die gute alte Sache war tot. Er fällte den Tyrannen, und hatte doch nur die Herrschaft der im Senat verkörperten Oligarchie von Neuem gefestigt. Wenn „panis et circenses“ das Ziel der Masse werden, dann verlangt sie nach Knechtschaft.

Spiegeln sich die Motive, die Brutus zum Morde trieben, nicht auch in der sagenhaften Gestalt Wilhelm Tells? Wie hier sich Momente aus uraltem indogermanischen Mythos, aus der Sage von König Harald Blauzahn und dem Ritter Toko, aus der Thidrekssage und der Geschichte des Helden Egil vereinen, so mögen auch Motive an der Gestaltung dieses Epos der Freiheit mitgewirkt haben, die, dem antiken Leben entnommen, ihre verführerische Kraft bis in unsere Zeiten bewahrten. Aber das germanische Empfinden konnte Wilhelm Tell nur zum Volkshelden erheben, indem es dem Freiheitsdrang die Not des Hausvaters, die Sorge um die Sicherheit des Herdes gesellte.

„Unglücklicher,
Darfst du der Ehrsucht blut'ge Schuld vermengen
Mit der gerechten Notwehr eines Vaters?
Hast du der Kinder liebes Haupt verteidigt?
Des Herdes Heiligtum beschützt? Das Schrecklichste,
Das Letzte von den Deinen abgewendet?“

So ruft Tell dem Parricida zu. Hier gibt es keine Reminiscenzen, keine Philosophie, keine staatsrechtliche Doktrin; dem Schützen von Küßnacht bleiben die Stimmungen und Leidenschaften der Antike verschlossen: das naive Gemüt erfaßt das Recht des Widerstandes als ein Naturrecht, es löst das schwerste Problem des geschichtlichen Lebens ohne Skrupel, es trägt kein Bedenken, ausschließlich die eigene Einsicht zum Richter zu erheben und so das Recht der Gesellschaft zu verneinen. Gewiß, die Zeiten werden nie entschwinden, da die Mißstimmung eines Volkes zur Verzweiflung wird und die Verzweiflung in krampfhaften Ausbrüchen alle Grenzen zerstört. Und wenn es auch niemals ein juristisches Recht des Widerstandes

gegen die Staatsgewalt geben wird, so kann es doch, wo eine Regierung grundsätzlich gegen das Wohl der Bürger sündigt, eine historische Rechtfertigung geben. So hat auch Luther gemeint, daß „zwischen einem Privatmörder und dem Kaiser, so er außer seinem Amte notorie unrechte Gewalt vornimmt, kein Unterschied sei", und daß „öffentliche violentia alle Pflichten zwischen dem Untertan und dem Oberherrn jure naturae aufhebt."

Dante hat noch die Mörder Cäsars in den tiefsten Abgrund des Inferno verbannt. Aber die Humanisten erlösen sie aus ihrer Pein, und schon die frühe Renaissance errichtet ihnen schimmernde Säulen. Da wird sich Pietro Boscoli, wenn er sich gegen die Söhne Lorenzos von Medici erhebt, auf Harmodios berufen, und nach der Tat des Lorenzino, der seinen Vetter Alessandro erschlägt, wird aus seiner Feder eine Apologie des Tyrannenmordes erscheinen, die ihn mit dem Brudermörder Timoleon vergleicht. Da lehrt Boccaccio: „Soll ich den Gewaltherrn König oder Fürsten heißen und ihm als meinem Oberen Treue bewahren? Nein! Denn er ist ein Feind des gemeinen Wesens. Gegen ihn kann ich Waffen, Verschwörung, Späher, Hinterhalt, List gebrauchen; das ist ein heiliges, notwendiges Werk. Es gibt kein lieblicheres Opfer, als Tyrannenblut." Und in seinem Trauerspiel „Orbecche" schreibt Giraldi Centhio:

„Kein angenehmeres Opfertier für Gott,
Als ein Tyrann, verrucht wie dieser war."

Die Jünglinge, die sich allnächtlich im Stechen mit Dolchscheiden üben, ehe sie den Herzog Galeazzo Maria Sforza niederstoßen, haben sich an der Schilderung des Sallust von Catilina begeistert; sie trotzen dem Tode, und noch auf dem Schaffot ruft einer von ihnen, Olgiati: „Man wird lange an mich denken; der Tod ist bitter, der Ruhm ewig." Sie glaubten, wie Brutus, Vorkämpfer der Freiheit zu sein, und sie haben doch nur den Weg für die Tyrannei des Ludovico Moro gebahnt.

Das antike Vorbild ist auch in Charlotte Corday lebendig gewesen. Sie hat sich an Plutarch und an Sallust wie später an Montesquieu und Rousseau begeistert, und sie läßt sich hinreißen

von der glänzenden Beredsamkeit der Girondisten. Nicht nur die Leidenschaftlichkeit ihrer Zeit, sondern auch das Gefühl, daß die Volksjustiz in Wahrheit den Justizmord bedeute, mußte ihre zarte Hand zur blutigen Tat bewaffnen. Eine glühende Anhängerin der republikanischen Freiheit, hatte sie als Frucht der Revolution ein gesetzesfrohes, tugendhaftes Volk erhofft. Sie sah sich bitter enttäuscht. Von den Männern aber, die an der Spitze der Revolution standen, mußte ihr Marat das größte Grauen, den stärksten Wunsch erwecken, die Welt von ihm zu befreien. Denn nicht nur das Blut, das er wahllos vergoß, haftet an ihm, sondern es versöhnt mit ihm auch nirgends ein großer und bedeutender Gedanke, es fehlt ihm jeder idealistische Schwung, jede Rücksicht auf das Wohl des Staates, und seine Leidenschaften gipfeln in den Phantasien eines Sade. Es ist der Widerwillen der Reinheit, der sich gegen den Schmutz erhebt; es ist zugleich das Bedürfnis des Weibes, sein Geschlecht zu rächen, und es ist der Glaube, der den Olgiati erfüllte, was Charlotte Corday, dieses Mädchen von mildem Gemüt und sanftem Wesen, mitten in die harte Welt hinaustreibt. Rudolf Gottschall hat sie in einem Epos verherrlicht, er hat ihr als treibendes Motiv die Liebe zu dem Girondisten Barbaroux in das Herz gelegt, den Marat in die Verbannung trieb:

„Die Liebe stirbt, vom einz'gen Blicke trunken,
Mit dem sie das gelobte Land geschaut.
Doch hoch zur Flamme glüh'n die letzten Funken;
Die Liebe sterbend wird des Hasses Braut."

Vor ihrem Auge steigt Judith, die Tochter Bethuliens empor, vielleicht weckt auch das Bild der Jeanne d'Arc in ihr das enthusiastische Verlangen, das Vaterland zu retten. Sie greift nicht zu Schwert und Schild, wie Thibauts Tochter, sondern zum Dolche. Sie dringt in die Wohnung des Verhaßten und mit wohlgezieltem Stoße wirft sie ihn nieder.

„Stumm an dem Fenster steht die Mörderin,
Sieht starren Blickes auf das Opfer hin!
Der Rausch der Tat entflog; unheimlich sprechen
Der Rache Geister aus des Blutes Bächen.

Du bleich Madonnenbild, befleckt mit Blut,
Schon reißt dich aus der Nische Volkeswut!
An Marats Leiche knieen sie mit Gebeten,
Indes sie wütend dich mit Füßen treten."

Charlotte Corday ist ihrem Schicksal nicht entgangen. Als man sie fragte, wie sie, ein zartes ungeübtes Mädchen, ohne Mitschuldige diesen furchtbaren Mann tötlich zu treffen vermochte, da hat sie erwidert: „Der Zorn hatte mein Herz geschwellt und mir den Weg gezeigt, das seine zu treffen." Ehe sie das Schaffot betrat, schrieb sie an Barbaroux, ihre Freunde sollten ihr Los nicht beklagen, denn wer wie sie von einer lebhaften Phantasie und einem erregbaren Gemüte beherrscht wird, habe nur ein stürmisches Leben zu erwarten. Und sie schloß ihren Brief: „Welch ein erbärmliches Volk, eine Republik damit zu gründen! Sie verstehen nicht einmal, daß ein Weib, dessen Leben niemandem nützt, sich ruhig für ihr Vaterland opfern kann." In seiner Geschichte der Girondisten aber schrieb Lamartine: „Wenn wir für diese erhabene Freiheitsheldin und hochherzige Tyrannenmörderin einen Namen finden wollten, der die gerechte Bewunderung mit dem ernsten Urteil über ihr Vorgehen verbindet, so würden wir sie den Engel des Mordes nennen und in dem einen Worte Bewunderung und Schauder vereinen. Als sie der Henker ergriff, da rief eine Stimme aus der Mitte des Volkes: „Seht, sie ist größer als Brutus!"

Ehe Charlotte Corday aufstand, schien durch mehr als hundert Jahre die politische Leidenschaft fast entschlafen; die Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts schien das Gespenst des Fanatismus für immer gebannt zu haben. Und doch hatten sich die uralten Vorstellungen vom erlaubten Tyrannenmord und vom Gottesgericht durch die Hand des einzelnen, der sich selbst zum Richter und Henker bestimmt, gleichsam unter der Decke auch durch diese Zeiten erhalten. Und der Satz von der Heiligung der Mittel durch den Zweck, den schon die Tat des Brutus aufgestellt hat, wirkte alsbald wie in dem Mädchen von St. Saturin so auch in jenem deutschen Jüngling fort, der in Schönbrunn die Hand gegen Napoleon waffnete, wie in Ludwig Sand, der in schwärmerisch überreizter

Begeisterung für Religion und Vaterland Kotzebue erdolchte, weil er in ihm einen Feind seines Hoffens erkannte.

Dieser Satz von Mittel und Zweck fand seine naivste Gestaltung in den Attentaten der beiden deutschen Jünglinge, die sich berufen wähnten, ihrem Vaterlande die Freiheit und die sittliche Erneuerung zu schaffen.

Friedrichs Stapß, der Sohn des Geistlichen von Naumburg, hat als junger Kaufmann von achtzehn Jahren die gigantische Laufbahn des ersten Napoleon, dieses genialsten Dämons, der jemals durch die Welt fuhr, beenden zu können geglaubt. Lange ruhte über seiner Tat ein Geheimnis, denn Napoleon wollte den verwegenen Angriff, der auf ihn mitten in seiner Macht, im Glanze des Siegertums, unter den Bajonetten der Garde erfolgte, nicht bekannt werden lassen, damit nicht die Lust am Märtyrertum erwache, damit nicht die Scheu des Volksglaubens vor seiner Unverletzlichkeit entschwinde. Wie seltsam, dieses Bild des winzigen David und des riesenhaften Goliath! Ein naiver Knabe der eine, ein weiches, sanftes Gemüt, der zärtliche Briefe an die Eltern und den Bruder schreibt, der das Bild seiner Geliebten von sechszehn Jahren in der Schicksalsstunde bei sich trägt, und der in dem Abschiedsbriefe an seine Eltern keinen anderen Beweggrund anzugeben weiß, als daß Gott ihn die Tat geheißen, daß er vollbringen müsse, was er ihm fürchterlich heilig geschworen habe. „Mir war es, als sähe ich Gott in seiner Majestät, der mit donnerähnlichen Worten zu mir sprach: Gehe hin und tue, was du dir vorgenommen hast, ich will dich leiten, dir behilflich sein; du wirst diesen Zweck erreichen, doch dein Leben zum Opfer bringen müssen, aber dann bei mir ewig froh und selig sein. Da hub ich meine Hände auf zu ihm und schwur fürchterlich und heilig, ihm zu gehorchen bis in den Tod, und verlangte hier keine frohe Stunde und dort ewige Verdammnis, wenn ich meinen Schwur brechen würde ..... Tausendmal habe ich zu Gott gebetet: Himmlischer Vater, muß es sein? Muß ich gehen? Wie soll ich's möglich machen? Du mußt fort! donnerte mir jene Stimme zu, ich begleite und führe dich, was brauchst du mehr? Sei unverzagt und gehe!“

Ach, er wurde kein deutscher Brutus! Denn der andere, der

Sieger in hundert Schlachten, der die alten Throne Europas zerbrach, wie ein Sturmwind die Äste, der die Größe in das Ungeheuere hineintrieb, dem der alte Weltteil nicht genügte, der wie Alexander bis zum Ganges und nach Indien drängte, der vor dem Unmöglichen nicht zurückschreckte, der die Phantasie der Dante und Michelangelo mit der Realistik Caesars verknüpfte und schließlich doch sein Vaterland an den Abgrund brachte, der vier Millionen Menschen opferte und im Sturme dahinfahrend bekannte: „Die Gesetze der Moral und der Umgangsformen sind nicht für mich gemacht!“ — dieser Riese sollte nicht das groteske Schicksal erfahren, von der Hand eines Knaben erschlagen zu werden.

Mit einem großen Küchenmesser, in Packpapier gewickelt, drängt sich der Jüngling an den Caesar. Man hält ihn für einen Bittsteller, weist ihn zurück, aber er drängt immer wieder heran, wird festgenommen und die Waffe wird bei ihm gefunden. Da besiegt die Naivität die Tragik, da vermischt sich das Lächeln mit der Wehmut. Aber trotzdem gewinnt die Tat noch eine gewisse Größe in dem Verhör, das der Jüngling von Napoleon persönlich fordert. Da schlägt er das Angebot der Gnade ab, da erwidert er auf die Frage: „Würden Sie mir dankbar sein, wenn ich Sie begnadige?“ die mutigen Worte: „Nein, ich würde Sie dennoch zu töten suchen!“ Da lehnt er es ab, durch das Zugeständnis einer Erkrankung, das ihm nahe gelegt wird, seine Schuld zu mildern, da schleudert er dem Herrscher die Worte in das Gesicht: „Sie zu töten ist kein Verbrechen, sondern eine Pflicht! Sie sind das Unglück meines Vaterlandes!“

Ihm stellt sich Carl Ludwig Sand in wunderlicher Parallele zur Seite. Er ist reifer als der andere, willensstärker, kälter vielleicht, aber gleich ihm fühlt er eine überirdische Berufung, und gleich ihm ist er des Glaubens, daß die Überzeugung von der Sittlichkeit eines Mittels dieses Mittel gerecht macht. Er wählt sich keinen der Riesen der Geschichte als Opfer, er sieht in Kotzebue zugleich den russischen Spion, den intellektuellen Urheber eines finsteren Absolutismus und den sittlichen Verderber seines Volkes.

„Wie auch die Hölle braust,
Gott, Deine starke Faust
Stürzt das Gebäude der Lüge"

Diese Verse Theodor Körners treiben ihn von der Erlanger Hochschule in den Krieg gegen Napoleon, treiben ihn schließlich zu seiner verhängnisvollen Tat. Wie es in der Neigung seiner Zeit liegt, so zergliedert schon der Jüngling in endlosen Briefen an Mutter und Verwandte sein Inneres, so kokettiert er mit der Empfindsamkeit, die seine ganze Zeit erfüllt, und als er in die junge Bewegung der Burschenschafter hineingerissen wird, als er das Fest auf der Wartburg mit seinen Erregungen durchlebt hat, als ihm der Gegensatz zwischen dem frohen Hoffen der Befreiungsjahre und der Öde der folgenden Zeiten zum Bewußtsein kommt, da drängt es ihn, irgend etwas Großes, Auffallendes zu tun. Er ist kein Mensch der stürmenden Leidenschaft, es liegt auf ihm eine gewisse Melancholie, Selbstmordgedanken erfüllen ihn, er leidet an steter Kränklichkeit, und auf dem Krankenbett erwacht in ihm die religiöse Schwärmerei. „O welche selige Zeit, die man Gott und Dir, Christe, verlebt! Könnte ich in dem Augenblick nicht wirklich mich für edle Zwecke in den Tod legen? Könnte ich in diesem Augenblick nicht selbst die Schlangen des Naturtriebes und der Trägheit unterjochen? Könnte ich nicht alle Launen in die göttliche Liebe verschmelzen?" So heißt es einmal, längst ehe der Plan in ihm sich regte, in seinem Tagebuch. Er träumt sich in die Rolle der Schweizer Eidgenossen, er tauscht mit den Freunden Schwüre auf dem Rütli, er schöpft aus Goethes Werther die Lehre, daß das einzige Geschöpf, über das wir völliges Recht und Gericht haben, wir selbst seien, und er klagt: „Mir ist es, o gütiger Vater, als schwämme alles um mich her, es wird um meine Seele immer trüber, die Lebensfreuden schwinden, nirgends zeigt sich mir ein fester Platz, den unser höchstes Streben, unsere christlich deutsche Sache eingenommen hätte. Herr! Vater! Führe mich, errette mich, auf daß ich doch erreiche einen festen Grund, von dem aus Wankelmut und Kälte aufgelöst sind!" In dem Programm, das er zum Wartburgtage für die Burschenschaft aufstellt, fordert er „Tugend! Wissenschaft! Vaterland!" als Motto, da ruft er aus: „Das deutsche

Land, unser Vaterland, wollen wir lieben, ihm sei aller Dienst geweiht! In ihm wollen wir leben und weben, mit ihm oder frei in ihm wollen wir sterben, wenn's Gottes großer Ruf gebeut! Die deutsche Sprache erstehe! Das wahre Rittertum erglühe! Das deutsche Land sei frei!" Es ist das typische Bild des Schwärmers, das uns in Ludwig Sand entgegentritt. Gefühlsseligkeit, übertriebenes Hoffen, kränkliche Melancholie, selbstanklagendes Grübeln und ein wunderlicher Glaube an seine Prädestination bilden die Elemente seines Charakters.

Am 9. März 1819 trat Sand die Reise nach Mannheim, dem Wohnort des von ihm als Opfer ersehenen Dichters an. Unterwegs schreibt er in das Gastbuch eines Wirtshauses die Worte:

„Drück' dir den Speer ins treue Herz hinein,
Der deutschen Freiheit eine Gasse!"

Und er fügt hinzu: „Was sollen auch die alten Schlafmützen schaffen? Vertraut auf euch selbst und baut im eignen Herzen Gott und dem Vaterlande einen Altar auf!" Zweimal versucht er vergebens sein Opfer zu treffen, endlich wird er vorgelassen. Kotzebue tritt in das Vorzimmer, der Dolch wurde mit Sicherheit geführt, er traf das Herz, und nach wenigen Augenblicken war das Opfer verschieden. Der Mörder selbst stieß sich einen zweiten Dolch in die Brust, er wurde in das Hospital gebracht und geheilt. Freilich sei es ihm schrecklich, einen Menschen zu morden, so heißt es in seinem letzten Schreiben, aber er könne unmöglich länger der inneren Stimme widerstehen, die ihn unablässig treibe, den Vaterlandsverräter aus dem Wege zu räumen. „Viele der ruchlosesten Verführer treiben ungeahndet bis auf's völlige Verderben unseres Volkes hin, bei uns ihr Spiel. Unter ihnen ist Kotzebue der feinste und boshafteste, das wahre Sprachwerkzeug für alles Schlechte in unserer Zeit, und seine Stimme ist recht geeignet, uns Deutschen allen Trotz und Bitterkeit gegen die ungerechtesten Anmaßungen gar zu benehmen, und uns einzuwiegen in den alten faulen Schlummer. Soll nicht das ärgste Unglück über uns kommen, soll nicht die Geschichte unserer Tage mit ewiger Schmach behaftet sein, so muß er nieder!" Sand ist von dem Gerichtshof des

Meuchelmordes schuldig befunden und verurteilt worden, daß er „ihm zur gerechten Strafe, anderen aber zum abschreckbaren Beispiel mit dem Schwerte vom Leben zum Tode zu bringen sei.“ Nach einer Gefangenschaft von vierzehn Monaten ist er hingerichtet worden. Sein Gesicht, so schildert ein Bericht seinen letzten Weg, war leidend mit Sanftmut; die Stirn offen und frei, die Züge interessant ohne schön zu sein, aber die Leiden hatten das Jugendliche aus ihnen verwischt. Sein Kopf war unbedeckt und das lange Haar hing über die Schultern herab. „Ich nehme Gott zum Zeugen, daß ich für Deutschlands Freiheit sterbe,“ das waren seine letzten Worte. Die Wiese aber, auf der Carl Ludwig Sand gerichtet wurde, wird noch heute vom Volke „Sands Himmelfahrtswiese“ genannt.

Der Untersuchungsrichter aber hat seinem Bericht die Worte Tiedges vorangestellt: „Erhebung fühlt der Geist, der Wahn von Wahrheit sichtet.“ Und wer die Tat und ihre Folgen mit nüchternem Sinne wägt, wer in ihr zugleich den Ursprung all der Verfolgungen erkennt, die über Deutschlands freiheitliche Jugend kamen, der wird auch erkennen, wo der Wahn und wo die Wahrheit ihre Stätte haben.

Vielleicht steht innerlich den beiden deutschen Schwärmern, die nach der Meinung der heutigen Psychiater wohl kaum für ihre Tat voll verantwortlich gemacht würden, der jüngste Freiheitsheld der Finnländer, der junge Gelehrte Eugen Schaumann am nächsten, der am 16. Juni 1904 den als Diktator von Rußland über sein Vaterland gesetzten, rücksichtslos brutalen General Bobrikow erschlug. Während sonst die Bevölkerung Finnlands durch ein seltsames System des passiven Widerstandes den russischen Versuchen widerstrebt, ihr Heimatland zu einer Provinz des Zarenreiches zu degradieren, den hundertjährigen Brauch des Verfassungslebens zu zerschlagen, den Gemeinden die Selbstverwaltung zu nehmen, die Bildungsanstalten zu Werkstätten der Dressur zu erniedrigen, das Volk gleich den Russen in eine stumpfe Masse zu verwandeln, die nur den Willen des Zaren als höchstes Gebot erkennt, während man hier sonst das Schwert in der Scheide läßt und es doch bisher erreicht hat, daß Rußland nicht zum Ziel gelangte, schäumte

in dem jungen Sprößling der wohlhabenden, feingebildeten Familie Schaumann der unwiderstehliche Wille zur Tat empor. Der Sohn eines Senators, ein Jüngling von reinem Empfinden, folgte er nicht den dunklen Pfaden der Nihilisten, sondern er war einer jener mißleiteten Patrioten, die in dem Kummer über die Not ihres Volkes den Glauben gewinnen, daß mit dem Tode eines Einzelnen auch ein ganzes System vernichtet wird, daß in dem Augenblick, da die Erdschollen prasseln, sich sofort die Freiheit leuchtend erheben wird. Gewiß, was immer das Wesen einer Nation lebenswert macht, das hatte der weichmütige Zar Nicolaus den Finnländern genommen; es waren Zustände geschaffen, die nur unter dem Zepter orientalischer Despoten ihr Gegenstück finden, selbst die finnische Armee war vernichtet worden, der Kosak ritt durch die Straßen von Helsingfors, und die Nagaika sauste nieder auf die Köpfe der Menge, in den Straßen waren Ströme von Blut geflossen. In dem Herzen Schaumanns mochten Erregungen, wie in dem Herzen vieler Deutschen in den Tagen des ersten Napoleon leben. Aber er war nicht ein unreifer Knabe wie Stapß, nicht ein überspannter Fanatiker gleich den vielen anderen, nicht ein düsterer Schwärmer wie Carl Ludwig Sand, sondern ein gebildeter ruhiger Mann, der achtsam die Entwicklungen verfolgte, der überdies wohl die starken Bewegungen auf sich wirken ließ, die gerade damals den Körper des russischen Reiches durchschauerten. Im freiwillig gewählten Tode hat Schaumann seine Tat gesühnt.

Und vielleicht mag noch eine andere Gestalt sich diesen drei jugendlichen Freiheitsschwärmern gesellen, in der, wie in ihnen, die Tat einem überhitzten nationalen Empfinden, nicht aber der Freude am Töten, nicht den Motiven niedriger Rache entsprang. Im August des Jahres 1909 wurde der junge Inder Dhingra in aller Stille im Gefängnis von Newgate gehängt. Er schritt ohne Reue und gefaßten Mutes dem letzten schauerlichen Akte seines Lebens entgegen, und er glaubte bis zuletzt an die Nützlichkeit und die sittliche Berechtigung seines Handelns. Nicht nur der Fatalismus, der im Volke der Hindus lebt und der in dem irdischen Dasein nur eine Vorstufe zur Seligkeit des Nirwana erblickt, nicht

nur diese stoische Philosophie hielt ihn aufrecht, wie sie in den Gesängen des Bhartrihari sich ausdrückt: „Schmach dem Leben, dem wehevollen, bestandlosen in dieser Welt! Ein gewaltiger Schmerz haftet am Dasein, Leben ist nur Leid," — sondern auch der fanatische Haß des Unterdrückten, der die Leiden seiner Volksgenossen rächen oder doch durch die blutige Tat die Augen der Welt auf das Elend seines Vaterlandes hinlenken will. Es war nicht ein Akt der persönlichen Not gewesen, den er etwa gegen einen der Henker seines Volkstums beging: Gerade der Mann, den er zum Opfer wählte, vertrat die Menschlichkeit, hatte sich bei den braunen Söhnen Indiens Dank und Freundschaft erworben. Aber er war eben nur ein Vertreter jenes Systems, das gleich einer eisernen Walze über ein Land dahinrollt, dessen Reichtum seit Jahrhunderten Englands Weltmachtstellung erhält. Der Oberst Sir William Curzon Wyllie und der Student Narda Men Lal Dhingra sind die Repräsentanten zweier Völkerschaften gewesen, zwischen denen wohl durch Jahrzehnte Frieden herrschen kann, aber nur ein Frieden, durch den heimlich der wütende Haß der Unterdrückten atmet. Dieser Haß lehnt, wo sich ihm das Verständnis des Gebildeten paart, jede Wohltat ab, er ist unbestechlich, er predigt offen und vertritt mit dem Dolche die Propaganda der Tat, die auch Confucius trotz aller Milde seiner Lehre gebilligt hat. Man hat bei dem Mörder Schriften religiösen Charakters gefunden, in denen ein köstlicher Lohn für die politische Gewalttat verheißen wird. „Was immer ich getan habe, das war ein Akt des Patriotismus. Sie sind heute allmächtig, aber ich erinnere Sie daran, daß auch unsere Zeit kommen wird", so sprach der junge Inder zu seinen Richtern. Und er hielt ihnen entgegen, daß er das englische Volk für die Ermordung von achtzig Millionen seiner Landsleute während des letzten halben Jahrhunderts und für die Entführung von hundert Millionen Pfund aus seinem Vaterlande nach England verantwortlich mache. Es sei das Recht der Inder, jeden Briten zu töten, der ihr heiliges Vaterland besudele. „Ich erstaune", so rief er, „über die ungeheuerliche Heuchelei und Scheinheiligkeit der Engländer, die sich in der ganzen Welt als Beschützer der Unterdrückten aufspielen, während

sie selbst über dreihundert Millionen Inder die furchtbarste Zwangsherrschaft ausüben, während sie Jahr für Jahr zwei Millionen indischer Einwohner töten und ihre Frauen und Mädchen zu Hunderttausenden schänden." In der Tat des Dhingra tönt uns gellend der Schrei entgegen: „Indien für die Inder!" Das ist der gleiche Ruf, der schon dreißig Jahre zuvor erklang, als der nationale Fanatismus der Inder seinen mörderischen Blitzstrahl gegen die englischen Vizekönige Graf Mayo und Lord Lytton entsandte. Wird aber erst der Tempel der schrecklichen Göttin Kali in Kalkutta geöffnet, ergreift die indische Intelligenz mit den eingeborenen Fürsten die Führung, dann können, so droht es aus der Tat des Dhingra, für Englands Herrschaft noch schwärzere Tage kommen als damals, da Nena Sahib, der Held vom Stamme der Mahratten, zu Kampur die Fahne der Empörung auf die Tempelzinnen pflanzte.

Es ist wohl das menschlich am besten verständliche Motiv des politischen Mordes, wenn in ihm der Haß der unterdrückten Nation gegen den Unterdrücker emporschäumt, wenn es den einzelnen drängt, das, was das Schicksal an einer ganzen Nation versündigt, durch eine rasche und entschlossene Tat zu heilen. Hier wird die Stimme des nationalen Gewissens dem Täter als die klingende Stimme der Gottheit erscheinen, ob der Sohn von Korea den Arm gegen den Statthalter Japans, den Repräsentanten seiner eigenen Knechtschaft, mit dem Dolche bewaffnet, ob der Ägypter, in dem noch die Ideale Arabi Paschas leben, den Minister niederschlägt, der ihm ein Söldling der Fremden dünkt, ob der ruthenische Student den Statthalter von Galizien tötet, weil in ihm die Stimme uralten Hasses zwischen Kleinrussen und Polen und der Jammer neuer Bedrückung widerhallt.

Gewiß, das Empfindungswesen der gelben Rasse ist uns Europäern fremd; es wird uns kaum gelingen, uns in die innerste Psyche der gelben Leute voll Verständnis zu versenken. Aber der Haß des Erniedrigten gegen den Beleidiger, des Sklaven gegen den Herren ist so alt wie alles Leben und erfüllt die ganze Geschichte. Jetzt aber, wo die Welt Mohameds oder Buddhas im Zeitalter der Universalpolitik immer stärker emporgerissen und in

die Sphäre europäischer Interessen hineingezogen wird, wo sich auf uralte Freiheit das Joch senkt, da wird auch der politische Mord immer häufiger zum Mittel der nationalen Verzweiflung werden.

Schon hat der ägyptische Student Wardani das typische Beispiel gegeben. Wie der Inder Dhingra, so wollte auch er den englischen Machthabern seinen Haß beweisen, und als alle anderen Versuche, eine Verfassung zu erhalten, mißlungen waren, da griff er zum Revolver. Er kehrte ihn nicht gegen den Repräsentanten Englands, sondern gegen seinen Landsmann, den Ministerpräsidenten Boutros, der überdies als geborener Kopte die Erinnerung an uralten Haß wachrief. Wardani war ein kleiner, schwächlicher Mensch, der einem verkümmerten Gelehrten glich, nicht eine von jenen kraftvoll-brutalen Jünglingsgestalten, die sonst wohl nach dem Lorbeer des Brutus streben. Aber dieser kleine verkümmerte Mann hat schon jetzt in der Geschichte seines unglückseligen Landes, dessen Reichtum sein Schicksal ist, eine providentielle Rolle gespielt. Um seinen Namen scharen sich selbst die Gleichgültigen und Lauen, und es konnte geschehen, daß der Groß-Mufti, der oberste Hüter des Glaubens im Lande, dem die Formalität übertragen ist, ein Todesurteil zu bestätigen, seine Unterschrift versagte.

Und unterirdische Flammen brennen auch im Lande Galizien. Das hat die Tat des Studenten Siczinski der Welt zum Bewußtsein gebracht, als er im April des Jahres 1908 den Grafen Andreas Potocki erschoß. Das Massacre von Koropecz hatte den unmittelbaren Anlaß geboten, wo im Wahlkampf polnische Übermacht und Willkür eine Reihe ruthenischer Wähler erschlug. Aber das letzte Motiv war der furchtbare Druck, den die Polen seit Jahrhunderten auf sein Volk ausgeübt hatten, war diese ungeheuere Kette von Leiden, die sich auf dem Ruthenentum häuften. Es liegt ein grauer Pessimismus auf dem Volke Siczinskis, es fehlt ihm die Kraft der Leidenschaft, wie die Fähigkeit der Entsagung, es ist träge zum Guten und zum Bösen, und kaum dringt ein Hauch der befreienden Lehren des modernen Lebens bis an seine Stirne. Die geringen Produkte der ruthenischen Literatur tragen fast durchweg den trüben Stempel der Melancholie, und das resignierte Wort, das Taras

Szewczenko in seinem Gedichte „Erwarte nichts!“ seinen eigenen Hoffnungen zuruft, das gilt dem gesamten Leben seines Volkes:

„Und wie es in dir, öde Nacht,
So ist kein Stern auf deinen Wegen!
Was in dir lebte, ringt sich nimmer
Befreit empor zum Strahl des Lichts.
Erblichen ist der letzte Schimmer!
Erwarte nichts! Erwarte nichts!“

Da hallt denn plötzlich in diesen Pessimismus hinein der Schuß des Studenten, der das Haupt der polnischen Schlachta tötet, meuchlerisch, nicht im offenen Kampfe, nicht Mann gegen Mann. Es ist dasselbe Rezept, dem der Landsmann im Reiche des Zaren folgt, wo gleichfalls der Mord der Freiheit die Gasse schaffen soll.

In ihnen allen, die, von der Gottheit getrieben, das Glück der Menschheit oder doch die Befreiung ihres Volkes durch den Mord heraufführen wollen, herrscht gleichmäßig und unbezwinglich eine fixe Idee, die sich mit einem starken altruistischen Drange, mit dem Bedürfnis der Selbstaufopferung zusammenfügt. Der klassische Typus ist hier wohl in Felix Orsini gegeben, dessen ganzer Charakter aus einer Fülle der seltsamsten Gegensätze, dessen ganzes Leben aus einem einzigen großen Widerspruch besteht. Er, der große Verschwörer aus den Tagen des dritten Napoleon, hat an dem Tage, ehe sein Leben den Abschluß durch die Hand des Henkers erhielt, in dem berühmten Briefe an den Kaiser sich und sein Werk von Grund aus desavouiert: „In wenigen Stunden werde ich nicht mehr sein; aber ehe ich meinen letzten Atemzug tue, will ich erklären — und ich tue es mit dem Freimut, den ich bis heute niemals verleugnet habe —, daß der Mord, unter welcher Form er auch auftreten möge, nicht zu meinen Prinzipien gehört, sondern daß ich mich nur durch eine verhängnisvolle geistige Verirrung zur Organisation des Attentates gegen Napoleon habe verleiten lassen. Und mögen meine Landsleute das Mordsystem weit von sich werfen, statt darauf zu bauen, mögen sie sich von einem sterbenden Genossen gesagt sein lassen, daß ihre Erlösung nur durch Selbstverleugnung geschehen kann, durch stetige Vereinigung ihrer Kräfte,

durch Opfer und durch Ausübung der wahrhaftigen Tugend." Er selbst spricht in seinen Memoiren davon, daß er stets und überall in diesen langen Jahren der ewigen Verschwörungen, in denen er bald wie ein gehetztes Wild die Welt durchirrt, bald in der tiefen Einsamkeit des Kerkers trauert, immer nur von dem einen Gedanken, „von dieser Manie besessen war, dem Vaterlande zu nützen, es zu befreien, sich ihm zu opfern." Die Waffen Österreichs halten sein Vaterland noch gefangen: Da hält er Napoleon für den Mann der Vorsehung, bestimmt, Italien das Joch der Fremden abzunehmen. „Und doch gibt mir seine ganze Vergangenheit die Gewißheit, daß er nicht tun wird, was doch einzig und allein in seiner Macht steht. Ich bekenne frei, daß ich ihn für ein Hindernis ansah. Und da habe ich zu mir gesagt: man muß ihn aus dem Wege räumen." Aus diesem wirren Gedankengange heraus sammelt er eine Schar von Genossen, und er, der den politischen Mord verwirft, der versichert, daß er Mazzinis Theorien nicht bis zu jener äußersten Grenze teile, plant und leitet das Attentat vom Januar.

Sein Freund Montazio schreibt aus den letzten Jahren seines Lebens von ihm: „Nichts zeigte auf den ersten Blick, wieviel er gelitten hatte; aber während eines längeren Umgangs merkte ich, wie oft er geistesabwesend und versunken war. Er litt an langen Fieberanfällen und hatte plötzlich merkwürdige Halluzinationen neben Anfällen düsterer Stimmung." Diesen Satz heißt Lombroso freudig willkommen, um Orsini in das Kapitel der Neurosen und Psychosen zu reihen. Orsini war gutherzig, ehrlich und äußerst mutig, aber er war vielleicht ruhmsüchtig, eitel und leicht zu beeinflussen. Und wenn er von Edmond Lepelletier zum hochherzigen Helden seines Romans „Le Serment d'Orsini" gemacht worden ist, so hat hier des Dichters Phantasie gar manchen Fleck retouchiert, der in Wirklichkeit an seinem Bilde haftet.

Eine Reihe von Jahren war seit dem Staatsstreich vergangen, Napoleon stand auf der Höhe seiner Macht. Da verband sich Orsini mit Pieri und anderen Freunden zu seiner Ermordung, da empfing ein Ingenieur zu Birmingham eine bis ins einzelne gehende Vorschrift für die Anfertigung einer Höllenmaschine. Fünf

oder sechs Bomben wurden fabriziert. Orsini brachte sie in seiner Reisetasche nach Paris, er gewann in Gomez und Rudio neue Gehilfen, und dann zogen sie gemeinsam der Straße zu, die der Kaiser durchfahren mußte, um zur Oper zu gelangen. Pieri wurde auf seinem Wege verhaftet, aber das Werk wurde dennoch vollbracht. Der kaiserliche Wagen fuhr vorüber, noch klang der freudig erregten Menge das Stampfen der Pferde der eskortierenden Reiter in den Ohren, da vernahm man schon eine dumpfe, nicht starke Explosion, der bald eine zweite und dritte folgte. Gleichzeitig wurde Schreien und Rufen laut. In dem Augenblick, da der Wagen angefahren war, hatte Gomez die erste Bombe geworfen, die dicht vor den Pferden geplatzt war. „Wirf die deine!" gebot Orsini dem Rudio, dessen Bombe denn auch wirklich unter dem kaiserlichen Wagen explodierte. Die Anklage hat später behauptet, die dritte Bombe sei von Orsini geworfen worden, er selbst hat dies jedoch beharrlich geleugnet. Die Bomben hatten in der dichtgedrängten Menge Tod und Verderben gespieen. Plötzlich erloschen durch einen Zufall die Gasflammen, und als sie von neuem aufleuchteten, da sah man, daß Tote und Verwundete, Pferde und Wagentrümmer den Boden bedeckten. 141 Personen waren tot oder verwundet, ein Geschoß war dem Kaiser durch den Hut gegangen, ein Glassplitter hatte ihm die Nase verletzt, wie durch ein Wunder wurde das kaiserliche Paar gerettet. Es wohnte der Vorstellung im Theater bis zu Ende bei, die in einem wunderlichen Zufall drei einzelne Akte aus den Stücken „Gustav III. oder der Maskenball", aus „Maria Stuart" und „Wilhelm Tell" vereinte, Akte, in denen immer Herrscher ermordet werden und die Völker zu den Waffen eilen, um sich von der Tyrannei zu befreien.

Bald waren die Urheber des Attentates in den Händen der Justiz. Am 25. Februar erschienen Orsini und seine Gefährten vor den Assisen. Der eigentliche Leiter der Verhandlungen, so wird von den Zeugen berichtet, war Orsini selbst, der den Saal durch seine Festigkeit und seine Geistesgegenwart beherrschte. „Orsini war ein eigentümliches Produkt der alten und der modernen italienischen Zivilisation, gleichzeitig ein Mann des Mittelalters

und der Gegenwart, ein diplomatischer Tribun, Rienzi und Macchiavelli, halb Condottiere, halb Priester; ohne sich aus seinem Verbrechen einen schmückenden Mantel zu machen, trug er es doch stolz und brachte es dahin, daß man es beinahe vergaß." Jules Favre hat ihn meisterhaft verteidigt. Den tiefsten Eindruck aber hat er erzielt, als er den Brief Orsinis an Napoleon verlas. Er schloß mit den Worten: „Ich beschwöre Eure Majestät, Italien die Unabhängigkeit zurückzugeben! Mögen Sie die Bitten eines auf den Stufen des Schaffots stehenden Patrioten nicht überhören! Befreien Sie mein Vaterland, und der Segen von dreiundzwanzig Millionen Brüdern folgt Ihnen in die Nachwelt!" Eine Woche später ist Orsini hingerichtet worden, Pieri war auch auf dem letzten Gange sein Gefährte. Sie starben beide stolz und mutig. „In dem Augenblick, da das Beil fiel, entblößten sich alle Häupter und grüßten sie, die zu sterben wußten." Die Reaktion in Frankreich war die Frucht der Tat Orsinis.

Schon vor Felix Orsini war Napoleon das Ziel von Mordanschlägen gewesen. Die Republikaner konnten ihm den Staatsstreich des September nicht verzeihen, geheime Gesellschaften wuchsen aus der Erde, und wieder ist es ein Italiener, Pianori, der seinem Vaterlande die Freiheit zu sichern glaubte, als er am 29. April 1855 an der Ecke der Rue Balzac seine Pistole auf den Kaiser abschoß. Aber sein Charakter trägt kaum eine persönliche Note; Auskünfte der Polizei in seiner Heimat sollen festgestellt haben, daß er schon früher als Mörder und Brandstifter zu zwölf Jahren Bagno verurteilt war. Und wieder ist es der Träger eines italienischen Namens, Bellamare, ein Zwanzigjähriger, vielleicht ein Nervenkranker, der dem Kaiser auf dem Wege zum Theater Ventadour auflauert und auf seinen Wagen eine Pistole feuert. In seinen Prozeß ist Artur Ranc verflochten worden. Eine Fülle von Gerüchten über Mordversuche auf den Kaiser schloß sich an, aber nirgends tritt uns wieder etwas von jenem selbst durch die Mordtat nicht völlig entweihten Geiste, von jenem phantastischen Idealismus entgegen, der die Hand der Charlotte Corday, der beiden deutschen Jünglinge und selbst die Hand Orsinis mit dem Werkzeug des Todes bewaffnet hat. Es sind nicht mehr Schwärmer, die von

Brutus und Scävola träumen, und bald werden wir in der Gestalt des Fieschi dem neuen, abscheulichen Typus des Verbrechers begegnen, des vollendeten Lumpen, der sich des politischen Mantels nur bemächtigt, um unter ihm seine Neigung zur Roheit und zur brutalen Gewalttat zu verhüllen. Er wird in Ravachol seine Vollendung erreichen.

III.

Religiöser Fanatismus.

„Die schlecht aufgefaßte Religion gleicht einem Fieber, das bei der geringsten Gelegenheit in Raserei ausartet. Es ist dem Fanatismus eigen, daß er die Köpfe erhitzt," so schreibt einmal Voltaire. Dieses Fieber aber, von dem der Franzose spricht, scheint intermittierend in der Menschheit ewig fortzuleben. Es treibt sie zu der ungeheueren Raserei der Glaubenskriege, zu den Greueln der Inquisition, es entzündet die Scheiterhaufen, mordet Könige an den Stufen der Altäre und vernichtet ganze Völkerschaften. In dem Schuldbuch des religiösen Katechismus sind die Albigenserkriege wie vorher die wütenden Kämpfe gegen die Arianer, ist das Elend der Hugenotten und die Bartholomäusnacht verzeichnet, dort ist auch der Text für die dunklen Blätter geschrieben, die uns die Geschichte des dreißigjährigen Krieges erzählt. Die Raserei aber, die ganze Jahrhunderte ergreift und festhält, umkrallt auch zuweilen das Herz des Einzelnen nnd treibt ihn, auf daß er Gott wohlgefällig sei, zu blutigen Taten. Denn die allgemeinen Bewegungen werden stets in den Individuen ihren besonderen Niederschlag finden, und was in dem allgemeinen Empfinden vielleicht noch den Stempel einer gewissen Größe trägt, das wird hier zur fixen Idee. Es wird mancher erstehen, der nach der Krone des Märtyrers greift, es werden aber auch dumpfe und trübe Geister durch die Entstellung des religiösen Gedankens getrieben werden, wilde, verbrecherische Instinkte mit dem Mantel der Religion zu verhüllen, um ihre Befriedigung zu erlangen. So gibt es wohl

eine Abstufung in der Psyche all dieser Verbrecher, aber vor der genauen Betrachtung ist die Differenzierung dennoch nur gering. Sie sind einander ähnlich, vom Mörder Heinrich III. von Frankreich bis zu Kullmann, der auf Otto von Bismarck schoß. Sie sind sich ähnlich, welchem Glauben sie auch folgen. Ein Geist der Unbarmherzigkeit und des Hasses lebt in ihnen, der die Tat des wildesten Aberglaubens für die Erfüllung der feinsten und höchsten Gedanken einer Religion der Liebe und des Verzeihens hält. In der Fülle aber der Taten, die der Fanatismus begeht, hat das allerchristlichste Frankreich unbestritten den Vortritt.

Hier hat Jean Poltrot de Mère den Herzog Franz von Guise mit vergifteten Kugeln getötet und, wie Schiller in seiner Geschichte der Unruhen in Frankreich bemerkt, mit dieser blutigen Tat den Anfang des Trauerspiels gemacht, das der Fanatismus nachher in einer Reihe von ähnlichen Greueltaten so schrecklich endigte. Es war ein Kalvinist, der sich in Poltrot gegen einen der gewaltigsten Helden und größten Männer Frankreichs erhob. Denn so hoch auch seine Pläne stiegen, soviel Stürme auch sein Ehrgeiz im Staate erregte, so fehlte ihm doch nicht der Schwung der Gesinnung, der in großen Seelen jede Leidenschaft ordnet. Sein Tod hat den Kalvinisten eine Zeit der Erholung gebracht, aber er hat doch ihr letztes grausames Schicksal nicht gewandelt. Es ist kein Zeichen echter religiöser Vertiefung, daß Männer wie Beza und Coligny den Mord als eine Wohltat Gottes priesen. Bald genug hat dann auch die anderen Häupter der Parteien jener Zeit ein gleichgeartetes Schicksal getroffen. Der große Condé wurde, als er sich seinem siegreichen Gegner ergab, von Montesquiou meuchelmörderisch durch einen Pistolenschuß getötet, der Italiener Perducci und der Deutsche Behme führten gegen Coligny den tötlichen Streich, und tausend Wunden schlug noch dem Toten die Wut der Fanatiker. Im Vorzimmer seines Palastes zu Blois ließ Heinrich III. seinen alten Gegner, Heinrich Le Ballafré, den letzten großen Sohn des Geschlechtes der Guise, durch gedungene Mörder niederstoßen. Aber schon am letzten Juli des Jahres 1589 tauchte der Dominikanermönch Jaques Clément sein Messer in das Blut des Monarchen selbst in dem Glauben, durch diese Tat Vergebung der in einer

ausschweifenden Jugend begangenen Sünden zu erlangen. Ihm ist geglückt, was später dem lasterhaften Jesuitenzögling Jean Chatel mißlang, der Heinrich IV. zu ermorden suchte. Lombroso nennt ihn einen Irren; er stützt diese Meinung auf das Geständnis des Verbrechers, daß er sich geschlechtlich zur eigenen Schwester hingezogen und immer wieder von einem wilden Morddrange beunruhigt fühlte. Indem er den seinem Glauben feindlichen König zu töten unternahm, meinte er die Krone des ewigen Lebens zu erlangen. Es konnte aber geschehen, daß nach den Taten dieser Männer Prozessionen von hunderttausend Menschen die Straßen von Paris durchzogen, Kerzen in der Hand, Gott zu loben und zu preisen, und es konnte geschehen, daß Geistliche Wachsbilder des Königs auf dem Altar aufstellten und sie während der Messe durchstachen. Clément vor allem wurde als ein Märtyrer gefeiert, der vom Himmel inspiriert und zum Himmel eingegangen war.

Wenn aber die Diener der Religion dem Mörder göttliche Ehren und Paradieseswonnen verheißen, dann wird eben Heinrich IV., obwohl er den katholischen Glauben annimmt, dem Auge des Fanatikers stets nur als Ketzer erscheinen, immer wieder wird sich gegen ihn die Hand des Mörders erheben, und zuletzt, an einem Maitage des Jahres 1610, wird er dem wohlgezielten Stoße Ravaillacs erliegen. Und hiermit wird zugleich die folgenschwerste Tat vollbracht sein, die jemals einem Königsmörder gelang. Denn mit Heinrichs Tode schwand eine schwere Gefahr vom Hause Habsburg, sein Tod führte auch einen völligen Wandel in der Lage der Konfessionen herbei. Als er, der aus Gründen der Politik gegen Spanien, gegen Österreich, für die protestantischen Niederlande und das protestantische Norddeutschland zu Felde ziehen wollte, dem Dolche des Mörders erlag, da frohlockte wie einst bei der Kunde von der Bartholomäusnacht der Papst und die Hugenotten trauerten.

François Ravaillac war zweiunddreißig Jahre alt, als er Heinrich dem Vierten auf einer Spazierfahrt in der engen Straße de la Ferronnerie das Messer in das Herz stieß. Er war Schullehrer und Schreiber gewesen, er hatte sich im Kloster aufgehalten, hatte Visionen gehabt und hielt sich ausersehen, als Werkzeug der

Vorsehung den Papst vor dem König zu schützen. Nach seiner Verhaftung wurden zahlreiche Schriftstücke bei ihm gefunden, darunter ein Gedicht über den Gang zum Richtplatz, das den Seelenzustand des Verurteilten schildert. Eine Zeit der schrecklichsten Verfolgungen, der fürchterlichsten konfessionellen Zerrüttung ist dieser Tat gefolgt; die Ernte ist unendlich blutiger gewesen, als selbst die ruchlose Phantasie des Säemanns geglaubt haben mochte. Seltsam aber, und doch wohl leicht verständlich, daß jener Zug, der aus dem Gedichte Ravaillacs spricht, in dem langen Zuge der Fanatiker fast typisch erscheint: Der Größenwahn wird immer ruhmredig sein, er wird sich selbst mit dem heroischen Nimbus umgeben, er wird sich, wie den Carl Moor, als „Majestätischen Sünder“ empfinden, er wird kümmerlich philosophieren und sich zuletzt in sentimentalen Klagen ergehen, während er kaltherzig Unschuldige mordet.

Jene Atmosphäre der Unduldsamkeit, die über der Wende des sechzehnten Jahrhunderts lag und bald genug in dem großen deutschen Glaubenskriege ihre Blitze entladen sollte, hat auch über England gelagert und hat gerade hier den Plan zu dem furchtbarsten Attentat der ganzen Vergangenheit erweckt. Hatte Elisabeth die Katholiken noch mit Geißeln gezüchtigt, so griff der enge und beschränkte Sinn Jakobs des Ersten zu Skorpionen, indem er die Anhänger Roms nicht nur zu Bürgern zweiter oder dritter Ordnung degradierte, sie für unfähig erklärte, bewegliche oder unbewegliche Güter zu erben, zu besitzen oder zu kaufen, sondern auch die katholischen Missionare verbannte und die Anhänger des Glaubens der ganzen Schwere blutiger Gesetze unterwarf.

Sir Robert Catesby, der Sprosse aus einer alten reichen Familie, ist der Urheber des Planes gewesen. Nach einer stürmischen Jugend wurde es ihm zur fixen Idee, sich und seine katholischen Glaubensbrüder von dem eisernen Joche zu befreien, unter dem sie stöhnten. Als Anhänger des Grafen von Essex gefangen, kaufte er sich durch eine hohe Summe vom Gang auf das Blutgerüst los. Auf einen Aufstand wagte er nicht zu hoffen, die Katholiken waren zu schwach und unter sich selbst nicht einig. So ersann er den Plan, das Parlamentsgebäude durch Pulver in die Luft zu sprengen und den König, die Lords und die Gemeinen in einen gemein-

samen Untergang zu verwickeln. Vielleicht hat er sein Vorbild jenem Versuch von Antwerpen entnommen, den Prinzen von Parma auf seinem Wege durch eine Barke voll Pulver in die Luft zu sprengen, oder dem gleichen Versuch, der sich im Haag gegen den Rat von Holland kehrte.

Mit Catesby vereinte sich sein Freund Thomas Percy, einst sein Gefährte im Heere des Grafen von Essex. Der dritte Genosse war Johann Wright, der vierte Thomas Winter, und zu ihnen gesellte sich alsbald Guy Fawkes. Ehe sie zur Tat schritten, empfingen sie das Sakrament aus den Händen des Jesuitenpaters Gerald. Sie waren überzeugt, daß Gott jedem das Recht verliehen habe, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Viele Tausende ihrer Glaubensgenossen seien von dem Messer des Scharfrichters geschlachtet worden, seien in der Einsamkeit des Kerkers verschmachtet, andere Tausende seien in Mangel und Elend gestoßen und an den Bettelstab gebracht worden. Sie haben später bestritten, daß Jesuiten an der Verschwörung beteiligt waren; ihre eigene Absicht sei rein und in den Augen Gottes unschuldig, ihre Aufgabe sei es gewesen, einen Kultus wiederherzustellen, den sie in ihrem Gewissen für Christi wahren Gottesdienst hielten.

Die Verschworenen mieteten zuerst ein leer stehendes Haus mit einem Garten in der Nähe des alten Palastes von Westminster. Auf der einen Seite des Gartens stand ein altes Gebäude, das sich an das Parlamentshaus lehnte. Dort eröffneten sie die Mine, bis schließlich das aufsteigende Wasser es unmöglich machte, sie unter der Grundmauer hindurchzuführen. Da erfuhren sie, daß sich ein gewölbter Keller unter dem Hause der Lords befinde, der in wenigen Tagen leer sein werde. Im Dunkel der Nacht wurden hierhin mehrere Fässer Pulver gebracht und unter Steinen, Holz und Geräten begraben. Dann trennte man sich, um nach der Eröffnung des Parlamentes im September sich wieder zu vereinen. Gerade in diesen Zeitraum aber fielen die schärfsten Maßregeln gegen die Katholiken. Neue Rekruten gesellten sich zu ihnen, verwegene Abenteurer und wilde Fanatiker, unter ihnen Sir Eberhard Digby und Franz Tresham. In diesem Manne aber sollte später der Verräter erstehen.

Sollte man alle töten? Auch die Freunde? Man zögerte.

Man entwarf eine Liste der Männer, die man zu retten gedachte, man beschloß, jedem von ihnen zu so später Stunde, daß die List erst nach vollbrachter Tat entdeckt werden konnte, eine dringliche Botschaft zu schicken, um sie am Tage der Entscheidung von Westminster zu entfernen. Das Amt, die Mine anzuzünden, ist auf Guy Fawkes gefallen, der selbst der Sohn eines protestantischen Vaters war, aber nach seinem Übertritt den ganzen Fanatismus des Renegaten zur Schau trug. Die religiöse Leidenschaft, die den kleinen Kreis entflammte, der allmählich auf zwölf Mitglieder anwuchs, Rachebedürfnis und Enthusiasmus hielten die Verschwörer in dem Glauben fest, daß es ihnen gelingen werde, trotz ihres blutigen Verbrechens die Stimmung des erbitterten Volkes zu beherrschen, die Wahl eines Regenten durchzusetzen, ein Parlament nach ihrem Sinne zu bilden. Sie rechneten darauf, daß all die zahllosen Abenteurer im Lande zu ihren Fahnen eilen und sich mit den verzweifelten Katholiken vereinen werden. Da brachte Tresham das Schiff zum Scheitern. Er wollte seinen Schwager, Lord Mounteagle erretten, darum sandte er ihm einen Brief, in dem er ihm schrieb, daß Gott und Menschen sich vereinigt haben, um die Verworfenheit dieser Zeit zu strafen, daß das Parlament einen fürchterlichen Schlag erhalten und doch nicht sehen werde, wer ihn ausführt. Und er riet ihm, der Sitzung fern zu bleiben. Die Verschworenen erfuhren den Vorgang, sie harrten dennoch aus. Entschlossen blieb vor allem Guy Fawkes. Am Morgen des 5. November aber, als er, drei Lunten in den Taschen, eine Blendlaterne mit brennendem Lichte in der Hand, den Keller betrat, da wurde er verhaftet und ihm und dem größten Teil seiner Freunde wurde der Prozeß gemacht. Sie sind sämtlich mutig gestorben, und sie hatten doch nur erreicht, daß neue blutige Verfolgungen der Katholiken dem Buch der englischen Unduldsamkeit noch eine Fülle neuer düsterer Ereignisse hinzugefügt haben.

Religion und Politik durchdringen sich hier innig. Bald sinkt die Religion zum Werkzeug, zum Messer der Politik herab, deren Knoten sie zerschneidet, blind tappend zuweilen wie in Ravaillac, bald wird die Politik die blinde Helferin der Kirche. Allerdings haben Politik und Kanzel wenig miteinander zu schaffen; in einer Kirche

soll kein anderer Schall zu hören sein, als die trostreiche Stimme christlicher Liebe. Aber vielleicht ist Jesus, wie Mirabeau einmal sagte, der einzige unter allen Weisen gewesen, der sich bemüht hat, die Menschen zu belehren, sie gut und glücklich zu machen, und der sie dennoch unter keinem politischen Gesichtspunkt ins Auge gefaßt hat. Es ist aber das Jahrhundert, das auf Luther folgte, eine Zeit, in der die Begriffe sich kaum noch trennten, in der die Politik fast allein den Glauben der Fürsten und ihrer Völker bestimmte, in der wiederum der Glaube dem politischen Entschluß das Ziel gab. So wird auch in der Seele des Einzelnen das entscheidende Motiv nur selten in voller Klarheit hervortreten, nur dort, wo ein beschränkter Geist dumpf und starr und ohne Verständnis für das innerste, tiefe und süße Wesen der Religion, ohne einen Blick auf das weite und schöne Gebäude zu werfen, in dem der Schöpfer so viele Wohnungen schuf, in ungeheurer Einseitigkeit die Heiligkeit des Glaubens durch die Mordtat von neuem zu heiligen glaubt. Das frohe und freie geistige Leben bleibt ihnen fremd, es gibt in ihnen allen keine eigentliche Entwicklung, keine Steigerung der Erkenntnis, keine Vertiefung. Und wer sie lehren will, wer ihren düsteren Pfad zu durchkreuzen wagt, der ist ihr Feind, der scheint ihnen von der höheren Warte einer besonderen göttlichen Inspiration aus verächtlich.

Vielleicht mag unter den Männern, die dem Winke der Götterkönigin zu folgen vermeinten, wenn sie den Meuchelmord bereiten, am meisten unsere Sympathie Antony Babington gewinnen, der einst Elisabeth von England das Schicksal Philipps von Makedonien bereiten wollte. Ihn hat in der Gestalt des Mortimer Friedrich Schiller mit dem Mantel des jugendlichen Idealismus, des holden Schwärmers umkleidet, den zugleich die Liebe zu der schönen Königin von Schottland und die Inbrunst des Glaubens zu dem Plane treibt, die jungfräuliche Königin zu ermorden.

„Es war die Zeit des großen Totenfestes,
Von Pilgerscharen wimmelten die Säle,
Bekränzt war jedes Gottesbild, es war,
Als ob die Menschheit auf der Wand'rung wäre,
Wallfahrend nach dem Himmelreich . . ."

Die heilige Mutter steigt vor Mortimer herab, die Dreifaltigkeit erscheint in leuchtender Verklärung, in seiner Pracht hält der Papst das Hochamt und segnet die Völker. Den Tiefergriffenen führt der Kardinal von Guise weiter, und der Schwarm Gläubiger zieht hinüber, die katholische Königin von Schottland, die Gefangene von Fotheringhay zu erlösen. In die finstere Seele aber senkt sich die Liebe, sie treibt ihn zum finsteren Entschluß:

„Versammelt habe ich
In heimlicher Kapelle die Gefährten;
Ein Priester hörte unsere Beichte an,
Ablaß ist uns erteilt für alle Schulden,
Die wir begingen, Ablaß im voraus
Für alle, die wir noch begehen werden.
Das letzte Sakrament empfingen wir,
Und fertig sind wir zu der letzten Reise."

Die geschichtliche Wirklichkeit zeichnet anders, aber sie bestätigt in der Tat Babingtons zugleich das politische und das religiöse Motiv. Die verfolgte Kirche sollte gerächt, der englischen Entwicklung ein neues Ziel gegeben werden. Babington war reich, jung, von vornehmer Abkunft, bereits verheiratet und Maria Stuart leidenschaftlich ergeben. Die Tat ist nie bis zur Vollendung gelangt; das aber ist geschichtlich erwiesen, daß die Fäden weithin reichten, bis in das Kabinet des spanischen Königs; jesuitische Missionare spielten eine heimliche Rolle, und es scheint fast, als ob das Auftreten Babingtons nur eine Episode in dem endlosen, zähen Ringen zwischen den Spaniern und Elisabeth war, in dem auch später noch, in dem Versuch des Leibarztes Roderigo Lopez, die Königin zu vergiften, die Lehre von der Heiligung des Mittels durch den Zweck eine Auferstehung feiern sollte.

Und eine Episode in dem Riesenkampfe zwischen dem düsteren Fanatismus der Spanier und der neuen Lehre, zwischen dem Geiste Philipps und des politischen Protestantismus, ist auch der Tod des großen Oraniers, Wilhelms des Schweigers, gewesen. Denn auch er, dem die niederländische Nation ihre Selbständigkeit vor allem verdankt, dieser große und kluge Staatsmann und entschlossene

Patriot, dieser glaubenstreue Protestant, der doch in allen Fragen der Religion und des Gewissens weit über den Geist seiner Zeit hinaus duldsam gegen die anderen war, dieser Fürst, der wiederum im Gegensatz zu den Fürsten seines Jahrhunderts seinem Volke die sicheren Grundlagen für eine freiheitliche Entwicklung schuf, den die Zeitgenossen als „Vater des Vaterlandes“ liebten und verehrten, und den nur der Fanatismus den „tyran van't Nederlandt“ nannte, ist gleichfalls dem Stahl des Mörders zum Opfer gefallen. Und auch in diesem Mörder sah der Fanatismus nur den Märtyrer des Glaubens, dessen Los man beklagte, dessen Gedächtnis man in Ehren hielt, dessen Kopf man als eine köstliche Reliquie bewahrte, dessen Ruhm man durch eine Heiligsprechung zu mehren wünschte.

Wiederholt war der große Oranier das Ziel von Mordanschlägen gewesen, und fast wäre schon zwei Jahre, ehe ihn sein Schicksal traf, dem Mordbeil des Jean Jauregny gelungen, was später der Pistole Balthaser Gérards gelingen sollte. Schon Jauregny hatte den Prinzen gefährlich verwundet; seine Tat aber war nicht das Werk einer Koterie gewesen, sondern der Glaubensfanatismus hatte in ihm, dem baskischen Schreiber, und in seinem Freunde, dem bankerotten Kaufmann d'Anastro, den Plan zum Reifen gebracht. Von den schweren Wunden geheilt, hat dann der Oranier noch zwei Jahre den Kampf mit dem Prinzen von Parma erfolgreich geführt, aber sein Land und sein Volk nach all den blutigen Wirren aus eigener Kraft zum Frieden, zu Macht und Blüte zu führen, war ihm nicht mehr bestimmt. Er starb, noch ehe die neue Verfassung beschworen war, die ihm als erblichen Grafen die landesherrlichen Rechte übertrug.

Wer aber war Balthasar Gérard? Er war unter all den Mördern aus Glaubenseifer vielleicht der wildeste Schwärmer, der düsterste Fanatiker. Auch er glaubte an eine göttliche Mission, und von der inneren Stimme getrieben, eilte er von seiner Heimat Burgund nach den Niederlanden, gestärkt durch Abendmahl und Beichte, die ihm ein Jesuit zu Trier und ein Mönch zu Doornik gewährten. Unter falschem Namen, als der Sohn eines Opfers der katholischen Verfolgung, von dem freigiebigen Oranier mit Geld unterstützt, zuletzt sogar in den Dienst des Prinzen aufge-

nommen, stürzte er sich am Mittag des 10. Juni 1684 auf seinen Herrn, der eben im stattlichen Talar mit den Seinen langsam und sinnend das Speisezimmer verließ, wo er sich mit seinem Gaste, dem Bürgermeister Ulenburg, über die Sache des Vaterlandes unterhalten hatte. Hervorspringend unter einem kleinen dunklen Bogen, schoß Gérard zweimal die Pistole ab, und zweimal traf er tötlich. Mit den Worten: „Mon Dieu, ayez pitié de mon âme, mon Dieu, ayez pitié de ce pauvre peuple!“ gab der große Oranier seine Seele auf. Philipp der Zweite aber, der die Acht über ihn ausgesprochen und gerade hierdurch den Mörder zu seinem Tun getrieben hatte, erhob die Nachkommen des Mörders in den Adelstand. Auch hier mag er wie bei dem Attentat auf Elisabeth von England gemeint haben, daß es „ein heiliges Unternehmen sei, das so durchaus dem Dienste Gottes entspricht, und von dem zu hoffen steht, daß der Herr es fördern wird, wenn unsere Sünden es nicht verhindern.“

„Die Gedankenwelt des Fanatismus bleibt unter allen Wandlungen stets eng begrenzt und zieht ihre grauenhaften Folgerungen mit einer durch den Wechsel der Schlagworte kaum verhüllten Einförmigkeit“, so schreibt einmal Friedrich von Bezold. „Die uralten Vorstellungen vom erlaubten Tyrannenmord und vom Gottesgericht durch Menschenhand, der Satz von der Heiligung der Mittel durch den Zweck, den sowohl die Staatsraison der Renaissance als die religiöse Leidenschaft des sechzehnten Jahrhunderts zum Dogma erhoben hatte, die Abstumpfung dieser Staatsraison und dieser religiösen Leidenschaft gegen jede Regung des Gewissens und der Menschlichkeit, das alles lebt noch heute in anderen Formen fort“. Es kam dann freilich unter dem Eindruck der furchtbaren Opfer aus den Glaubenskriegen eine Zeit der heimlichen Meuterei, da die Geister sich abwandten, es kam ein Umschlag in Aufklärung, Humanität und individueller Religiosität, je nach den Gemütern und Phantasien. Da verschwinden die Fanatiker, und erst später, als in Deutschland der Kulturkampf die Leidenschaft des Glaubens wieder entzündet und Politik und Religion sich in unlösbarer Einheit verschmelzen, schießt Eduard Kullmann zu Kissingen seine Pistole gegen Otto von Bismarck ab.

Er war ein roher und gewalttätiger Bursche, Böttchergeselle von Beruf, Mitglied in einem katholischen Gesellenverein, aufgereizt durch Flugblätter und Reden, aber sicherlich nicht in das Verständnis der großen Gegensätze, der Wirkungen und Gegenwirkungen gedrungen, die nach der großen Kriegszeit das deutsche Volk erschütterten. In ihm wie in all den anderen mündet der weite Strom der Ideen in den engen Kanal der geistigen Beschränktheit, und während dort in wundervollem, erregendem Kampfe die großen Männer der Zeit ihre Kräfte messen und das Schauspiel der Titanenkämpfe erneuern, sitzt irgendwo in der engen Kammer einer von den ganz Dumpfen und ganz Engen, nur eines einzigen Gedankens fähig, und zähe an diesem Gedanken haftend, bis er zur Tat wird. Er begreift es nicht, worin die Größe des Daseins besteht, daß sie aus den Gegensätzen allein hervorblüht, und er greift mit plumper Hand in das feine Gewebe der Gottheit.

Der Kulturkampf stand in Flammen. Eine kurze Pause nur brachte die Sommerzeit, und schon im folgenden Winter wird in den Parlamenten der erste Kanzler des Deutschen Reiches seine großen Reden gegen die Jesuiten halten. Jetzt weilt er im Bade, um den kampfesmüden Leib für neue Kämpfe zu stählen. Da kam der 13. Juli. Fürst Bismarck fuhr gegen Mittag aus. Aber der Wagen hatte von der Ausfahrt des Wohnhauses an erst etwa fünfzehn Schritte langsam zurückgelegt, da ein katholischer Landgeistlicher in der Fahrbahn stand und nicht ausweichen wollte, als plötzlich aus nächster Nähe eine Pistole auf den Kanzler abgefeuert wurde. Er hatte zufällig gerade die Hand zu militärischer Begrüßung der ihn umjubelnden Menge an seine Schläfe erhoben, als der Schuß krachte. Diese Bewegung rettete sein Leben. Der Mörder gestand es später selbst ein mit den ihn bezeichnenden Worten: „Ich habe mich einexerziert, schon öfter, ja hundertmal aus der Pistole geschossen, aber der Kerl hat eine Bewegung gemacht und so habe ich ihn gefehlt.“ Die zum Gruß erhobene Hand entzog dem Mörder das edle Ziel, das Haupt des Fürsten. Die Kugel streifte nur den Knöchel seiner Rechten. Der Kutscher, fast starr vor Schrecken, hatte doch die Geistesgegenwart, sich umzudrehen. Er sieht den Fürsten anscheinend unversehrt, will also

weiterfahren und wendet seine Augen wieder den Pferden zu. Da bemerkt er den Mörder, der die Pistole fortwirft und in der dichten Menschenmenge verschwinden will. Durch einen wuchtigen Peitschenhieb über das Gesicht des Mörders bringt der Kutscher diesen zum Stehen. Gleichzeitig wirft sich der als Badegast in Kissingen anwesende Hofschauspieler Lederer aus Darmstadt auf den Mörder und packt ihn an der Kehle, hält ihn auch — obwohl der Mensch um sich beißt — fest, bis hundert Arme ihn dingfest machen, ihn zu zerreißen drohen. Da springt Fürst Bismarck aus dem Wagen und rettet den Mörder vor der Volksvergeltung mit der Mahnung, man solle den Menschen dem Gesetze überlassen. Nun wird der Täter nach dem Stadtgefängnis geschleift.

Nachdem er verbunden war, suchte Bismarck den Attentäter selbst auf und hatte mit ihm im Gefängnis eine Unterredung.

Die Fragen des Fürsten: „Kennt Ihr mich?“ beantwortet Kullmann mit lautem „Ja“, dagegen mit Nein die Frage, ob er Bismarck schon früher gekannt habe. Auf die Frage, weshalb er die Tat begangen, antwortete er ziemlich rasch: „Wegen der Maigesetze!“ — Auch nannte er, wie Bismarck später im Reichstag erzählte, das Zentrum „seine Fraktion“. — Alle an ihn gestellten Fragen beantwortete Kullmann mit großer Frechheit und ohne jeden Versuch irgend einer Beschönigung seiner Tat. Doch war es interessant zu sehen, daß der freche Mensch den festen Blick des Fürsten nicht ertragen konnte, sondern immer die Augen niederschlug. Der Fürst schloß mit den Worten: „Das ist nicht schön, wenn Landsleute aufeinander schießen.“

Fürst Bismarck hatte eine mehr als zwei Zentimeter lange, dreiviertel Zentimeter breite, flache Verletzung an der Hand davongetragen, so daß man deutlich die vollständig entblößte, aber unverletzte Pulsader pulsieren sah.

Der Arzt des Fürsten Bismarck hat Kullmann als einen unbedeutenden, unreifen, aber fanatischen Burschen geschildert, der jede Antwort mit wunderbarer Frechheit gab, und der auch vor dem Gerichte die gleiche unsympathische Haltung bewahrte. Daß er nicht im Einverständnis mit den Führern des deutschen Zentrums handelte, ergibt sich aus dem Wesen der Windthorst, Reichens-

perger, Frankenberg von selbst. Es ist aber die feste Überzeugung des Fürsten Bismarck geblieben, und es ist auch die logische Erfüllung psychischer Gesetze, daß Kullmann dennoch zu seiner Tat aus Gedankengängen heraus getrieben wurde, die eben durch den schroffen Gegensatz der Partei gegen den großen Kanzler wachgerufen wurden und in ihm sich fürchterlich verewigten. Nicht der Wille zur Tat, nicht der Entschluß wurde aus dem Handeln dieser Partei geboren, wohl aber wurde eine Atmosphäre geschaffen, die auf so üblem Boden notwendig das Unkraut emportreiben mußte. Als dann am 4. Dezember im Reichstag der Zentrumsmann Jörg bemerkte, daß wegen des verwegenen Verbrechens eines halbverrückten Menschen ein guter Teil der Deutschen geradezu in's Delirium geraten sei, da hat ihm Bismarck erwidert: „Ich begreife es, daß der Herr Vorredner jeden Gedanken an eine Gemeinschaft mit einem solchen Menschen scheut und ihn weit von sich weist. Ich bin überzeugt, er hat das nie gedacht. Aber mögen Sie sich lossagen von diesem Mörder wie Sie wollen, er hängt sich doch an Ihre Rockschöße, er nennt Sie seine Fraktion.“ Am Abend des Tages aber hatte zu der herandrängenden Menge, die ihm mit flammenden Fackeln huldigte, Fürst Bismarck bemerkt: „Das große Werk, das ich mit meinen schwachen Kräften habe beginnen helfen, wird nicht durch solche Mittel zugrunde gerichtet werden, wie das ist, vor dem mich Gott gnädiglich bewahrt hat. Es wird vollendet werden durch die Kraft des geeinten Deutschen Volkes.“

Es ist aber eines der schaurigsten Rätsel der Geschichte, daß so finstere Leidenschaften, so wilde Verirrungen, wie sie in Clément und all den anderen lebendig wurden, auch ganze Völker, ganze Zeiten ergriffen und nicht nur den einzelnen verhaßten Mann zum Opfer wählten, sondern verheerend über den weiten Erdboden zogen. Das sind geistige Epidemien, schwere Erkrankungen des Menschentums, in denen die Menschlichkeit in den Tiefen versinkt. Auch aus dem Lichte, das Jesus der Welt gebracht hat, haben seine Nachfolger eine Flamme gemacht. Wer aber mag die sichere Grenze ziehen, wo diese Flamme bereits zerstörend durch die Gehirne fährt und den religiösen Wahnsinn entzündet! Wo unverstandene religions-philosophische Bücher einen armen Schädel ver-

wirren! Tolstoi und Ibsen werden ebenso wie Viktor Cousin oder Fourier einem ungeschulten Geiste anderes sagen, als dem gebildeten Menschen, die Ideen werden wie wildes Gestrüpp ineinander greifen und sich verwirren, und eine armselige Tat wird das Ende sein.

Hier ist vielleicht der Koch Passanante der klassische Typus. Auch er hielt sich für einen Gesandten Gottes, der berufen sei, die Großen dieser Welt zu züchtigen und ein christliches Idealreich zu errichten. Er verglich sich mit Christus, und als er gefangen war, da vertiefte er sich in die Lektüre von religiösen Werken und schrieb wirre Bücher im Stile der Mystik, wie sie die Offenbarung des heiligen Johannes lehrt. In ihm durchsetzen sich die kommunistischen Lehren der ersten Christenheit mit anarchistischen Träumereien, und da das Reich, das er erwartet, nicht kommen will, so greift er zum Dolch und stürzt sich in Neapel auf den König Umberto. Religiöse und politische Vorstellungen sind in ihm völlig verwirrt, nur der Arzt noch mag in diesem Chaos den Leitfaden finden. Er war zugleich fromm und cynisch, Anarchist und Patriot, selbstlos und eitel, gutmütig und boshaft. „Da mich meine Herren mißhandelten und ich meines Lebens überdrüssig war, so beschloß ich, um mich nicht selbst töten zu müssen, ein Attentat auf das Leben des Königs zu vollbringen,“ sagte er kurz nach seiner Verhaftung. Aber ob hier der Irrsinn bereits die Tat verschuldet oder nicht, ob Passanante träumt, das Reich Gottes bereits auf Erden zu schaffen, ob sich in ihm unter der Flagge des Altruismus entmenschtes Verbrechertum mit philosophischer Verworrenheit streitet — jedenfalls fehlt in ihm als leitendes Motiv das konfessionelle Moment, der konfessionelle Ehrgeiz als Ansporn, wie er in Ravaillac oder Clément lebte. Passanante wird Königsmörder in dem dumpfen Empfinden, im Sinne Christi Nächstenliebe zu üben. Und als er im Gefängnis weilt und der Wahnsinn durch sein Gehirn kriecht, da glaubt er der Sohn des Königs Umberto zu sein und fordert die Krone Italiens.

IV.

Der politische Fanatismus

Erstes Kapitel

Louvel und Fieschi. Die Präsidentenmörder

Wenn die Religion zu einem der stärksten Motive in der politischen Entwickelung der Menschheit geworden ist, so daß sie ihr eigenes Wesen völlig vergißt und durch die Blutschuld das Himmelreich im Diesseits wie im Jenseits zu erlangen und zu sichern sucht, so gewinnt in dem ganz Großen, aber auch in dem ganz Kleinen der politische Wille die Kraft des religiösen Glaubens und wird zur einzigen Herrin der ganzen Persönlichkeit. Nur daß sie in den Großen weite und hohe Ziele umfaßt und leidenschaftlich erstrebt, daß sich in ihnen die Gedanken der Geschichte zusammenfassen und zur fördernden Tat gestalten, während die anderen, die eng und dumpf ihres Weges ziehen und den Blick nicht über die Niederungen zu den Höhen emporzulenken verstehen, zu Fanatikern werden, die nur einer einzigen Idee folgen, die jedem Trugschluß glauben und jede Regung des Gewissens ersticken. Fast immer wirken Erinnerungsbilder aus den Zeiten des Brutus und Cassius herüber, selbst dort, wo der beschränkte Kopf vielleicht niemals das Wesen von Römer und Römertum begriff; bisweilen formt sich in der Seele ein System, ein Idealbild von Freiheit und Republikanertum, das der Dolch realisieren soll; bisweilen mischt sich der unwiderstehliche Trieb zum Verbrechen mit der wonnetrunkenen Vorstellung, mit der verbrecherischen Tat zugleich Ruhm und Ehre zu

erlangen; bald wird allein die Bestie siegreich sein und in den Taten der Ravachol und Vaillant die Brücke zum Zerstörungswahnsinn beschreiten. Auch hier ist noch ein weiter Weg von Netschajew und der Sophie Perowskaja zu Lucheni und dem Leichenräuber von Terrenoire. Und doch färbt die Hand des einen wie des anderen das Blut schuldloser Opfer.

Zuweilen wird der politische Fanatismus selbst die äußerste Grenze der Vernunft überschreiten und zur Geisteskrankheit werden. Dann wird ein armes Gehirn die wunderlichsten Gedankenreihen zusammenfügen und verschmelzen, dann wird Robert François Damiens hinter einer Säule auf Ludwig den Fünfzehnten lauern, plötzlich hervorspringen und ihm das Messer in die Seite stoßen, weil die Vorstellung seinen Geist beherrscht, daß dem Könige vom Erzbischof von Paris die Sakramente verweigert und daß alle Unruhen in Frankreich hierdurch veranlaßt seien. Dann wird er auf dem Grêveplatz zu Paris unter dem Beil des Henkers sterben, in dem festen Glauben, ein dem Himmel wohlgefälliges Werk vollbracht zu haben. So war die Grenze, die zum Irrsinn führt, wohl auch überschritten von Margarete Nicholson, die das Messer gegen Georg den Dritten von England zückte, wie in Hatfield, der mit der Pistole nach ihm schoß.

Es mußten vor allem die Ideen der französischen Revolution, die in der Zeit der heiligen Alliance, in der neuerwachenden Reaktion zu versinken drohten, während sie doch auch in diesem Sturme ihre unvergängliche Kraft siegreich behaupteten — es mußten diese Ideen, vereint mit den lebendigen Bildern einer von strömendem Blute gefärbten Epoche, zahllose Köpfe in Gährung versetzen. Wie die Revolution selbst aus der Rechtlosigkeit ein neues Recht geschaffen und den Widerstand gegen die Autorität der alten Gewalten durch den Erfolg geadelt hatte, wie dort andererseits Männer von niedriger Geburt und auch von niedrigem Geiste zur Höhe gelangt und zu Werkmeistern der Geschichte geworden waren, so greift jetzt der Eine zum Dolche und glaubt in dem Herzog von Berry die Stütze des legitimen Gedankens zu vernichten, so baut Josef Fieschi eine Höllenmaschine, um Ludwig Philipp von Frankreich, den gekrönten Repräsentanten der Orléans, zu fällen.

Sie beide, der Sattlergeselle Louvel, der den Herzog von Berry erstach, und der Abenteurer Fieschi, die eine neue Kette von Attentaten erschlossen, sind Typen des politischen Fanatismus, und zugleich dringt mit dem einen von ihnen das kriminelle Verbrechertum in das Reich der Politik und schafft neue, häßliche Krankheitsherde. Beider Männer Taten sind aus dem Geiste einer Zeit geboren, in der die geheimen republikanischen Gesellschaften blühen, die in Italien nationale Zwecke verfolgen, die aber in Frankreich, wo aus der Revolutionszeit die Ideen des Babeuf noch spuken, wo St. Juste eine Art von Utopia errichten wollte, wo er verlangt hatte, daß die Güter an die Armen verteilt und die rauhen Sitten von Sparta wieder eingeführt werden, wo Saint Simon und Fourier ihr Evangelium lehren, alsbald eine sozialistische und kommunistische Färbung annehmen. Noch lebten ja auch die Zeitgenossen der Revolution wie die Soldaten Napoleons. Unzufriedene durchsetzten alle Schichten des Volkes; das heroische Zeitalter konnte nicht plötzlich, nicht unter dem Druck des schwachen Armes der Bourbons und Orleans versinken. So zieht ein Zeitalter zahlloser Konspirationen herauf, eine Zeit der politischen Prozesse, die wiederum mit suggestiver Kraft wirken und den Einzelnen mit dem Mordstahl bewaffnen.

Carl Ferdinand, Herzog von Berry, der zweite Sohn Karls des Zehnten, vermählt mit Karoline Ferdinande Luise, der Tochter des Königs Franz von Neapel, war der letzte Träger des legitimen Gedankens, und es galt den Anhängern dieses Gedankens als ein göttliches Wunder, daß nach seinem Tode dem Schoße der Herzogin von Berry noch ein Knabe entsproß, der später als Graf von Chambord das Lilienbanner entfalten sollte. Starb nun der Herzog von Berry, dann stürzte auch das System, das er vertrat.

Am Abend des 13. Februar 1820 war es, als man in der Oper den Karneval von Venedig gab, als der Saal von schönen Frauen und festlich gekleideten Herren gefüllt war, als wieder einmal jene tollen Tage zurückgekehrt schienen, wie sie einst das sterbende Rokoko kannte. Ermattet von Pracht und Lust verlangt die Herzogin frühzeitig nach ihrem Wagen. Der Herzog geleitet sie, er nimmt Abschied von ihr mit den Worten: „Adieu, Karoline, wir sehen uns

bald wieder!" er wendet sich zur Rückkehr in das Theater, als plötzlich sich ein Mann herandrängt, ihn mit der Hand an der linken Schulter packt und ihm mit einem Messer einen tiefen Stoß in die rechte Brust versetzt. Der Mörder entfloh, aber er wurde gepackt und auf die Wache gebracht. Und als man ihn fragte, was ihn zu der Tat bewog, da gibt er die Antwort: „Sie sind die grausamsten Feinde Frankreichs." Der Herzog von Berry starb am nächsten Morgen, nachdem er, allerdings vergeblich, den König um Gnade für den Mörder gebeten. Die Folge der Tat Louvels war, wie stets, dem Hoffen und Wünschen des Täters entgegengesetzt. Die Freiheit wurde durch sie nicht geschaffen, sondern vernichtet; Blut, das so vergossen wird, wirkt nicht befruchtend, sondern verkümmernd.

Was hat denn die Tat des Fieschi zum Reifen gebracht? Was war der Gewinn, selbst wenn sie gelang und der Bürgerkönig mit zerrissenen Gliedern auf der Strecke blieb? Die Antwort wird nicht anders lauten als damals, da Louvel den Herzog von Berry erschlug.

Schon vor dem Landsmann Napoleons, schon vor dem Korsen Fieschi war auf dem Pont du Roi der erste in einer langen Reihe von Mordversuchen auf Ludwig Philipp versucht worden; ein junger Lehrer Bergeron war der Täter gewesen. Verfolgungen der Republikaner waren gefolgt. Da beschloß Fieschi einen neuen Versuch. Und auch dieser Versuch hat nur den Erfolg gehabt, den Verfall der republikanischen Partei herbeizuführen. Am 28. Juli sollte eine große Musterung der Truppen auf den Boulevards stattfinden, der König mit seinen beiden ältesten Söhnen und einem großen und glänzenden Gefolge ritt langsam durch die Reihen. Schon war der königliche Zug bis zum Boulevard du Temple gelangt, als ein Nationalgardist mit einer Bittschrift in der Hand vortrat. Der König beugte sich seitwärts, um das Papier in Empfang zu nehmen, und in demselben Augenblick schlug unter dem Krachen einer Art von Pelotonfeuer ein ganzer Kugelregen in sein Gefolge ein. Das Pferd des Königs bäumte sich hoch auf, der Reiter aber wie die Prinzen war unversehrt geblieben. Jedoch von seinen Begleitern lag eine ganze Zahl tot oder sterbend am Boden, unter ihnen der Marschall Mortier, der Sieger von Ocana, und andere

hohe Offiziere. Auch eine Reihe von Gardisten und Zuschauern blieb tot auf dem Platze. Der aus dem Fenster eines benachbarten Hauses aufsteigende Pulverdampf verriet den Ort, von dem aus die mörderischen Schüsse abgefeuert wurden. Man bemächtigte sich des Werkzeuges der Tat und des Täters. Das Werkzeug bestand aus einer Reihe von 25 Gewehrläufen auf einem beweglichen Gestell, mit dessen Hilfe man ihm die erforderliche Richtung und dem Feuer eine große Sicherheit verleihen konnte. Zwei Läufe waren noch mit je vier Kugeln geladen, einige andere Läufe waren zersprungen und hatten Fieschi so verletzt, daß er trotz der wohlberechneten Mittel zur Flucht gefangen werden konnte. Vierzehn Opfer büßten seine Tat. Mit Fieschi saßen auf der Anklagebank Morey, ein alter armer Sattler, der Gewürzkrämer Pepin und zwei Handwerksgesellen Boireau und Bescher.

Vielleicht ist Morey der eigentlich leitende Geist gewesen, die Geschichte aber hat die Tat unter dem Namen Fieschi's verzeichnet. Dieser Mann, so berichtet Ludwig von Rochau, spielte vor dem Gerichtshof die Rolle des großen Verbrechers, der sich seiner Wichtigkeit bewußt ist, mit einer Selbstgefälligkeit, Sicherheit und Gewandtheit, die entschieden Glück machte. Ebenso schlau und witzig, wie eitel und frech, machte er aus dem Armensünderbänkchen ein Fußgestell für seine Person, auf dem er als eine Art Held erschien, Bewunderung suchend und Bewunderung findend. Nicht nur jenes Publikum, das sich neuen Eindrücken gedankenlos hinzugeben pflegt, sondern auch die gebildete Welt, die vornehme Gesellschaft huldigte ihm als dem berühmten Manne des Tages; man drängte sich zu seiner Unterhaltung, man wechselte Händedrücke mit ihm, man riß sich um Proben seiner Handschrift. Und als er hingerichtet war, da eilte man in das Caféhaus, in dem seine Maitresse Nina Lassave sich für Geld zur Schau stellte, und man „bewunderte die gemeinen und verstümmelten Züge einer liederlichen Dirne, deren Verdienst darin bestand, das Wohlgefallen eines Banditen auf sich gezogen und seine Gunst mit der eigenen Mutter geteilt zu haben.“

Und man grub so, willen- und gedankenlos, den Boden um, in den alsbald der Samen ähnlicher Verbrechen gesät werden sollte.

Denn verhehlen wir es uns nicht: Aus der Gedankenlosigkeit, die den Mörder bewundert, die in seiner Tat die Befriedigung ihres Verlangens nach Sensationen sucht, erwächst der Anreiz, gleich ihm zu handeln, gleich ihm auf der Bühne Kränze entgegenzunehmen, die man dem Helden zuwirft.

„Anfangs ein energischer und tapferer Soldat, aber ein Raufbold", so schildern Maxime du Camp und Lombroso den Attentäter vom 28. Juli, verbrachte er sein späteres Leben in einer Kette von Schwindeleien, Diebstählen und blutigen Händeln als Vagabund. Er zeigte die Degenerationsmerkmale des geborenen Verbrechers: hydrocephalische Stirn, starke Jochbeine, rote Ohren, und besaß ein entsprechendes moralisches Temperament, die Neigung zu Gewalttaten und Verrätereien, die anfallsweise Leidenschaft für ein Weib, auf das er gelegentlich mit Pistolen schoß, und vor allem eine unveränderliche Eitelkeit. In der Zeit vor der Hinrichtung bekam der Narr in ihm die Oberhand; er war entzückt, in den Zeitungen ausführliche Mitteilungen über sich zu finden, verglich sich mit Bayard und schloß seine Briefe mit der Unterschrift: Fieschi, der Königsmörder. Schließlich beendete er das enorme Bündel seiner Schreibereien zwei Tage vor der Hinrichtung mit einer Art von Memoiren, durch das er sich mit der Geschichte auseinandersetzen wollte. Es war derselbe Typus, wie später Hödel, der auf den ersten deutschen Kaiser aus dem Hohenzollernhause schoß und der unmittelbar vor seiner Tat sich zahlreiche Abdrücke seiner Photographie bestellte und dem Photographen sagte, er werde ein sehr gutes Geschäft machen, denn sein Name werde bald weltbekannt sein.

In Frankreich hat Fieschi's Tat zahllose Nachahmer suggestiv beeinflußt. Der Unteroffizier Alibaud verband republikanisches Schwärmertum mit persönlichem Groll gegen den König, der seinen Vater zugrunde gerichtet habe, er hatte überdies eine zeitlang in Barcelona gelebt, wo die politische Exaltation stets am heißesten flammte, und so schoß er seine Stockflinte, allerdings vergeblich, gegen den König ab. Vor Gericht erklärte er, er habe nur dasselbe getan wie Brutus; der Königsmord sei ein natürliches Recht des Menschen, der sich nur durch seine eigene Hand Recht verschaffen kann. Schon

wenige Monate später schlug eine andere Kugel in die Polster des Wagens, in dem der König fuhr. Ein liederlicher Handwerksgeselle Meunier hatte die Tat vollbracht. Ein roher, aus der Volkshefe stammender Bursche, Darmès, ist ihm gefolgt, er wollte in Ludwig Philipp „den größten Tyrannen des Altertums und der Neuzeit vertilgen.“ In Fontainebleau schoß, ergrimmt über seine Absetzung, der Förster Leconte auf den König. Geisteskrank war sein Nachfolger Josef Henri, ein Fabrikant, dessen Gemüt ein hartes Schicksal in Schwermut versenkt hatte.

Und das Kaisertum? Die Namen Pianori und Bellamare, Orsini, Rudio und Pieri bezeichnen seinen Weg. Der Satz, mit dem einst in den dreißiger Jahren die Gesellschaft der Volksrechte die Menge aufrief: „Entblöße die Arme, o Volk, und tauche sie bis an die Schultern in die Eingeweide deiner Henker!“ lebte in den Gemütern fort. Und als die Republik längst dem Königtum gefolgt war und vom Hause Napoleons nur noch ein Schatten blieb, als die Formen der Republik die ersehnte Freiheit zu sichern schienen, da erhebt sich auch gegen den bürgerlichen Präsidenten Sadi Carnot der Mörder. Und Caserio weiß sein Opfer zu treffen.

Am 25. Juni 1894 durchflog die Schreckenskunde die Welt, daß das Oberhaupt des französischen Volkes François Sadi Carnot, der Enkel des großen „Organisators des Sieges“, dem Dolche eines Mörders erlag. Carnot war ein abgeklärter, ruhiger Mann, keiner von den leidenschaftlichen Charakteren, kein Ehrgeiziger wie Boulanger. Fast sieben Jahre hatte er taktvoll seines Amtes gewaltet, nur wenige Monate fehlten, und die Zeit seiner Präsidentenschaft war zu Ende. Starke Erregungen fehlten im Augenblick im politischen Leben Frankreichs, wie etwa damals im neuen Weltteil, als Lincoln fiel, weil die wilde Leidenschaft des Südländers in der Tat des Wilkes Booth ein Opfer forderte. Und es wußte der Mörder, daß dem toten Präsidenten nur ein anderer im gleichen Amte und in gleicher Stellung folgen wird. Das fühlte auch die Menge, die tobend den Wagen des Getöteten umdrängte und wütend den Ruf nach Rache an dem Mörder und seinen Stammesgenossen ausstieß.

In Lyon hatte Sadi Carnot einen Toast auf die Ausstellung ausgebracht, die dort stattfand. Er hatte laut gerühmt, daß in

allen Franzosen nur ein Herz schlage, wenn es die Rechte des Vaterlandes gelte. Es war sein letztes Wort gewesen. Denn als er den Wagen bestieg, umbraust von dem Jubel der Menge, trat plötzlich eine Gestalt auf das Trittbrett des Wagens, der sofort hielt, man sah Carnot erbleichen und in den Wagen sinken, man stürzte hinzu und sah, wie neben dem Großcordon der Ehrenlegion unaufhaltsam das Blut dem Herzen des Präsidenten entströmte. Der Attentäter wollte entfliehen, aber die Menge packte ihn und hätte ihn zerrissen, wenn ihn die Polizei nicht geschützt hätte. Es war ein bartloser Bursche von 22 Jahren, Caserio Giovanni Canto, der die Tat vollbrachte, ein Italiener aus der Provinz Mailand. Ohne Erregung schritt er durch die Menge dahin, kalt und ruhig gab er im Verhör die Antworten. Die Volkswut aber machte sich Luft, indem man ein italienisches Gasthaus erstürmte und furchtbar demolierte.

Der offizielle Bericht der Ärzte stellte fest, daß die Leber des Präsidenten auf eine Länge von 12 Zentimetern durchstochen, die Schlagader an zwei Stellen durchschnitten, und eine Rippe gebrochen worden sei. Der Dolch war achtzehn Zentimeter tief eingedrungen. Nach kurzem Todeskampfe ist der tötlich Verletzte verschieden.

Caserio war Anarchist, seine Tat entstammte derselben Mischung von Beschränktheit und Mordinstinkt, wie die Taten so vieler anderer, die in der ersten Hälfte der neunziger Jahre das Leben Frankreichs durchschauern sollten. Die Taten Ravachols, die Explosionen auf dem Boulevard Saint-Germain und in der Kaserne Lobau, in der Rue de Clichy und in dem Restaurant Véry, der Bombenwurf auf der Rue des Bons-Enfants, das Attentat auf den Minister Lockroy, das Verbrechen des Léauthier, die Bombe im Palais Bourbon, die Explosionen im Hotel Terminus, auf dem Faubourg Saint-Jacques und in der Rue Saint-Martin, die Bombe in der Magdalenenkirche, die Explosion im Restaurant Foyot, das sind die Lebenszeichen, die der Anarchismus eben von sich gegeben hatte, als Caserio zur Tat schritt. Die Behörden hatten an eine Verschwörung geglaubt, aber sie suchten vergebens nach ihren Fäden. Sieben Anarchisten sollten gelost haben, wessen Hand dem Präsidenten

Carnot den Tod geben sollte. Das Los habe Caserio getroffen, der darüber eine teuflische Freude zeigte. Der Mörder selbst hat gestanden, daß er seinem Opfer schon seit Tagen gefolgt sei, bis ihm die Tat endlich gelang. Henry Varennes schildert ihn in seinem Buche „De Ravachol à Caserio“ als einen jungen Burschen, dem noch die ersten Flaumhaare die Oberlippe schmückten, von freundlichem, ein wenig stupidem Antlitz mit stechendem Blick. Seine Stimme klang einschmeichelnd, knabenhaft. Er wehrt sich energisch gegen die Annahme einer Geisteskrankheit, pathetisch versichert er, daß die Welt sein Vaterland sei, und kalt erwidert er auf die Frage, ob er bei der Tat erregt gewesen sei: „Nein, ich habe keine Bewegung gespürt, ich habe ihn in das Herz treffen wollen, und ich habe ihn getroffen.“ Als der Leiter der Verhandlung ihm vorhält, daß er einmal ausgesprochen habe: „Wenn ich nach Italien zurückkehre, werde ich den Papst und den König töten,“ gibt Caserio die cynische Antwort: „Aber nicht auf einmal, die beiden gehen ja niemals zusammen spazieren.“ Die Existenz eines Mitschuldigen hat der Täter hartnäckig bestritten. Seine Verteidigung bot im übrigen nichts anderes als eine Häufung all der bekannten anarchistischen Phrasen, die in der Erklärung gipfelten, daß Sadi Carnot eine Gefahr für die öffentliche Ordnung gewesen sei. Er wurde am 16. August hingerichtet. Aber er starb nicht als Held, sondern wie ein Knabe, den der Tod in Schrecken setzt. Als man ihn am Morgen des Hinrichtungstages weckte, brach er in Tränen aus; man mußte ihn, als er das Schaffot bestieg, mühsam stützen, und sein letzter verängstigter Ruf hat gelautet: „Ich will nicht, ich will nicht!“ Und man hat ihn dennoch später als Helden gefeiert.

Nur ein Beispiel, eine Probe aus diesen Hymnen auf den Mörder. Da hieß es in einer Broschüre: „Nachdem Carnot sich tüchtig angefressen und sich noch tüchtiger vollgesoffen hat, dachte er, das Volk müßte nun besoffen sein; um es nun im Suff wackeln zu sehen, ließ er die Kavalleristen, die um seinen Wagen ’rum auf der Lauer lagen, wegtreten. Leider hatte er aber nicht gut hingeguckt, nicht alle hatten den Bauch voll! Caserio war einer von diesen, der da fand, daß es nicht gerade richtig ist, daß Strolche den Anteil von Hunderten braver Jungens selber fressen. Caserio

trat an den Herrn heran und mit einem Messerstich murkste er ihn ab. Abgesehen davon, daß er daran verreckt ist, hätte sich ein Carnot eigentlich gar nicht darüber zu beklagen, daß ihm Caserio die Gedärme aufgeschlitzt hat. Bis nun hielt man Carnot für ein Rindvieh; man ernannte ihn zum Präsidenten wegen seiner Dämlichkeit; der Allerdämlichste erschien als der nec plus ultra aller Präsidenten. Dank Caserio hat man an ihm einen ganzen Haufen von Vorzügen und Tugenden entdeckt, um die ihn alle heiligen Engel des Paradieses beneiden könnten."

Sadi Carnot ist nicht das einzige Haupt einer Republik gewesen, das der Wut der Fanatiker zum Opfer fiel. General Juan Prim war zwanzig Jahre in seinem Vaterlande Spanien der Führer der Opposition gegen Isabella und die Reaktion gewesen, er war gezwungen worden, als er eine Schilderhebung gegen die Königin vorzeitig begann, in das Ausland zu fliehen, und es war ihm dennoch endlich gelungen, die Königin zu vertreiben. Er war der Typus des politischen Generals, er war unter Serrano zur Ministerpräsidentschaft emporgestiegen, aber als er zur Macht gelangt war, da erkannte auch er, daß ohne die Pflege der konservativen Mächte, nur in blindem Gehorsam gegen die im König Demos lebenden Wünsche und Triebe ein Staatswesen auf die Dauer nicht regiert werden kann. Bald sah er, der für die Wahl des Königs Amadeus zu wirken begann, die alten revolutionären Freunde gegen sich vereint. Laut riefen die radikalen Blätter nach einem spanischen Brutus: „Der Kampf beginnt, fort in die Schlacht! Krieg dem Fremden, Krieg dem Unwürdigen, Krieg dem Feigen, Krieg dem Tyrannen! Nur einen Brutus oder vier Männer voll Mut!" Er allein hatte von allen Führern der Revolution Bedeutendes zu schaffen gewußt, er war zugleich einer von jenen starken und entschlossenen Männern, die alles beherrschten, was sie umgab. So mußten die anderen, die vor der Wucht dieser Persönlichkeit verschwanden, zu grimmigem Hasse erwachen. Am 27. Dezember 1870, als er abends den Kongreß verließ und in Begleitung von zwei Adjutanten nach dem Ministerium fuhr, nahm man Rache dafür, daß er zu den Großen gehörte. Der Wagen fand an der Ecke der Alcalastraße den Weg durch zwei andere

Wagen versperrt. Da fielen plötzlich drei Schüsse auf der linken und ein paar andere Schüsse auf der rechten Seite, so nahe, daß die Pulverkörner ihm in das Antlitz spritzten. Acht Projektile hatten den General getroffen. Die Mörder aber flohen auf Pferden, die man im Prado für sie bereit hielt. Drei Tage später erlag Prim seinen Wunden. Seine letzten Worte sollen gewesen sein: „Ich sterbe, aber der König kommt. Es lebe der König!" Und in der Tat: hatten die Mörder die Errichtung eines königlichen Regimentes zu verhindern gedacht, so sahen sie sich bitter getäuscht. Selbst Männer, die gegen die Wahl Amadeos gestimmt hatten, bekannten sich jetzt zu ihm mit der Erklärung, sie hätten am Lager des verwundeten Generals die Freiheit seines Vaterlandes, die nationale Ehre, die Revolution selbst verwundet gesehen. Der Präsident der Kammer aber gab in seiner Rede eine scharf pointierte Psychologie solcher Taten. „Das, was gestern geschah," rief Ruiz Zorilla den Republikanern zu, „wird nicht in einem Augenblick vorbereitet; es müssen zuvor Aufreizungen, Herausforderungen, geheime Versammlungen stattgefunden haben. Ich ziele nicht auf eine bestimmte Persönlichkeit. Aber man darf nicht glauben, daß es gleichgültig sei, diese oder jene Lehren zu predigen, ein Blatt zu lesen, das die Auflösung der Gesellschaft und den Mord predigt, gewisse Veröffentlichungen des Klubs zu lesen, Predigten, die zu dem führen, was wir jetzt erlebten." Die Kammer hat dann einstimmig beschlossen zu erklären, General Prim habe „sich wohl verdient um das Vaterland gemacht; sein Name soll auf einem der Denksteine des Sitzungssaales eingetragen werden, seine Witwe und seine Söhne bleiben unter dem Schutze der Nation."

Und sind nicht in den Freien Staaten Nordamerikas drei Präsidenten dem politischen Fanatismus zum Opfer gefallen? Allerdings wuchsen hier die Motive nicht immer auf gleichem Boden empor. Nur aus der wilden Leidenschaft, mit der die Südstaaten im Sklavenkriege den Norden bekämpften, ist es verständlich, daß Wilkes Booth, als der Sieg für die Emanzipation der Neger entschieden war, als die Humanität, wie in Rußland in den Tagen der allzu hastigen Aufhebung der Leibeigenschaft, unbedacht einer niederen Rasse die Rechte einer hohen Kultur einräumen wollte,

das Todesblei gegen einen Mann entsandte, der seit Washingtons Zeiten der gefeiertste Held der Nation gewesen war. Abraham Lincoln war das Musterbild eines republikanischen Präsidenten, von unbestechlicher Redlichkeit, von großer Bescheidenheit und doch von unerschütterlicher Festigkeit des Willens. Er war der self-made man im besten Sinne. Sein Mörder, der nur 27 Jahre zählte, der Sohn eines Selbstmörders, war ein leidenschaftlicher Anhänger der Sache des Südens, die er mit seiner Tat an dem Besieger rächen wollte.

Ein durchaus anderer Typus stellt sich uns in dem Mörder des Präsidenten Garfield in Carl Guiteau vor Augen. In ihm ist die Großmannssucht schon fast zum Größenwahn geworden, wie denn auch in seiner Familie schon mancher Fall von Irrsinn zu verzeichnen war. Das politische Motiv tritt in ihm zurück, er ist ein Fanatiker der Eigenliebe, der Eitelkeit, der die Zeitungen mit einer Fülle von Manuskripten überschwemmt, über das Dasein der Hölle schreibt und über die Wahrheit, die ihm Gott selbst diktiert habe. In allen Berufen hatte er sich versucht, als Wanderapostel, Rezitator, Händler mit seinen eigenen Werken, Advokat. Er nannte sich einen Commis der Gesellschaft Jesus & Co., er wurde Wahlagent und agitierte für Garfield, von dem er als Lohn das Wiener Konsulatsamt verlangte. So erwachte in ihm, als er sich zurückgewiesen sah, der Mordgedanke. Aber befruchtend wirkte doch auch die Vorstellung, daß aus der damaligen Spaltung der republikanischen Partei der Bürgerkrieg erwachsen werde, den nur Garfields Tod verhüten könne. Als die Tat vollbracht war, da war es Guiteau's erster Schritt, zu den Zeitungen zu eilen, um ihnen Notizen und Dokumente zuzustellen. „Ich hatte keinen Haß gegen ihn, ich achtete ihn vielmehr, aber ich glaubte, daß das Interesse des Landes seine Entfernung verlangte und das Volk es so wolle," so hat der Mörder später versichert. Und dem Richter erklärte er: „Ich glaubte Gott zu gehorchen, aber ich kann mich getäuscht haben; ich glaube, Gott wollte nicht, daß er stürbe; und ich würde das Attentat nicht wiederholen, wenn ich frei wäre. Die Pistole war gut geladen und mein Handgelenk wie aus Eisen. Ich habe aus der Nähe auf ihn geschossen, und nur die Vorsehung, die Vorsehung konnte ihn

retten." Ihm wurden von Damen Blumen und Früchte gesandt, er erhielt im Gefängnis mehr als achthundert liebenswürdige Briefe: die Gedankenlosigkeit, die ein Verbrechen feiert, gehört auch hier zu den legitimen Erzeugern des nächsten Verbrechens. Einige Stunden vor seinem Tode verfaßte der Mörder noch eine Hymne unter dem Titel: „Einfalt", in der er sich selbst als Kind darstellt, das nach seinem Vater ruft. Auf dem Blutgerüst wollte er eine zweite Dichtung vortragen, und es betrübte ihn tief, daß es ihm nicht gelang, für sie einen Komponisten zu finden.

Der Dritte aber, der als Haupt der Vereinigten Staaten die Höhe seiner Stellung mit einem blutigen Tode bezahlte, ist William Mac Kinley gewesen. Am 8. September 1901 durcheilte die Nachricht die Welt, daß in Buffalo das Oberhaupt des Landes, mitten unter einer Schar von Geheimpolizisten, durch mehrere Schüsse schwer verwundet wurde. Nach einer Aufführung in der Musikhalle begrüßte Mac Kinley einige von den versammelten Bürgern, als sich ihm der Mörder im schwarzen Anzug näherte und bis auf zwei Schritt an den Präsidenten herantrat, der auch ihm lächelnd die Hand reichen wollte. Da ertönen zwei Schüsse. Völlige Stille folgte. Noch blieb Mac Kinley mit unsicheren und verwirrten Blicken stehen. Dann trat er einen Schritt zurück. Blässe überzog sein Antlitz, er schritt zu einem Sessel, nahm seinen Hut ab und barg sein Antlitz in den Händen. Seine Weste wurde schnell geöffnet, erst dann erkannte man die schwere Verwundung. Der Mörder aber wurde gepackt und gefesselt, doch während man ihm die Waffe zu entreißen suchte, bemühte er sich noch einmal auf sein Opfer zu schießen. Nach langer Qual ist dann Mac Kinley gestorben.

Leo Czogolsz hieß der Mörder. Er ist bereits ein Schüler der Malatesta und Biancabilla, ein Opfer blutiger Lektüre, wie sie Johann Most täglich verfaßte, blutrünstiger Reden, die unter dem Schutze der amerikanischen Freiheit ungehindert gehalten werden durften. Als seine Gehilfin wurde Emma Goldmann vor die Assisen gestellt, beschuldigt, die geistige Urheberin der Schreckenstat zu sein. Angeklagt waren auch eine Anzahl polnischer Juden, die gierig nach dem Brote gelangt hatten, das der Anarchismus ihrem übelgebildeten Geiste bot. Hier, in Emma Goldmann vor allem,

präsentiert sich die wunderliche Mischung von blutigem Fanatismus und perverser Sexualität. Während die Tochter Malatesta's, wenn sie als Verkünderin ihrer Lehre hinauszog, durch ihre wunderbare Schönheit die Männer gewann, so war Emma Goldmann unansehnlich und häßlich und doch von einem Paroxysmus der Wollust erfüllt, der sie aus den Armen des einen in die Arme des anderen trieb. Als man ihre Papiere mit Beschlag belegt, findet man von ihrer Hand die zärtlichsten Briefe an Hippolyte Havel, einen Zuhälter, der sie auspreßt. Sie hat nicht den Mut, gleich der Sassulitsch und der Perowskaja sich zu ihrer Tat zu bekennen, sie sucht sich zu verbergen, ihre Tat zu leugnen. Die politische Leidenschaft aber verliert ihren letzten Schimmer, wenn sie sich mit der Prostitution verbindet, wenn der Held, wie Leo Czogolsz, nur der Leibeigene einer perversen Dirne ist.

Was uns so seltsam berührt an all diesen Taten, das ist die immanente Zwecklosigkeit, dieses völlig fehlende Verständnis dafür, daß jedem Toten ein Lebender folgen wird, und daß Institutionen nicht mit ihrem Träger ermordet werden. Das mag vielleicht anders sein in den südamerikanischen Republiken, in denen die Parteien wahllos einander bekämpfen und mit ihrem Führer zusammenbrechen, in denen jeder Idealismus schweigt und in der Gier nach ertragreichen Ämtern und fetten Pfründen versinkt. Da mögen Barrios in Salvador, Morenos in Ecuador, Gill in Paraguay ermordet werden, da mag ihnen in Menendez ein neuer Präsident von Salvador, in Heureux das Haupt der dominikanischen Republik folgen — hier wachsen für jeden abgeschlagenen Kopf auf dem Rumpfe neue Köpfe, hier beflügeln nirgends sittliche Tendenzen, große und weite Gesichtspunkte, reformatorische Ziele die Tat. Diese Praxis bedarf keiner Theorien.

Diese immanente Zwecklosigkeit tritt überall hervor, ob die Tat sich gegen gekrönte Häupter, gegen Präsidenten oder Minister richtet. Denn so lange nicht der phantastische Staat der Anarchisten als Himmel auf Erden erscheint, so lange wird jedem Vorgänger automatisch ein Nachfolger erstehen. Wo aber wird eine Regierung unter dem Einfluß des Schreckens bereit sein, mit ihrem System zugleich ihre Würde preiszugeben? Ist das britische Regiment

unter all den wilden Taten der irischen Fenier zusammengebrochen? Ist das letzte Ziel erreicht, die grüne Insel loszureißen? Hat Michael Dawitt sein Programm erfüllt? Sind die englischen Grundherren verjagt? Haben die „Mondscheinbanden“ und die „Unbesieglichen“ überzeugend gewirkt, als sie im Mai des Jahres 1882 im Phönixpark zu Dublin den Obersekretär Lord Cavendish und seinen Gehilfen Burke töteten? Sie haben eine Reihe von Attentaten gegen öffentliche Gebäude, gegen Leben und Eigentum begangen; der alte Haß, der schon vor siebenhundert Jahren erwachte, als Roderich O'Connor zuerst in blutige Fehde mit Heinrich dem Zweiten geriet und Robert Bruce und sein Bruder Edward zum letzten Male die Unabhängigkeit des Landes erkämpfen wollten, dieser Haß, der durch den Gegensatz der Konfessionen und die Verfolgung der „Papisten“ noch gesteigert wurde, hat vor allem in den letzten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts zu manchem wilden Ausbruch geführt, er hat die Bombe gegen das Haus des höchsten Beamten Jackson wie gegen seinen Nachfolger Morley geschleudert, er hat den Begriff des Boykott erfunden, er hat die „Weißen Burschen“ wie die „Eichenherzen“ und die „Rechtsburschen“ bewaffnet, er hat das Clerkwell-Gefängnis in die Luft gesprengt und zahllose Unschuldige ums Leben gebracht. Und doch ist Homerule erst vorwärtsmarschiert, als die Iren sich auf den Boden des Gesetzes stellten und im Parlamente die nüchterne Politik der Zweckmäßigkeit trieben.

Der Mord sollte auch die Theorien widerlegen, die im Gegensatz zum Anarchismus des vielumstrittenen Francisco Ferrer die spanische Regierung im Interesse der Ordnung vertrat. Allerdings schoß Manuel Posa an jenem Julitage 1910 seinen Revolver nicht gegen einen Mann im Amte, sondern gegen den längst entlassenen Minister Maura ab, um Rache für die Hinrichtung jenes „Edelanarchisten“ zu nehmen, der vielleicht nicht der tatsächliche, sicherlich aber der moralische Urheber der Greuel von Barcelona war, den man als den „Apostel der Denker“ pries, um dessentwillen man in Paris Straßenschlachten schlug. Aber die Tat des Manuel Posa sollte doch zugleich die Regierenden bedrohen, sollte ein Zwangsmittel bilden, um der anarchistischen Freiheit eine Gasse zu bahnen. Das

Ziel ist nicht erreicht worden, obwohl zwei Kugeln dem gehaßten Manne schwere Wunden schlugen; auch der spanische Brutus mußte die immanente Zwecklosigkeit seiner Bluttat erkennen.

Und hat der Slawe Njegus Wawrack das Rad der Weltgeschichte in raschere Schwingungen versetzt, als er im Oktober 1911, geleitet vielleicht durch die Erinnerung an Vaillants Tat, von der Tribüne des Wiener Reichsrats herab auf den Ministet schoß, der als Hüter der Justiz die Teilnehmer an einer wilden Hungerrevolte vor den Richter gestellt hatte? Gleichgültig, ob er Unbeteiligte traf, schoß er seine Waffe nach der Estrade ab, auf der mit den Ministern zugleich Volksvertreter und Beamte des Hauses weilten. Heftige Reden eines sozialistischen Deputierten hatten die Erregungen, die er am Tage zuvor in einer sozialistischen Versammlung empfing, noch gesteigert, hatten ihm den Blick für die Sinnlosigkeit seines Unternehmens verschlossen. Und so ist auch er, der sich zugleich als Rächer und Befreier träumte, nur eine von den Gestalten geworden, über die das Urteil der Geschichte wie über jeden hinweggeht, der sie und ihre feinen und tiefen Pläne gewaltsam meistern will.

Zweites Kapitel

Im neuen Deutschen Reich

Mit dem ungeheuren Umsturz der ganzen herrschenden Ideenwelt durch die große Revolution war zugleich die ganze soziale Gliederung der Gesellschaft durchbrochen worden. Der dritte Stand hatte sein Anrecht gefordert. Aber er war kaum zu Atem gekommen, als ihm aus seiner Arbeit, aus der eigenen wirtschaftlichen Leistung, die der Industrie und dem Handel neue, weite, ungeahnte Wege erschloß, ein Erbe erwuchs, der die Hand gierig nach den Früchten des Lebens streckte. Der Sozialismus erhob sich und suchte, um die eigene Kraft zu stärken, die Hand über die Grenzen zu reichen, das ganze Proletariat der Welt zusammenzuschmelzen, auf internationalem Boden sein Haus zu erbauen, das nationale Empfinden auszulöschen.

Und gewiß führt der Sozialismus an sich den Königsmord nicht in seinem Programm. Aber gewiß erhitzt er die Leidenschaften, steigert er die Begierden, reißt er Stege und Grenzpfähle um; gewiß predigt er den Haß gegen die Monarchie, die er stürzen will, kämpft er gegen das christliche Ethos, zieht er seinerseits dort keine Grenze, wo der Weg zu der bizarren Wildheit der Anarchisten hinüberführt, und in der Maßlosigkeit seiner Agitation, in der Leidenschaft seines Willens entzündet er selbst die Leidenschaften und wird zum Mitschuldigen dort, wo einseitiger Fanatismus, Beschränktheit, Schwarmgeisterei sich zum Königsmorde entschließen. Die Übergänge sind flüssig, allzu leicht gleitet der Einzelne hinüber. Und wenn dann in sozialistischen Blättern der Mörder gepriesen wird, weil er das „heldenhafte Opfer seines Lebens gebracht hat," wenn von „todesmutigen Märtyrern der Freiheit" gesagt und gesungen und der Satz geformt

wird: „Wo die Tyrannei keiner freien Willensregung Raum gibt, da hat seit jeher die Gewalt der Freiheitshelden der brutalen Unterdrückung durch die Herrschenden geantwortet," dann tritt die Mitschuld sichtbar hervor. Und ist denn der Gedanke, Rechte, die man erlangen will, gewaltsam auf der Straße zu erkämpfen, so weit entfernt von der Vorstellung, daß man dort, wo der Straßenumzug nicht genügt und wo die Drohung die Wirkung versagt, zur Bluttat schreitet und zuletzt die Bombe und das Dynamit als Werkzeug der Freiheit benutzen darf? Der Sozialismus sympathisiert heiß und innig mit dem Nihilismus der Russen, und dieser Nihilismus formte das „Programm des Minimums" in den Worten: „Schüsse sind erforderlich, her mit dem alten Terrorismus des Blutes und der Rache! Nehmt Revolver und Bomben in die Hand!" So werden unter den Königsmördern Gestalten erscheinen, die durchaus nur die Konsequenz aus der sozialistischen Lehre zu ziehen meinen, wenn sie die Bluttat vollbringen, die von der anarchistischen Lehre nichts wissen und sie doch vollziehen. Der Haß, der erweckt wird, zündet weiter; er klammert sich nicht an die Vorschrift von Paragraphen und an politische Programme; er handelt nach eigenem Gesetz und bleibt doch der echte Sohn seines Vaters.

Zuerst freilich harrt die soziale Demokratie noch im Hintergrunde des Lebens. Aus der französischen Revolution erwacht erst die Demokratie des Bürgertums. Weniger wild, weniger fanatisch, weniger dürstend, zugleich die Zukunft zu erobern und Rache zu nehmen an der Vergangenheit, aber doch zuweilen stark in ihrem Willen. Sie erhebt sich gegen das Gottesgnadentum und mehrt stetig den langen Zug der Entthronten; von der grotesken Gestalt des Braunschweiger Diamantenherzogs und den Sprößlingen des Königs Bomba, von dem Romantiker des Lilienbanners, dem Sohne der Herzogin von Berry, und Isabella zieht sich eine lange Kette bis zu dem letzten Kaiser von Brasilien und dem letzten König von Portugal. Das sind keine sozialistischen, das sind bürgerlich demokratische Revolutionen, deren Entschlußkraft fast immer zugleich durch den nationalen Willen befeuert wird. Aber keine dieser Revolutionen gelangt durch den Königsmord zum Ziele, wie der Tod Kotzebue's nicht zu Deutschlands Größe

und Einheit führte. Kein Übel wird durch das größere Übel beseitigt.

Eng begrenzt ist verhältnismäßig die Liste der Taten, die aus der Gährung im Bürgertum ihre Kräfte ziehen und von wirren Köpfen in Heldenliedern besungen werden. Sie werden vollbracht, wenn der politische Unmut der Gebildeten und der soziale Groll der Armen sich zusammenfinden, sie entstammen der revolutionären Stimmung, wie sie in den vierziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts sich auf die Welt gelagert hatte, oder sie sind Zeichen des rebellischen Widerstandes der Beschränktheit gegen das Walten großer Männer, das sie nicht begreifen, gegen das Genie, das stets auf ungebahnten und unbekannten Wegen nach seinem Ziele strebt.

Aus der vormärzlichen Stimmung heraus, die in Preußen durch das widerspruchsvolle Wesen Friedrich Wilhelms des Vierten, durch das willkürliche Schüren von Hoffnungen, die sich nie erfüllten, durch das unstete Spiel einer romantischen Phantasie erweckt worden war, die bald die überirdische Erleuchtung des Herrschertums aus Gottes Gnaden pries und das Volk am Gängelbande leiten wollte, bald den Demagogen verzieh und neue Freiheiten bot — aus dieser Stimmung der Erwartung und der Enttäuschung, die zugleich ein neuerwachender, leidenschaftlicher Nationalstolz beherrschte und die doch wieder durchhallt war von dem Jammerruf der Arbeiter, die in den mitteldeutschen Hungergebirgen wohnten, wurde das erste Attentat gegen einen Hohenzollern vollbracht. Die Tat des Bürgermeisters Tschech mahnte Friedrich Wilhelm den Vierten, der gewohnt war, fast tändelnd durch das Leben zu schreiten, der auf seltsam verschlungenen Wegen dem Volke das Glück bringen wollte, zuerst an den Ernst der Zeit. Er hatte zu denen gehört, die stets die Welt zwingen, von ihnen zu sprechen, sich mit ihnen zu beschäftigen, hierin dem andern Hohenzollern ähnlich, der Deutschlands dritter Kaiser wurde. So aber ruft ein Herrscher mit suggestiver Kraft das Verbrechen gegen sich selbst in die Schranken, eben weil er sich in jedes Mannes Phantasie einspinnt.

Als der König am 26. Juli 1844 im Portal des Schlosses den Wagen bestieg, um nach Schlesien zu reisen, wurden plötzlich aus nächster Nähe zwei Pistolenschüsse auf ihn abgefeuert. Die

Schüsse trafen, der König aber trug nur eine kaum bemerkbare Verletzung davon, da die dichten Falten seines Mantels die Kraft der Kugel geschwächt hatten. Von dem Mörder berichtet Treitschke, daß er, der Altbürgermeister von Storkow, der Sohn eines geachteten Geistlichen, ein harter, tugendstolzer, in grauenhafter Selbstgerechtigkeit erstarrter Mensch gewesen sei, der fünfzig Jahre im sicheren Bewußtsein vollkommener Sündlosigkeit dahingelebt hatte, weil er ja immer nur seiner Überzeugung folgte. Durch seine herrische Rechthaberei hatte er sich mit den Behörden seines Städtchens in Händel verwickelt und schließlich entrüstet seinen Abschied verlangt. Als er aber vergeblich um eine Anstellung im Staatsdienste bat, da wähnte er nicht nur sein eigenes Recht, sondern alle Gerechtigkeit im Staate durch die Ablehnung zerstört. So nahm er sich vor, als ein Gerechter im Namen Gottes die Strafe zu vollziehen an dem Monarchen. Ruhig, ohne alle Gewissensbedenken, bereitete er die Tat vor und ließ zuletzt noch bei einem der Daguerreotypisten sein Bild aufnehmen, in hochtheatralischer Stellung, die Hand erhoben, um Kraft von oben zu erflehen. Auch im Gefängnis bewahrte er unerschütterlich die Kälte des verstockten Fanatikers bei vollständiger Klarheit des Verstandes.

Tschech hatte niemals einer Partei angehört; seine Tat, so urteilt wiederum Treitschke, war gewiß kein eigentlich politisches Verbrechen, aber ebenso gewiß aus dem Geiste der Zeit heraus geboren. Aus ihr redete dieselbe freche, jede Obrigkeit, jede gegebene Ordnung des Menschenlebens verachtende subjektive Überhebung, die sich seit den Zeiten der Jakobiner und der Unbedingten in allen Wandlungen des modernen Radikalismus bekundet hatte. Die Revolution kündigte sich schon an, die Obrigkeit begann ihre Würde, der Königsmord seine Schrecken zu verlieren. Es ist bekannt, wie in dem Gassenliede: „War wohl je ein Mensch so frech, wie der Bürgermeister Tschech?" das unheimliche Ereignis in den Schmutz des hämischen Witzes und der Schadenfreude herabgezogen wurde. Immerhin hat sich hier, wie in dem Schicksal Friedrich Wilhelms des Vierten, die Wahrheit des Satzes erwiesen, den General von Boyen seinem Könige schrieb: „Es ist der größte Irrtum, daß man den Entwicklungsgang der Zeit beliebig hemmen

oder die öffentliche Meinung durch Verweise öffentlich schulmeistern könne." Trotz des Widerstrebens des Monarchen ist Tschech hingerichtet worden.

Auch das Attentat des Unteroffiziers Sefeloge wäre vielleicht niemals gegen Friedrich Wilhelm gerichtet worden, wenn er nicht eben sich stets in den Vordergrund aller Diskussionen fast gewaltsam gestellt, stets die Augen der Welt auf sich selbst gelenkt hätte. Gerade dort, wo die psychische Gesundheit nicht mehr intakt ist, muß solche Wirkung entstehen. Prinz Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen, der ein Zeuge der Vorgänge war und den Attentäter kannte, bemerkt naiv und doch treffsicher: „Sefeloge hatte bei seinen Wahnvorstellungen immer die Richtung nach dem Könige, aber in voller Treue und Ergebenheit." Er hatte sich immer wieder bei seinen Vorgesetzten gemeldet, er habe Befehl erhalten, zum König zu gehen, oder er habe den König um etwas zu bitten, oder er wolle sich beim König bedanken. Schließlich aus dem Heere entlassen, erhielt er vom König eine besondere Unterstützung von 50 Thalern, für die er sich eine Uniform, die er nicht mehr tragen durfte, und eine Pistole kaufte, mit der er sich monatelang einschoß. Plötzlich, am 22. Mai 1850, begab er sich auf den Potsdamer Bahnhof, trat an den König heran, der gerade den Salonwagen besteigen wollte, und feuerte aus nächster Nähe die Pistole auf ihn ab. Der König hatte den Arm zur Abwehr gehoben und die Kugel drang ihm tief in den Arm hinein. Der Täter wurde von den Umstehenden niedergeschlagen, wobei er ausrief: „Rührt mich nicht an, ich bin ein Souverän." Sefeloge ist in das Irrenhaus gekommen und dort an einer Gehirnkrankheit gestorben. Auf seiner Tat aber hat dann Hinkeldey sein System der verfolgungssüchtigen Reaktion vor allem errichtet.

Anders geartet als sein unglückseliger Bruder ist der zweite Sohn der Königin Luise gewesen. Ohne nach rechts oder links zu schauen, unbekümmert um den Zorn oder den Beifall der Masse, schritt er den geraden Weg der Pflicht. Man hat ihn nicht verstanden, das junge Verfassungsleben fühlte sich durch ihn bedroht, und zugleich enttäuschte er, der einst seinem Bruder abriet, von den Männern der Paulskirche die Kaiserkrone entgegenzu-

nehmen, all die unklaren Schwärmer, die immer noch glaubten, daß auf Turnerfesten und Sängerfahrten das Kaisertum geschaffen und Deutschlands Einheit dekretiert werden könne. Oskar Becker, der am 14. Juli 1861 in Baden-Baden auf den König schoß, gab als Grund für die Tat seine Überzeugung an, daß er in der Person des Königs ein Hindernis für die Einigung Deutschlands erblicke. Die Vorsehung selbst fiel dem Mörder in den Arm, sie hatte andere Pläne.

An jenem Julitage meldete ein Extrablatt, daß ein Student aus Leipzig in Baden-Baden aus nächster Nähe sein Doppelterzerol gegen den König abgefeuert und ihm an der linken Seite des Halses eine leichte Wunde beigebracht habe. Das Extrablatt schloß mit den Worten des Psalmisten: „Nun merke ich, daß der Herr seinem Gesalbten hilft."

Aus den Aufzeichnungen des Königs selbst ergibt sich folgendes: Als er morgens $1/2$ 9 Uhr sich in der Lichtenthaler Allee erging, überholte ihn Becker, grüßte, verkürzte dann seine Schritte und grüßte nochmals. An der Kettenbrücke traf der König den preußischen Gesandten Grafen Flemming, der sich ihm anschloß. Gleich darauf fiel ein Schuß. Der König fühlte einen Schmerz am Halse, griff mit dem Ausruf: „Mein Gott, was war das!" nach der schmerzenden Stelle und drehte sich gleichzeitig mit dem Gesandten um. Sie sahen Becker in drei Schritt Entfernung ruhig stehen, auf dem Boden lag sein Terzerol, dessen beide Läufe abgeschossen waren. Becker hat keiner geheimen Gesellschaft angehört, aber er war ein Produkt seiner Zeit, nicht nur in der immer stärker erwachenden Sucht, auf dem Wege solcher Verbrechen Berühmtheit zu erlangen, sondern auch in dieser wunderlichen Mischung unreifer und unklarer politischer Ideen, die stets das Merkmal von Übergangszeiten ist.

An der Ausgangsschwelle des Konfliktes aber erhebt sich die Gestalt eines anderen, der gleichfalls die Berufung fühlte, der Vorsehung in den Arm zu fallen und der sich nicht mehr den König, sondern seinen großen Gefährten Otto von Bismarck zum Opfer wählte. Schon war Düppel erstürmt, schon hatte die Geschichte den Taten dieses Mannes recht gegeben, schon schwebte über der

preußischen Demokratie das Verdikt, das die Geschichte stets für den unfruchtbaren Doktrinarismus bereit hält. Sichtbar zogen schon die Wolken des nahenden Krieges gegen Österreich herauf. Aber die Praxis des Blutes und des Eisens war den Theoretikern ein Greuel, die durch Reden und Majoritätsbeschlüsse die großen Fragen der Zeit zu entscheiden gedachten. Todesdrohungen fielen in Masse, maßlos brach der Haß gegen den märkischen Junker hervor, es wurden sogar Preise auf sein Leben gesetzt. Da gestaltete sich aus der Erregung in dem 22jährigen Stiefsohn des badischen Flüchtlings Carl Blind, dem Schüler der landwirtschaftlichen Schule zu Hohenheim, Carl Cohen-Blind, der Wille zur Tat.

Am 7. Mai 1866 schritt nach einem Vortrag beim König Bismarck die Linden entlang, als er plötzlich in der Nähe der Schadowstraße zweimal hinter sich schießen hörte. Er blickte sich um und sah, wie ein kleiner Mensch von jüdischem Aussehen einen Revolver auf ihn anlegte. Bismarck sprang auf ihn zu und packte ihn mit ehernem Griff am Faustgelenk, so daß der dritte Schuß fehlging. In diesem Augenblick eilte ein schlichter Handwerksmeister hinzu und entwaffnete gemeinsam mit dem Minister den Verbrecher. Bismarcks Paletot hatte die Kraft der Kugeln geschwächt, die zwar die Kleidung völlig durchbohrten, aber nur unbedeutende Verletzungen verursachten. Er konnte zu Fuß nach Hause gehen. Später hat er dann von jenem Vorgange erzählt: „Ich hatte Mühe, den kräftigen jungen Mann von mir abzuwehren, und lange hätte das Ringen mit ihm nicht dauern dürfen, denn ich fühlte mich einer Ohnmacht nahe. In diesem entscheidenden Augenblick erhob sich ein Gewehrkolben über meinem Haupte, ein Soldat einer gerade vorbeimarschierenden Abteilung des 2. Garde-Regiments wollte intervenieren. Da wurde eine lederbehandschuhte Hand sichtbar, welche den Gewehrkolben faßte, und eine Stentorstimme, die einem Offizier gehörte, schrie: „Rindvieh".

Neue Entwickelungen zogen herauf. Das Deutsche Reich war geschaffen, gewaltig wuchs mit seiner politischen Stellung zugleich seine wirtschaftliche Kraft, die soziale Leidenschaft entfaltete ihre Schwingen, und der Haß zog durch das Land. Schon leuchtete der erste Gedanke der sozialen Pflichten des Staates für die Ent-

erbten, die Gedemütigten und Beleidigten des Daseins auf, aber gerade deshalb konnte Wilhelm Liebknecht bekennen, daß niemals so, wie in jenen Zeiten, der „Mistgabelstil“ bei seiner Partei in Übung war. Im Reichstag wurden die Ziele der Pariser Kommune, ihre Mörder und Mordbrenner gepriesen, in Hohn und Spott wurde, wie Fürst Bismarck später im Reichstag ausführte, in Bild und Wort wurde alles, was dem Volke bisher heilig gewesen, als Lüge dargestellt, alles, was uns begeistert und geführt hat, als Lüge bezeichnet, der Glaube an Gott und an das Königtum, die Anhänglichkeit an das Vaterland, der Sinn für die Familie zerstört, so daß der Mensch mit Faust sprechen mochte: „Fluch sei der Hoffnung, Fluch dem Glauben, und Fluch vor allem der Geduld!“

Und so kam es, daß „ein so geistig verarmter und nackt ausgezogener Mensch“ wie Hödel und bald darauf ein Catilinarier wie Nobiling das Mordgewehr gegen das ehrwürdige Haupt des ersten Kaisers richtete. „Ich wollte nicht glauben,“ so sprach wiederum Fürst Bismarck im Reichstag, „daß ein Monarch, der mehr als irgend ein Lebender mit Einsetzung seines Lebens, seiner Krone, seiner monarchischen Existenz getan hat, um die Wünsche und Bestrebungen seiner Nation zu verwirklichen, der dies mit einem gewaltigen Erfolge und dabei doch ohne jede Überhebung getan hat, der dabei ein milder, volksfreundlicher Regent geblieben ist, eine populäre Figur . . . wenn der von hinten mit Hasenschrot zusammengeschossen wird, ja meine Herren, an dieses Verbrechen reicht kein anderes heran.“

Am 11. Mai 1878 schoß der 21jährige Klempnergeselle Max Hödel aus Leipzig, der noch kurz vorher in seiner Vaterstadt als Redner in sozialdemokratischen Versammlungen aufgetreten war, Unter den Linden in Berlin auf den ersten Kaiser. Aber er verfehlte sein Ziel. Aus dem Gefängnis schrieb er dann an seine Eltern die frechen Worte: „Es tut mir aber sehr leid, fehlgeschossen zu haben, doch Polen ist noch nicht verloren!“ Und im „Vorwärts“ rief Liebknecht aus: „Auf die Anklagebank nicht mit dem Verbrecher! Nein, mit der Gesellschaft!“ Und bald wurde versucht, den Mordbuben als das gedungene Werkzeug der Polizei darzustellen. Hödel büßte seine Tat auf dem Schafott.

Nur wenige Wochen vergingen, es kam der zweite Junitag, da schritt der Hallenser Doktor Carl Nobiling zur gleichen Tat. Der Sohn eines Domänenpächters, in behäbigen Verhältnissen aufgewachsen, viel gereist, im Besitze beträchtlicher Bildung, besaß er doch nicht die Kraft, sich im Leben durchzusetzen. Er war ein Deklassierter aus eigener Schuld, befangen zugleich in spiritistischen Träumereien und sozialistischen Theorien, die sich in seinem Hirn ineinander verwirrten und seinem Geiste jede Klarheit nahmen. Am 2. Juni nachmittags 3 Uhr schoß Nobiling auf Kaiser Wilhelm von einem Hause Unter den Linden aus, und er traf sein Ziel nur zu gut. Mehr als dreißig Schrotkörner drangen dem greisen Helden in den Kopf, in die Arme und den Rücken. Ungeheuer war die Aufregung über die Tat. Die Menge, die auf der schönen Straße promenierte, stürzte sich in blinder Wut in das Haus, das der Schauplatz der Schandtat war. Als sie aber in das Zimmer drang, aus dessen Fenster Nobiling geschossen hatte, wandte er die Waffe gegen sich selbst und schoß sich in den Hinterkopf. Er starb im Gefängnis, nachdem er länger als ein Vierteljahr mit dem Tode gerungen.

In einem Briefe an Roon schrieb nach einigen Tagen der Leibarzt des Kaisers, Geheimer Rat von Langenbeck: „Ich habe vier Kriege mitgemacht und viel Schreckliches gesehen, niemals aber habe ich einen so schaudervollen, sinnverwirrenden Eindruck gehabt, als beim Anblick des Kaisers, der mit zahllosen Wunden an Kopf, Gesicht, Hals, beiden Armen und Rücken bedeckt und vor Blut fast unkenntlich gemacht, sterbend, wie ich zuerst glaubte, vor mir lag. Noch heute kann ich dieses Bild nicht loswerden, und es begegnet mir noch täglich, daß ich mit der Hand an die Stirn fahre und mich frage, ob das grausige Erlebnis nicht vielmehr ein Trugbild meiner kranken Phantasie ist . . . Als ich im Palais ankam, war der Kaiser soeben auf sein Feldbett gelegt, ohne Puls, aus der Armwunde stark blutend, und ohne Bewußtsein. Nachdem die Blutung gestillt, erholte er sich bald, wimmerte aber laut vor heftigen Schmerzen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Kaiser auf der Stelle tot gewesen wäre, wenn er nicht den Helm getragen hätte. Meiner Ansicht nach ist der erste Schuß mit Schroten und Rehposten geschehen. Von den Rehposten ist

einer in die linke Wange, der andere an den rechten, gerade zum Gruß erhobenen Vorderarm gegangen, andere vier Rehposten sind auf den Messingbeschlag des Helms aufgeschlagen, stecken teils in demselben, teils haben sie tiefe Gruben in den Messingbeschlag geschlagen und die Schuppenkette durchgerissen. Der leere Teil des Helms ist nur von Schroten getroffen und diese sind in den Kopf eingedrungen, in der Kopfhaut etwa fünfzehn Wunden hinterlassend. Der linke Oberarm ist vollständig mit Hagelkörnern gespickt, die größtenteils unter der Haut stecken. Vom linken Daumen ist die Spitze abgeschossen. Die Wunde des rechten Vorderarmes hat uns die meiste Sorge gemacht: hier ist das Geschoß tief eingedrungen und jedenfalls eine größere Arterie verletzt."

In seinen „Gedanken und Erinnerungen" aber bemerkt Fürst Bismarck: „Um die Mitte der siebziger Jahre begann die geistige Empfänglichkeit des Kaisers im Auffassen anderer und Entwickeln eigner Vorträge schwerfälliger zu funktionieren; er verlor zuweilen den Faden im Zuhören und Sprechen. Merkwürdigerweise trat darin nach dem Nobilingschen Attentate eine günstige Veränderung ein. Momente wie die beschriebenen kamen nicht mehr vor, der Kaiser war freier, lebendiger, auch weicher. Der Ausdruck meiner Freude über sein Wohlbefinden veranlaßte ihn zum Scherze: „Nobiling hat's besser als die Ärzte gewußt, was mir fehlte: ein tüchtiger Aderlaß."

Aber was bedeuten die Taten der Hödel und Nobiling gegen die wilde verbrecherische Phantasie des Planes, den August Reinsdorf entwarf, um bei der Einweihung des Nationaldenkmals auf dem Niederwald bei Rüdesheim in Gemeinschaft mit Karl Bachmann und Reinhold Rupsch durch Dynamit den deutschen Kaiser, den Kronprinzen und andere Mitglieder des Hohenzollernhauses, den König von Sachsen und eine Reihe von Bundesfürsten in die Luft zu sprengen! August Reinsdorf hatte sich, als er die Tat unternahm, allerdings den Anarchisten angeschlossen, er war ein enger Freund von August Most geworden, aber der Mutterleib, in dem er sich entwickelt hatte, war doch die Sozialdemokratie gewesen.

Ein Schriftsetzer aus Sachsen, frühzeitig in die Schweiz gelangt, wo Bakunin, Krapotkin, Brousse und Most für den Anarchismus wirkten, sandte er noch im Mai 1874 dem sozialistischen

Kongreß des Arbeiterbundes in Winterthur „brüderlichen Gruß“ mit dem Wunsche: „Möchte die Begeisterung, die Euch für unsere Ziele beseelt, bald alle Arbeiter erfassen!“ Aber die Maßlosigkeit seines Wesens brachte ihn frühzeitig mit der Partei in Konflikte. Schon in jener Zeit schrieb er an Most: „Ich sehe es schon, lieber Freund, unsere Wünsche und Hoffnungen können nicht anders realisiert werden, als durch eine zweite Bartholomäusnacht, d. h. wer sich der wahren Lösung der sozialen Frage widersetzt, dem wird eben einfach aufs Dach geschlagen.“ Zwei Jahre später rief er noch als Redner in einer sozialistischen Versammlung: „Fort mit dem Herrgott; das ist ein Blödsinn. Die Religion ist ein hergebrachter Schwindel!“ Bald darauf kehrte er nach Deutschland zurück. In Leipzig kam er in Berührung mit Hödel, aber bald war ihm der Boden der Heimat zu heiß geworden, und wir begegnen ihm wieder in der Schweiz. Damals hat ihn der Gedanke an ein Attentat auf den Polizeipräsidenten von Berlin beschäftigt, dann wieder lockte ihn das Beispiel der Pulververschwörung zu einem Attentat auf den Reichstag. „Ich habe mir jetzt diese Bedientenbude“, schrieb er an Most im September 1880, „wiederholt angesehen, die ganze Baracke ist ja nur aus Fachwerk mit leichtem Glasdach. Das Parkett, auf welchem die gesetzgebenden Lumpenkerle tagen, steht auf hölzernem Stützwerk, die Festigkeit des „hohen Hauses“ ist also nicht weit her. Ebenso steht es mit der Wachsamkeit. Diese paar Diener, welche da in den Ecken der Gänge umherlungern, gähnen und schlafen, sind zivilversorgungsberechtigte Invaliden, die mit einem Blasebalg umgeweht werden könnten. Hätte man einen halben Centner Dynamit, so könnte man wohl das ganze Kasperletheater wie ein Kartenhaus zusammklappen lassen, daß von dem ganzen Gesindel (inkl. Liebknecht) kein Haar davonkäme. Das Donnerwetter soll dreinschlagen, daß man zu einer so prächtigen Sache nicht das nötige Geld auftreiben kann.“ Bald darauf wurde Reinsdorf wegen eines schweren Sittlichkeitsverbrechens an der zehnjährigen Tochter seiner Wirtin in contumaciam zu drei Jahren Zuchthaus verurteilt. Reinsdorf hat die Anklage als einen Racheakt bezeichnet. Lombroso bezeichnet ihn allerdings als einen vollendeten Verbrechertypus.

über Frankreich gelangte Reinsdorf nach Elberfeld. Von dort aus schrieb er an einen Genossen: „Ich las in der ‚Freiheit‘ von einem Fluidum der Selbstentzündung, also um Feuer damit anzulegen. Es wäre gut, wenn Ihr damit praktische Versuche machtet und mir die Zusammensetzung und Handhabung dann mitteiltet; ich kann es bald brauchen.“

So schritt Reinsdorf alsbald zur Tat. Bachmann und Rupsch machten quer durch die Fahrstraße eine Drainage zum Denkmal und legten Dynamit und Zündschnur an. Es war verabredet worden, am 28. September, bei Beginn des Festes, den im Festzug gehenden Kaiser bis in die Nähe der Drainage kommen zu lassen, durch Entzünden der Schnur die Explosion herbeizuführen und so ihn selbst und seine Umgebung zu töten. Die Zündschnur hatte gebrannt bis zu einer Entfernung von ungefähr zwei Metern von der Drainage. Entweder ist die Schnur von Rupsch durchgeschnitten worden, oder sie war an diesem Punkte so feucht, daß das Pulver nicht brannte.“ Johann Most aber bemerkte hierzu in seiner Zeitung: „Ein Zufall, wir möchten sagen, eine Wetterlaune und Verrat, geboren von der Feigheit eines infamen Schurken, vereitelten die so herrlich angelegte Tat und stürzten August Reinsdorf ins Verderben. Wäre es umgekehrt gekommen, wären Lehmann (Kaiser Wilhelm) und Komplizen durch Dynamit in's Reich des Nichts befördert worden, so würde das offenbar das herrlichste Ereignis gebildet haben, das die Geschichte unseres Jahrhunderts aufzuweisen hat.“

Acht Angeklagte standen im Dezember 1884 vor dem Reichsgericht zu Leipzig. Von ihnen nahm, wie Langhard in seiner Geschichte der anarchistischen Bewegung in der Schweiz schreibt, Reinsdorf das größte Interesse in Anspruch. Ohne eine Spur von Scheu oder Angst schweifte sein Auge durch den großen Saal. Nur aus dem stechenden Blick des Angeklagten vermochte man zu ahnen, daß hinter der glatten Stirn ungeheuerliche Gedanken gehaust. In langen Reden suchte er seine Tat und seine Ansichten zu verteidigen. Mit der Versicherung, daß die anarchistische Bewegung siegen werde, und wenn es tausend Reichsgerichte gäbe, und mit einem Hoch auf die Revolution schloß er seine Rede. Und

er fügte später hinzu: „Hätte ich noch zehn Köpfe, so würde ich sie mit Freuden für dieselbe Sache auf das Schafott legen!“ Reinsdorf wurde wie Rupsch zum Tode, Bachmann zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt. Als aber die Hinrichtung Reinsdorfs vollzogen war, da schreibt wiederum Most: „Schwingen wir uns auf zur Höhe eines August Reinsdorf! Vollenden wir das Werk, das er so kühn begonnen! Nur so allein können wir ihn rächen, so allein können wir siegen! Arbeiter! Sehet hinunter in die frische Grube! Da liegt Euer bester Freund und Ratgeber, ein Vorkämpfer für Eure Sache, ein Blutzeuge für die Größe der anarchistischen Idee. Lebt, strebt und handelt wie er! wir legen ihm in Eurem Namen den verdienten Lorbeer auf das Grab!“

Hatte hier die Phantastik der Tat, die in ihren Äußerlichkeiten an Guy Fawkes erinnern mochte, eine tiefe Erregung in der Kulturwelt hervorgerufen, so sucht sich Julius Lieske ein niedrigeres Ziel. In ihm begegnen wir bereits einer jener rein verbrecherischen Naturen, die, wie später Ravachol und Vaillant, von den wilden Instinkten des Raubtiers beseelt, die politische Doctrin nur als Deckmantel wählen, um ihre Taten mit einer gewissen Glorie zu umkleiden. 22 Jahre alt, als er die Tat beging, war auch dieser aus der Mark Brandenburg stammende Schuhmacher ein Schüler der Schweizer Anarchisten. Die Lorbeeren Reinsdorfs, dessen Tod er vielleicht zu rächen gedachte, die Glorifizierung der Stellmacher und Kammerer, die gleichfalls eben erst durch wilde Mordtaten, an Polizeibeamten begangen, zu „Märtyrern“ geworden waren, mochten ihn zur Tat spornen. Am 13. Januar 1885 hat er in Frankfurt den Polizeirat Rumpf durch einen mit furchtbarer Gewalt geführten Dolchstoß ermordet. Schon vorher hatte man versucht, das dortige Polizeigebäude durch Dynamit in die Luft zu sprengen. Als der Versuch mißlang, schrieb die „Freiheit“: „Um die Qualität des von uns erzeugten Dynamits zu prüfen, hat einer der Unseren auf der Haupttreppe des Polizeipräsidiums in Frankfurt a. M. eine Dynamitpetarde abgefeuert. Wenn bei dieser Gelegenheit Rumpf und die anderen Verbrecher, welche in jenem Nest hausen, unverletzt geblieben sind, obgleich das ganze Gebäude zum Einstürzen erschüttert worden war, so mögen sie nur

versichert sein, daß sie dem auf die Dauer nicht entgehen.“ Lieske wurde zum Tode verurteilt. Nach Verkündigung des Urteils brach er in die Worte aus: „Der Rumpf ist kaputt, der Rumpf ist tot!“ Als er hingerichtet war, erschien die „Freiheit“ mit schwarzem Rande und brachte des Mörders Bild. Eine Gedächtnisfeier wurde in New York veranstaltet, eine Musikkapelle von fünfzig Mann spielte den Trauermarsch von Beethoven, ein Gesangverein trug Lieder zum Andenken an den „großen Toten“ vor, und laut erklang der Schwur, Rache zu nehmen „an den Hohenzollern und ihren Kreaturen, an den Raubmördern, welche uns heute noch immer als Sklaven malträtieren.“ Und aus dem Munde Most's klang es pathetisch: „Man muß sie alle, alle, die Aristokraten, die Bürokraten, Fürsten, Pfaffen und Burgeois über die Klinge springen lassen! Für Reinsdorf haben wir den Rumpf vernichtet; für Lieske verlangen wir zehn Kadaver der Reaktion. Die letzten Worte unseres Genossen Lieske: ‚Werft doch Dynamitbomben!‘ sollen nicht ungehört verhallen. Proletarier, benutzet Dolch und Gift, die Brandfackel und die Flinte! Es gilt, die Erde von dem Auswurf der Menschen, von Ausbeutern und Tyrannen zu befreien!“

Gewiß, Most und seine Leute gehörten zu den Ausgestoßenen der Sozialdemokratie. Aber leichte Brücken führen doch, bald hier, bald dort, von dem Empfindungsleben der einen Partei zu der anderen hinüber. So schrieb der „Vorwärts“ nach dem Attentat gegen den Gouverneur von Wilna unter dem Titel „Die mißlungene Explosion“ im Mai 1903: „Der leider aus der strafenden Hand eines Helden mit heiler Haut entkommene Gouverneur gehört zu der verächtlichsten Gattung der Menschen im Zarenreiche. Damals war das heldenhafte Opfer des Lebens umsonst gebracht. Aber die einstweilen glücklich gerettete Kanaille wird sich hoffentlich den Fall als Warnung merken.“

Es ist, als ob das letzte Viertel des neunzehnten Jahrhunderts völlig epidemisch verseucht war. Überall in Europa finden wir die Chemiker der Revolution und die Bombenwerfer an der Arbeit. Da setzen die Fenier von Irland das englische Weltreich in Schrecken, da wird in London der alte Bau des Tower bedroht, da wird der Boden Österreichs und Italiens mit dem Blut unschuldiger Opfer

befleckt, da dröhnt Spanien wieder von Explosionen. Kaiser und Könige, Richter und Polizeibeamte fallen als Opfer, Beter in der Kirche, harmlose Gäste in den Restaurants müssen sterben. Wie das kam? Friedrich von Bezold faßt die Gründe in einigen treffenden Worten zusammen: „Der neue und unheimliche Großbetrieb des politischen Meuchelmordes entspricht vor allem dem bewußten Eintritt der Massen in die Welt des geschichtlichen Handelns. Jene wirtschaftliche und soziale Umwälzung ohne Gleichen, in der wir uns befinden, hat in dem sogenannten vierten Stande das Verlangen nach einer veränderten Güterverteilung und die Überzeugung von der Ungerechtigkeit und der Unverbesserlichkeit der bestehenden Gesellschaftsordnung hervorgerufen und neben der Sozialdemokratie auch den Anarchismus erzeugt, dem ja die meisten politischen Verbrecher unserer Tage anzugehören sich rühmen. Auf dem Boden der Theorie mögen ja der sozialdemokratische Kollektivismus und der anarchistische Individualismus unversöhnliche Gegner sein. Aber in dem systematisch großgezogenen Haß gegen die Herrschenden und Besitzenden finden sich beide Richtungen brüderlich zusammen, und von einer sittlichen Mißbilligung der anarchistischen Greueltaten kann bei einer Partei nicht die Rede sein, die den furchtbarsten Szenen der Pariser Kommunenherrschaft Beifall gezollt hat."

Allmählich aber sinkt, in Deutschland wenigstens, die Flut. Da wird noch, ehe das Jahrhundert stirbt, weil er den Berliner Polizeioberst Krause zu töten versuchte, der Anarchist Koschemann zu zehnjährigem Zuchthaus verurteilt, einer von jenen Helden, deren Köpfe mit unverstandenen Fragmenten von Schopenhauer, Nietzsche und Tolstoi erfüllt sind. Da schleudert ein paar Jahr später der Arbeiter Dietrich Weiland gegen Kaiser Wilhelm den Zweiten in Bremen ein Eisenstück und verletzt ihn unter dem rechten Auge. Ein armer Epileptiker, vielleicht ein Irrer! Da wird aus Alexandrien gemeldet, daß eine Kiste mit Bomben beschlagnahmt worden sei, bestimmt, den Deutschen Kaiser auf seiner Reise in das Gelobte Land zu töten. Aber es scheint dennoch eine Art von Feuerpause eingetreten zu sein: Die anarchistische Wut ist gegen das Zarentum gerichtet, und zugleich sucht die revolutionäre Leiden-

schaft ein Heim in den romanischen Ländern, vor allem in Portugal und Spanien.

Reinsdorf und Lieske finden ihre Parallele in den beiden Anarchisten Stellmacher und Kammerer, die gleich ihnen ihre politische Erziehung in der Schweiz erhielten und in den anarchistischen Vereinen von Bern und Zürich eine große Rolle spielten. Sie waren genährt worden mit der Nahrung, die vor allem Johann Most ihnen bot, sie hatten von ihm gelernt, daß jede einzelne revolutionäre Handlung weiter wirkt als tausende von Reden und Schriften. Und wenn man ihnen entgegenhielt: „Die Tötung einzelner nützt ja doch nichts; es treten andere an ihre Stelle," dann erwiderten sie mit ihrem Meister: „Gewiß, es wäre besser, wenn man imstande wäre, gleich die ganze reaktionäre Brut mit Kind und Kegel wie giftiges Unkraut auszumerzen; allein vorläufig sind auch vereinzelte Hinrichtungen nicht ohne Nutzen. Sie bringen der sogenannten vornehmen Gesellschaft das Bewußtsein bei, daß über ihrem Haupte stetig das Damoklesschwert der sozialen Revolution steht. Schon dies ist etwas wert, es kommt einer Züchtigung der Reichen und Mächtigen gleich, die Banditen der Ordnung sehen den Vater Lynch auf allen Wegen und Stegen, wie er ihnen, zornig und entschlossen, den Dolch der Rache entgegenstreckt. Auf der anderen Seite erweckt jede rächende Tat bei den gequälten, ausgebeuteten Volksmassen Genugtuung, neuen Trost, neue Hoffnung. Ferner reizt gewöhnlich eine solche Tat zur Nachahmung. Und vor allem ist sie ein Mittel zur Propaganda. Wir halten jedes Mittel, das die Sache der sozialen Revolution fördert, für recht. Im Falle der siegreichen Revolution springen die Ausbeuter über die Klinge und mit Toten macht man keine Kompromisse!"

Hermann Stellmacher war 30 Jahre alt und Vater von zwei Kindern, als er verhaftet wurde. Er war wegen Betruges und als Soldat wegen Mißbrauchs der Dienstgewalt bestraft worden. Finster und brutal, überzeugter Anarchist, hatte er sich doch der Polizei wiederholt als Spion angeboten. Anton Kammerer aus Floridsdorf bei Wien war Buchbinder, gleich seinem Gefährten Stellmacher der echte Typus des Verbrechers. Wohl einer der unermüdlichsten Anarchisten, hatte er seine Hände wiederholt mit

Blut befleckt. Reich ist das Register der Taten, die diese beiden Männer vollbrachten. Am 22. Oktober 1883 wurde in Straßburg der Apotheker Lienhardt ermordet, und in derselben Nacht wurde in derselben Stadt der am Hospitaltor stehende Soldat Adels von mehreren Männern überfallen und durch einen Beilhieb tötlich verletzt. Hier ist Kammerer der Held gewesen. Einen Monat später erschienen im Bankgeschäft des Bankiers Heilbronner zu Stuttgart drei Männer, während bei dem Hausherrn sich gerade ein Bekannter namens Öttinger befand. Ohne weiteres drangen die Fremden auf die beiden Männer ein und versetzten ihnen mit Totschlägern wuchtige Hiebe. Öttinger stürzte schwer verletzt zu Boden, und Heilbronner entging nur durch einen Zufall dem tötlichen Streich. Jetzt drang ein Vierter herein, der bis dahin Wache gestanden, und gemeinsam wurde der Geldschrank beraubt. Dieser Vierte, Michael Kumits, ein Slovene, war gleichfalls ein Schüler Mosts, der seine Tat als ein Werk der Propaganda mit lauter Stimme rühmte. Im Dezember des folgenden Jahres eilte Kammerer nach Wien, um hier den von seiner Partei verfehmten Polizeibeamten Hlubek zu töten. Er begann seine Taten, indem er den Bankier Heinrich Eisert brutal ermordete. Er drang in der Abenddämmerung mit einem Gefährten in die Wechselstube, warf dem Inhaber Sand in das Gesicht und streckte ihn mit einem Beile zu Boden. Die Kinder aber, die im Nebenzimmer von einer alten Lehrerin gerade Unterricht empfingen, wurden gleichfalls überfallen. Sie wurden beide grausam hingeschlachtet und auch die Lehrerin so schwer verwundet, daß sie nur mit äußerster Mühe gerettet werden konnte. Nur vierzehn Tage vergingen, da wurde der Polizeiagent Blöch auf offener Straße erschossen und beraubt. Der Täter ist Stellmacher gewesen. Man verfolgte ihn, er feuerte mehrere Schüsse ab, tötete einen Verfolger, auf der Wachtstube schleuderte er eine mit Dynamit und Bleikugeln gefüllte Kassette zu Boden, und nur ein glücklicher Zufall verhinderte eine folgenschwere Explosion. Als Kammerer auf Grund einer Anzeige verhaftet werden sollte, da verwundete er drei Wachleute schwer. Auch in seinem Besitz wurde eine schwere Dynamitbüchse mit fünf Schnüren gefunden.

Beide Verbrecher wurden in Wien hingerichtet, aber beide wurden auch von den Anarchisten mit der Glorie von Helden umgeben. „Als Held ist Stellmacher im Kampfe gefallen, als Ehrenmann stand er vor Gericht. Arbeiter, sehet welch ein Bild! Hier ein Mann der Tat, ein Charakter, ein Märtyrer, ein Held! Dort die Wölfe im Schafspelze, welche eure Besten schänden! Proletarier sehet, da schreitet ein Mann zum Schafott, er ist euer Mann! Dort geht ein Held in den Tod, er ist euer Held und stirbt für eure Sache! Hut ab!“ Und als Kammerer auf dem Schafott starb, da klang es ebenso: „An seinem Grabe rufen wir aus: Handle jeder Genosse wie er! Wir alle geloben baldige Rache!“

Drittes Kapitel

In den romanischen Ländern

Die mörderische Lehre des Anarchismus muß noch in weit stärkerem Maße als den kühnen Sinn des Nordländers die heiße Phantasie des Südens, vor allem der Romanen beflügeln. Hier werden die Taten auf ganz anderem Boden geboren, als etwa in Rußland, hier schießt nur das Feuer empor, das überall unter der Erde brodelt und kocht. Die Logik geht verloren unter dem Einfluß des Temperamentes, nirgends führt die Bildung den Zügel, und wenn ein Malatesta lehrt, daß die Moral im Ziel zu suchen, das Mittel aber unvermeidlich sei, daß andererseits das Ziel eben nur in dem Glück aller Menschen bestehe, so wird in dem Geiste der Besessenen, die seine Schüler werden, alles Bestehende als reif zur Vernichtung erklärt, jedes Recht zum Unrecht gewandt und jedes Unrecht als moralisch erfaßt. „Gewiß möchten wir niemandem ein Haar krümmen," sagt Malatesta, „wir möchten gern alle Tränen trocknen, doch andererseits müssen wir in dieser Welt, wie sie ist, kämpfen, wenn wir nicht unfruchtbare Träumer bleiben wollen. Wir glauben fest daran, daß ein Tag kommen wird, an dem es möglich ist, das Wohl der Menschen durchzuführen, ohne sich und anderen wehe zu tun. Seien wir Revolutionäre aus Liebe zu den Menschen! Wir müssen handeln, wie der Chirurg, der ins Fleisch schneidet, wenn es nötig ist, der es aber vermeidet, überflüssige Leiden zu verursachen. Kurz, wir müssen vom Gefühl der Liebe zu den Menschen, zu a l l e n Menschen beseelt sein. Wir glauben, daß nur dann, wenn man die Revolution als das große Jubelfest der Menschheit auffaßt, als die Befreiung und Verbrüderung aller Menschen, unser Ideal verwirklicht werden kann."

Elisabeth von Österreich, König Umberto von Italien, Dom Carlos von Portugal und sein ältester Sohn, sie alle haben das große Jubelfest der Menschheit gefeiert, als sie blutend und zerrissen auf dem Straßendamm lagen. Und gefeiert haben dieses Fest auch die Toten vom Liceo zu Barcelona, die Opfer der Explosionen von Paris, Antonio Canovas del Castillo, der in Santa Agueda den Anarchisten zum Opfer fiel, und von den Träumen der Menschenliebe war auch das junge spanische Königspaar umweht, als bei seinem Einzug in Madrid die Bomben auf seinem Wege zersprangen.

Es war am 10. September 1898, als die Welt durch die entsetzliche Nachricht aufgeschreckt wurde, daß die Tochter des Herzogs Maximilian Joseph in Bayern, die Gemahlin des ehrwürdigen Kaisers Franz Joseph, die unglückliche Mutter des unglückseligen Erzherzogs Rudolf, in Genf unter den Streichen eines Mörders ihr Leben ließ. Gerade die Erinnerung an das Schicksal des Sohnes, der im Jagdschloß von Mayerling eines geheimnisvollen Todes starb, und an das Ende der Schwester, der Herzogin von Alençon, die bei dem Bazarbrand von Paris in den Flammen umkam, mußte die Tragik der Ereignisse noch verstärken. Nie hatte Elisabeth zu den Frauen gehört, die auf das politische Leben einen Einfluß zu üben versuchen, die in ihren Salons Intriganten versammeln; sie war nichts anderes, als ein unglückliches Weib von hohem Stande. Wenn man darum auf den Stufen der tiefsten sittlichen Verkommenheit noch zwischen dem Schlimmen und dem Schlimmeren unterscheiden darf, dann steht die Genfer Mordtat wohl am tiefsten. Denn Caserio mochte nach der Ermordung Carnots noch erklären: „Der hat ja auch Anarchisten getötet", und als der spanische Minister den Kugeln des Michael Angiolillo erlag, da konnte er die Rache für die Marterung seiner Genossen in Montjuich als Motiv anführen. Hier aber, in dem Genfer Verbrechen, bleibt, wenn nicht die Bestie allein zu Worte kam, als einziges, dürftiges Motiv der soziale Neid, der im beschränkten Gehirn zum alles beherrschenden Gedanken, zur Monamanie wird. Der Stier stürmt in die Arena und stürzt sich in blinder Wut auf sein Opfer.

Kaiserin Elisabeth weilte in Begleitung ihrer Hofdame Gräfin Sztaray und des Leibarztes zur Nachkur in Territet. Am 9. September, mittags 1 Uhr machte die hohe Frau einen Besuch bei Frau von Rothschild, die in der Nähe von Genf auf einer Besitzung wohnte. Am nächsten Tage zur gleichen Zeit gedachte sie Genf zu verlassen. Als sie sich aber in der Nähe des Hotels de la Paix befand, um das Schiff zu erreichen, trat ein Mann, der auf einer Bank gesessen, auf die Kaiserin zu, bückte sich, als wollte er sie unter dem Sonnenschirm betrachten, und versetzte ihr mitten in die Brust einen Stoß mit solcher Schnelligkeit, daß niemand sah, daß er eine Waffe in der Hand hatte. Mit Hilfe der Gräfin Sztaray und einer vorübergehenden Person erhob sie sich. Wieder aufrecht, wünschte sie allein zu gehen, und setzte den Gang bis zur Dampfschiffstation fort. Auf die Frage, ob sie leide, versetzte sie: „Ich weiß es nicht, ich glaube die Brust ist getroffen.“ Kaum auf dem Dampfschiff angelangt, hatte die Kaiserin eine Ohnmacht und blieb einige Minuten bewußtlos. Niemand dachte in diesem Augenblick an die Schwere der Tat, die sich ereignet hatte, und der Dampfer setzte sich in Bewegung. Die Kaiserin kam wieder zu sich und sprach nur die Worte: „Was ist mir geschehen?“ Sie sank zurück, Leichenblässe bedeckte ihr Angesicht, sie atmete schwer, dann ging das Atmen in Röcheln über. In diesem Augenblick hatte das Dampfschiff den Hafenplatz verlassen und befand sich in der Höhe der Villa Plantamour in Sécheron. Es wurde beschlossen, zur Station Pâquis, nahe dem Hotel Beaurivage, zu fahren. Die Kaiserin wurde hineingetragen. Wenige Minuten nachher starb sie. Das war das Ende einer der schönsten und feinsinnigsten Frauen, die je den Thron der Habsburger geziert hatten. Der Mörder suchte zu entfliehen, er wurde ergriffen, und als man ihn zur Polizeistation führte, da sang er ein freches Lied. Es war Luigi Lucheni. Er war nach Genf gekommen, um den Herzog von Orléans zu töten, und da er ihn nicht fand, beschloß er, irgendeine andere Person von Rang umzubringen. So sei er zur Tat gekommen. Während des Verhörs kam die Nachricht, die Kaiserin sei gestorben. Lucheni bezeugte darüber große Freude. Er bekannte sich als Anarchist; die Tat habe er im Interesse der

anarchistischen Sache begangen. Auch in der Gerichtsverhandlung zeigte er sich durchaus zynisch und stark theatralisch; alle seine Bewegungen waren berechnet, seine Worte überlegt. Sein Ziel war es, in seiner Verteidigung sich als ein Opfer der Gesellschaft, als ein Kind des Elends hinzustellen; er habe die Tat nur begangen, um „sein Leben zu rächen“. Reue empfinde er nicht, er würde die Tat noch einmal begehen. Das Lächeln erstarb während des langen Verhörs nicht auf seinen Lippen, zuweilen warf er einer Person in einer fernen Saalecke Kußhände zu, den Präsidenten unterbrach er wiederholt durch abscheulich zynische Worte. Er wurde, da das Schweizer Gesetz die Todesstrafe nicht zuläßt, zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt.

Aber auch für ihn war es ein Trost, von der Presse seiner Richtung sich als Heiland gepriesen zu sehen. So schrieb Johann Most: „Am letzten Sonnabend hat in Genf ein junger italienischer Arbeiter die österreichische Kaiserin über den Haufen gestochen. Eigentlich müßte ich die Achsel zucken; denn es liegt auf der Hand, daß man durch die Abmurksung alter Weiber weder die Welt umkrempeln noch überhaupt im freiheitlichen Sinne etwas machen kann. Die vagabundierende Kaiserin hat nie eine politische Rolle zu spielen gesucht. Welcher Schaden durch das Verschwinden dieses Weibsbildes der Welt entstand, das wird wohl auch ein ewiges Geheimnis bleiben. Das aber sollte jedem klar sein, daß es eine Absurdität ist, wegen der Beseitigung dieser armseligen, nichtssagenden Person soviel Aufhebens zu machen.“ Und bald darauf brachte ein Blatt das Bild des Mörders mit folgendem Gedicht:

„Er schlug sich durch in Müh' und Qual,
Durch dieses irdische Jammertal.
Der Leib gedieh, das Herz verdarb,
Die Rache wuchs — die Liebe starb.

Doch endlich hat er den Stahl gezückt
Auf eine, die Krone und Purpur schmückt,
Ein schuldlos Opfer! — Was fragt danach
Ein Herz, das in Elend zusammenbrach?

Der Ausgestoß'ne, er hat sich gerächt
An jener Klasse — sein Haß war echt!
An der Klasse der Reichen, die ihn gezeugt,
Die ihn verstieß und ins Joch gebeugt."

Den Eindruck aber, den die grauenhafte Tat überall erweckte, wo das menschliche Gefühl nicht in wildem Haß gegen die Gesellschaft und ihre Ordnung erstickt war, zugleich den Eindruck der Persönlichkeit, die dem Mordstahl zum Opfer fiel, hat damals ein Wiener Blatt in folgenden Sätzen geschildert: „Das Schlachtopfer von Genf ist eine Frau, die, obgleich auf den höchsten Höhen der Menschheit thronend, niemals aus dem zugleich bescheidensten und edelsten Wirkungskreise ihres Geschlechtes hervorgetreten ist; eine Frau, welche der Heiligen gleich, deren Namen sie trug, nur durch Werke der Güte und Barmherzigkeit mit der Welt in Berührung trat, und von der kein lebendes Wesen sagen kann, daß es um ihretwillen nur einen Augenblick des Leides oder des Kummers erduldet habe; eine Frau, die nicht einmal die niedrigste, blindeste und unersättlichste der Leidenschaften, den Neid, erwecken konnte, denn sie selbst war eine Dulderin, trotz ihrer Krone, sie selbst hat körperlich gelitten, und der bitterste aller Schmerzen hat ihr Mutterherz zerrissen, als sie den einzigen, geliebten Sohn in der Blüte seiner Männlichkeit begraben mußte. Daß ein Meuchelmörder sich finden konnte, der ein solches durch Güte, Edelsinn und das Martyrium der Mutter dreifach geheiligte Herz zu treffen vermochte, das ist eine Schmach für alles, was Menschenantlitz trägt, eine Satire auf unsere gepriesene Zivilisation: davor verhüllt der Genius der Menschheit trauernd das Haupt."

Zwei Jahre vergingen, da fiel ein anderes Königshaupt, da wurde König Umberto das Opfer des Anarchisten Gaetano Bresci. Es war ein Italiener, der die Hand gegen seinen eigenen Landesherrn, den Sohn des ruhmreichen Gründers der italienischen Einheit, des König Vittore Emanuele erhob. Die Tat geschah in Monza. Dort fand ein Wetturnen statt, dem der König beiwohnte. Er stand aufrecht im Wagen und erwiderte die Grüße der Menge, als der Mörder von der rechten Seite her sich nahte und aus allernächster Nähe seinen Revolver auf sein Opfer abschoß. Der König

sank in die Kissen zurück, der Kutscher trieb die Pferde an und jagte wie der Wind zum Schlosse. Das Ganze war das Werk eines Augenblicks. Umberto verschied, als der Wagen am Schlosse anlangte. Inzwischen hatte sich die Volksmenge auf den Mörder gestürzt und nur mit Mühe gelang es der Polizei, ihn vor der Wut des Volkes zu schützen. Dem König war ein Schuß in das Herz gedrungen, ein zweiter in das linke Schlüsselbein, der dritte in die Schulter. Seine letzten Worte waren: „Es ist nichts."

Der Mörder war ein junger, großer, kräftiger Mensch; er kam von dem Zentrum der anarchistischen Bewegung in den Vereinigten Staaten, wo Malatesta und Biancabilla anarchistische Zeitungen herausgaben. Auffallend war auch bei ihm die kalte Gefühllosigkeit im Augenblick der Tat wie später vor dem Richter. Üble Gerüchte entstanden alsbald und fanden Glauben, daß eine geheime Gesellschaft nicht nur den König Umberto, sondern auch vier andere Souveräne „zum Tode verurteilt hätten".

„Ich habe ein Attentat auf das Haupt des Staates begangen, weil er meiner Ansicht nach für alle bleichen und blutenden Opfer dieses Systems verantwortlich ist, das er repräsentiert und verteidigen läßt. Ich habe diesen Beschluß nach den blutigen Unterdrückungsmaßregeln gefaßt, die vor zirka sieben oder acht Jahren infolge eines im Widerspruch mit dem Staatsgrundgesetzbuch durch Königliches Dekret über Sizilien verhängten Belagerungszustandes Platz griffen. Und als dann die anderen Maßregeln des Jahres 1898 folgten, die noch zahlreicher und barbarischer waren, nahm meine Absicht eine noch größere Entschlossenheit an," so suchte Bresci seine Tat zu verteidigen. Und auch er wurde von der anarchistischen Presse gefeiert als ein Mann, der sein Leben für eine Idee opferte und einen unnützen, schädlichen, bösartigen Menschen getötet habe, König von Italien genannt. Es ist nicht nur Most, der sich zu solchen Hymnen versteht, es sind im gleichen Maße zahlreiche französische Blätter, wie die „Avant-Garde", der „Reveil", der „Revolté" und das „Bulletin" der jurasseschen Föderation, es sind Männer wie Brousse, der Komponist Pindy, und selbst der Sozialist Cipriani schrieb eine Verherrlichung des Königsmordes.

Und abermals bedrohte der Mord das Haupt eines Königs. Das Haupt der spanischen Monarchie sollte das Opfer sein. Schon im Sommer des Jahres 1905 war der junge Sohn Marie Christinens das Ziel eines Attentats gewesen, dem er wie durch ein Wunder entging. Am 31. Mai 1905 kehrte er in dem offenen Wagen des Präsidenten der Republik, den von allen Seiten Militär umgab, um Mitternacht von einer glänzenden Galavorstellung aus der Großen Oper in Paris zurück. Die Straßen waren prächtig beleuchtet, eine Menge von vieltausend Köpfen jubelte laut, als plötzlich in der kurzen Rue de Rohan eine Bombe in unmittelbarer Nähe des Wagens niederfiel, beim Aufschlagen explodierte und mehrere Gardisten verletzte. Der Monarch sowohl wie der Präsident Loubet, der ihm zur Seite saß, blieben unversehrt. Anklagen wurden später erhoben, aber zwingende Beweise für die Täterschaft wurden niemals erbracht.

Ungleich verhängnisvoller hat der schwarze Junitag des nächsten Jahres geendet. Hier war als Ziel das junge Königspaar erwählt. Gerade zehn Jahre vorher, als Zar Nikolaus von Rußland das Fest der Krönung feierte, wurden auf dem Chodynkafelde bei Moskau Tausende erdrückt, zerquetscht und zerstampft, und es ging ein Ahnen durch die Menschheit, daß das Leben dieses Jünglings reich an Sorgen und Nöten sein werde. Mehr als hundert Jahre vorher kamen, als Marie Antoinette mit ihrem jungen Gatten in die französische Hauptstadt einzog, hunderte von Menschen bei einer Feuersbrunst um. Und auch hier sollte das Leben des Königspaares reich an Elend und furchtbaren Nöten sein. Jetzt wurde der Frühlingstraum eines jungen Königs zerstört, der mit seinem jungen Weibe in seine Hauptstadt einzog. Und auch auf sein Leben senkt sich ein Schatten.

Wäre der Wagen nur zwei oder drei Schritte weiter gefahren, als die von Anarchisten geschleuderte Bombe zersprang, dann hätte das Königspaar ohne Zweifel das Schicksal Umbertos geteilt. Die Tat war wohlvorbereitet, sie war, wie man annimmt, in London ersonnen. Aus einem Hause, das der Mutter des Königs gehörte, das aber nur Private bewohnten, fiel die Bombe auf die Straße nieder, ihre Opfer wurden dreizehn Soldaten und elf Zivilisten,

während die doppelte Anzahl schwer verwundet und zahlreiche Personen leichter verletzt wurden. Als Täter galt Matteo Moran.

Spanien war nicht zum ersten Male in jenen Zeiten der Schauplatz politischer Verbrechen. Schon mehr als fünfzig Jahre früher, am 2. Februar 1852, sechs Wochen nach der Geburt ihrer ältesten Tochter, war Isabella, als sie zur Feier ihrer Genesung sich nach der Antochakirche in Madrid begab, von dem Priester Martin Merimo mit einem Dolche überfallen und so schwer getroffen worden, daß sie eine zehn Finger breite Wunde erhielt. Der Täter war ein durch demagogische Umtriebe bekannter Mönch gewesen, der an der Wahnidee des Königsmordes litt und schon das Leben Ferdinands des Siebenten bedroht hat. Man hatte sich damals begnügt, ihn aus dem Lande zu verbannen, ihm aber später nach Spanien wieder Einlaß gewährt. Nach dem Angriff auf Isabella wurde er zum Tode verurteilt. Im September 1893 war Martinez Campos durch eine Bombe verwundet worden, vier Jahre später fiel Canovas del Castillo in Santa Agueda dem Anarchismus zum Opfer.

In Spanien hat zuerst der Bund der mano negra, der Bund der schwarzen Hand, die anarchistische Bewegung gepflegt. Schon zu Beginn der achtziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts wurden in Andalusien, vor allem in der kornreichen Niederung des Guadalquivir und in der Umgebung des alten Schlachtortes Xeres de la Frontera zahllose Agrarverbrechen verübt, bis endlich eine Reihe von Mordtaten zur Entdeckung jenes unheimlichen Bundes führte. Er nannte sich in seinen Satzungen einen Rachebund der Besitzlosen gegen die Ausbeuter, deren Vernichtung mit Dolch, Gift und Feuer betrieben werden muß, er verfügte über eine starke Organisation und setzte für jedes Mitglied, das sich der ihm zuerteilten Aufgabe entzog oder Verrat beging, unerbittlich die Todesstrafe fest. Mehrere Verurteilungen waren erfolgt, aber die Bewegung blieb lebendig. Im Theatro Liceo in Barcelona blieben zahllose Opfer auf der Strecke, als der Anarchismus mit Hilfe von Dynamit zur Propaganda der Tat schritt. Immer zahlreicher wurden die Mitglieder des Bundes, herangetrieben durch den Mangel an jeder Reform, durch das wirtschaftliche Elend, durch die geistige Verarmung. Denn längst ist das Wort, daß es unter dem Krummstab gut wohnen sei,

zur bitteren Ironie geworden. Vielleicht hat die Geschichte dafür, daß alle ihre Lehren verachtet wurden, niemals so schwere Rache genommen, wie an dem Lande Philipps des Zweiten. Hier sind die Klöster ungeheuer reich, die Masse des Volkes ist bettelarm. Die Verzweiflung aber greift auch nach einem schuldlosen Opfer, die Schuld der Jahrhunderte sollten König Alfons und seine junge Königin büßen. Und so klang der erste Gruß auf dem Wege durch ihre Hauptstadt grauenhaft wie nur der Gruß, der Marie Antoinette empfing. Er war zugleich, wie die Bombe, die zehn Jahre zuvor vor der Kirche Santa Maria del Mar vierzig Menschen verstümmelte, wie die Tat gegen Canovas del Castillo ein Zeichen, daß der Rachedurst noch nicht erstickt war, der sich auf den Gräbern der Opfer von Monjuich, der Revolutionäre von Saragossa und Barcelona erhob. Hier ist der Übergang vom Kommunismus zum Anarchismus, zur wilden Zerstörungswut durch die geschichtliche Entwicklung wenn auch nicht gerechtfertigt, so doch in seiner Schuld gemildert.

Wieder zwei Jahre vergingen, da zog jener Februartag herauf, an dem der König eines anderen iberischen Landes, Dom Carlos und sein junger Erbe zum Opfer fallen sollten. Da durchstürmte die Welt die Nachricht, daß der König von Portugal und sein ältester Sohn, als sie, von ihrem Landsitz heimkehrend, die Hauptstadt durchfuhren, von einer Anzahl bewaffneter Männer angegriffen, mit Karabinern verwundet und sterbend in ein nahes Gebäude geschafft worden seien, wo sie alsbald verschieden. Vergebens hatte die Königin versucht, den Thronfolger mit ihrem Leibe zu decken. Nur der junge Infant Manuel, dem später ein so kurzes Königsdasein beschieden sein sollte, wurde gerettet. Drei Kugeln hatten den König getroffen, drei Kugeln auch den ältesten Sohn. Als man die Mörder suchte, fand man eine Fülle von Bomben und Waffen, bestimmt, das alte Königshaus der Braganza völlig von der Erde zu tilgen. Die Republikaner haben die Verantwortung für das Verbrechen abgelehnt, aber ihr äußerster linker Flügel hat die Bluttat doch als Morgenröte einer neuen Freiheit und als gerechte Strafe für die Schuld des Königshauses begrüßt. Noch heute ist der eigentliche Herd der Verschwörung nicht aufgedeckt worden, doch lehrten die Ereignisse bald genug, wie tief das Königtum

im Lande ausgehöhlt, wie heiß der Zorn des Volkes gegen eine Regierung entfacht war, deren Haupt wohl sympathische Züge trug, zugleich aber auch den Zug der Leichtfertigkeit aus dem Antlitz des Königs Lustig aufwies.

Nirgends auf der spanischen Halbinsel hatte es eigentlich eine Zeit dauernder Ruhe gegeben. Immer sah die Welt das heiße Ringen zwischen Königsgewalt und Prätendententum, das Bild haßerfüllter Parteikämpfe. Die Fürsorge für die Massen, der soziale Gedanke, die Pflicht des Staates, reformierend für die Enterbten einzutreten, diese Idee, die in den germanischen Ländern längst den Sieg erfocht, hat dort unten niemals Wurzel geschlagen. Die Gegensätze klafften hart und scharf, im sozialen wie im politischen Leben. Das Volk, das ohne eigentliche Schulbildung aufwächst, kennt nur den äußerlichen Gehorsam gegenüber den Formeln und der Autorität der Kirche, es kennt aber die Staatsgewalt nur in der Form des erbarmungslosen Steuereintreibers, und es sieht, wie seine Arbeit nur dazu dient, den Riesenapparat der besitzenden Kirche zu erhalten, Tagedieben das Dasein zu sichern. Und so lauscht es doppelt freudig der lockenden Stimme des revolutionären Agitators. Ihm fehlt jede Erziehung zur persönlichen Verantwortung, ihm schärft kein Wissen, keine Bildung das Gewissen, und so findet die Bombe, der Revolver und der Dolch um so leichter willige Hände, als ein leidenschaftliches Temperament stets dazu neigt, im Rausche der Erregung das Opfer der Persönlichkeit zu bringen. In Portugal aber hatte eben das kluge aber harte System des Ministers Franco die Kräfte des Widerstandes zugleich unterdrückt und belebt; dieses System aber hatte versucht, die Korruption zu bezwingen und hatte gerade darum sich Feinde auf allen Seiten gemacht. Die Verschwendung des Königshauses hat zuletzt den Becher zum Überlaufen gebracht. Und so fielen Dom Carlos und sein Sohn, blutend und zerfetzt als Opfer auf der Arsenalstraße von Lissabon. Und sie starben doch ruhmreicher, als der gerettete Sohn lebte, ruhmreicher als dieser Jüngling, der vor den Schüssen der Rebellen sich in das heimlichste Zimmer seines Palastas verkroch. Für eine Krone zu sterben, bleibt immer bedeutend; sie kampflos preiszugeben, ist immer niedrig.

Auf der Halbinsel Philipps des Zweiten ist zuerst und vor allem auch der Versuch gemacht worden, durch kollektive Taten den Anarchismus zu propagieren, die Caffiero und Malatesta empfohlen hatten, für die sie ein praktisches Beispiel gaben, als sie in Gemeinschaft mit Ceccarelli in der Umgebung von Benevento die Gemeindearchive verbrannten und die Kassen des Steueramtes plünderten. „Durch das Verbrennen der Archive haben unsere Freunde dem Volke gezeigt, welche Achtung es vor dem Eigentum zu haben hat. Sie haben das aus den Steuereinhebungen eingelaufene Geld dem Volke zurückgegeben, und so zeigten sie ihm, welche Verachtung man für die Regierung haben müsse." Auch Krapotkin hatte gelehrt, daß man durch solche Taten im Volke den Geist der Initiative wachrufen müsse in der zweifachen Form der gewaltsamen Expropriation des Eigentums und der Desorganisation des Staates. Folgsam dieser Lehre hatten die Anarchisten von Montceau-les-Mines die Kirche geplündert und angezündet, war Luise Michel über die Esplanades des Invalides gezogen, hatte sie Bäckerläden beraubt und war zu langem Zuchthaus verurteilt worden. Aber in Spanien erst, in den Revolten von Xeres, wurde das klassische Beispiel gegeben. In der Nacht vom 8. Januar 1892 drangen einige hundert rebellische Landarbeiter in diese Stadt ein mit dem Ruf: „Es lebe die soziale Revolution, es lebe die Anarchie!" Die Kameraden wurden aus dem Gefängnis befreit, die Soldaten aufgefordert, sich der Bewegung anzuschließen. Die Revolte mißlang, aber eine Anzahl von Leichen bedeckten das Schlachtfeld. Ähnliche Taten sind gerade in Spanien vielfach gefolgt. Aber zuletzt siegte doch die Lehre, daß es besser sei, wenn „Leute von Herz sich opfern und auf ihre eigene Gefahr Gewaltakte begehen, als wenn die Massen aufstehen, die ohnehin schon genug Blut haben lassen müssen."

Nur daß auch die Taten solcher Individuen nicht immer von Heldenmut zeugen. Oder ist es heroisch, vom sicheren Orte aus in die ahnungslose Menge von Theaterbesuchern eine Bombe zu schleudern und dann im Dunkel zu verschwinden, wie es im teatro Liceo geschah? Es war am 8. November 1893, eine Festvorstellung fand im Theater statt, Wilhelm Tell wurde gegeben. Da fielen

plötzlich in der Mitte des zweiten Aktes zwei Bomben vom höchsten Rang herab auf die vordersten Sessel. Nur die eine explodierte, aber die Folge war furchtbar: in der Mitte zertrümmerter Sitze lagen neun weibliche und sechs männliche Leichen, zerrissen und entstellt. Zahllose Menschen waren verwundet. Unter den Opfern befand sich eine Frau, die in einem Monat ihrer Entbindung entgegensah, es befanden sich darunter sieben Mitglieder einer Familie, die zu ihrem Unheil zusammen saßen. Zu den Opfern gehörte ein Deutscher und ein Amerikaner. Von den Verwundeten, deren Zahl vierzig betrug, starb noch ein Teil, sodaß der moderne Freiheitsheld über eine Ruhmesliste von zweiundzwanzig Toten verfügen konnte.

Bald aber wird er Nachfolger finden. In Paris wird der Same seiner Lehre aufgehen, und das Grauen wird durch alle Straßen ziehen. Und es wird sogar ein Tag kommen, an dem in dem schönen Brüssel die Lehre, daß der Mord, an Königen verübt, Bürge und Schöpfer von Recht und Freiheit ist, im engen Hirne eines beschränkten Menschen den Entschluß zur Mordtat reift. Im November 1902 schoß Rubino seine Kugel gegen König Leopold ab. Er hat gestanden, daß es zuerst seine Absicht war, den König von England zu morden, er hatte sich auch den König von Italien zeitweilig zum Opfer erkoren. Einen tiefen politischen Zweck hat er kaum verfolgt. Der verbrecherische Trieb überwindet hier bereits jeden politischen Zweck, und zuletzt bleibt nur noch das Bedürfnis der Pose in ihm wie in all den andern lebendig und wirksam.

Viertes Kapitel

Ravachol und seine Schüler

Als die Propaganda der Tat im letzten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts ihre reichsten Feste feierte, da entstanden zahlreiche Lehrbücher, in denen die Adepten unterwiesen wurden, wie man Pikrinsäure, Dynamit, Nitroglyzerin, Schießbaumwolle, Stryzinenschwamm und andere Mittel zum Morde herstellen soll. Da war es ein zahmes Rezept, wenn es in einem dieser Bücher hieß: „Man geht an einem vorbei, in dessen Keller sich entzündbare Stoffe wie Baumwolle und Alkohol befinden, und läßt durch das Kellerloch ein Fläschchen mit der . . . . . lösung gleiten, dann setzt man ruhig seinen Weg fort. Das Fläschchen zerbricht, die Flüssigkeit verbreitet sich, und eine Viertelstunde später bricht das Feuer aus."

Der Großmeister der neuen Lehre ist, nicht als Theoretiker, sondern als Mann der grimmigen Praxis, François Ravachol geworden. Von ihm ist in Malato's Philosophie der Anarchie zu lesen, daß in ihm wie in seinen Schülern die unbezähmbare Verachtung der Gefahr, der Glaube an ein höheres Ideal, die Überzeugung, daß die verkommene Gesellschaft nicht das Recht habe, sich zu entrüsten und von Moral zu reden, tiefe Wurzeln schlug. Wer Ravachol war? Als er am 26. April 1892 vor den Pariser Geschworenen erschien, war er zweiunddreißig Jahre alt, und hatte folgende Liste seiner Taten zu verzeichnen: in Varizelle, in der Nachbarschaft von Saint-Chamond, schlich er nachts in die Wohnung eines achtzigjährigen Greises, den er im Schlafe überraschte und mit einem Axthieb auf den Schädel tötete, worauf er auch die alte Dienstmagd durch einen Schlag auf den Rücken umbrachte. Fünf Jahre

darauf, am 15. März 1891, dringt er nachts in Terrenoire auf den Friedhof und hebt mit fast übernatürlicher Kraft den Deckel eines Grabes auf, in dem seit langer Zeit eine alte Dame, die Marquise la Rochetaillée, begraben lag. Er fand jedoch nicht den erhofften Schatz und verließ die Stätte nach zweistündiger Arbeit. Am 19. Juni desselben Jahres hat er dann durch Erdrosselung einen zweiundneunzigjährigen kranken Greis in seinem Bette getötet, der in einer einsamen Hütte in der Gemeinde Chambles als Einsiedler lebte, und ihm vierzigtausend Francs geraubt. Er wurde zusammen mit einer Frau, seiner Mitschuldigen, verhaftet, doch gelang es ihm, zu entfliehen, als er in das Gefängnis abgeführt wurde. Am 27. Juli betrat er dann mit einem Komplizen in Saint-Etienne um zehn Uhr abends ein Geschäft, das von einer alten, sechsundsiebzigjährigen Frau und ihrer sechsundvierzigjährigen Tochter betrieben wurde, unter dem Vorwand, einen Hammer zu kaufen. Während die Mutter hinausging, um die ihr in Zahlung gegebene Banknote zu wechseln, versetzte Ravachol der Tochter mit dem Hammer einen Schlag auf den Kopf, worauf sie ohne einen Laut niederstürzte. Dasselbe Schicksal traf die Mutter, als sie in den Raum zurückkehrte.

Also vorbereitet betrat dann Ravachol den Schauplatz seiner eigentlichen anarchistischen Tätigkeit. In seiner Verteidigung hat er allerdings später behauptet, daß auch jene anderen Taten, die er an dem Eremiten und an dem Grabe der Marquise verübte, Ausflüsse seiner politischen Überzeugung, und also in logischer Konsequenz zu den Lehren Malatestas dazu bestimmt waren, Liebe zu erzeugen und das große Jubelfest der Menschheit vorzubereiten. Jetzt läßt er, am 11. März 1892, eine Bombe im Hause eines Gerichtsbeamten explodieren, der einige Monate zuvor den Prozeß gegen eine Gruppe von Anarchisten geleitet hatte, und sechzehn Tage darauf bringt er eine andere Bombe im Hause des Staatsanwalts Bulot zur Explosion, der an demselben Prozeß teilnahm. Von dem Kellner eines Restaurants den Behörden angezeigt, wurde Ravachol verhaftet. Aber bald darauf brachte in eben diesem Restaurant einer seiner Genossen eine Bombe zur Explosion und tötete den Eigentümer und einen zufällig anwesenden harmlosen

Gast. Der Gefährte war der Tischler Meunier. Der Prozeß Ravachols behandelte zuerst die beiden anarchistischen Attentate. Es war ihm gelungen, die Bewohner der Stadt Paris derart unter den Bann des Schreckens zu stellen, daß es nur mit schwerer Mühe gelang, eine Liste der Geschworenen aufzustellen, und daß diese Geschworenen es dann nicht wagten, das Gesetz in voller Schärfe anzuwenden und über ihn das Todesurteil auszusprechen. Erst das Gericht von Montbrison hat ihn dann zwei Monate später der Guillotine überliefert.

Vor dem Gericht aber erklärte er pathetisch: „Ich handelte im Namen der Anarchie, die die große Familie sein wird, in der sich jeder nach seinem Hunger wird satt essen können. Ich wollte terrorisieren, damit man auf uns aufmerksam werde und begreifen lerne, was wir sind, nämlich die wirklichen Verteidiger der Unterdrückten." In seinem Buche über die Anarchie, ihre Verkünder, ihre Ideen und Taten, berichtet uns Hektor Zoccoli, daß die Verteidigungsrede Ravachols in allen lateinischen Ländern Europas und Südamerikas verbreitet wurde, und daß anarchistische Gruppen und Zeitungen in Spanien und Buenos Aires seinen Namen angenommen haben. Selbst ein Mann wie Elysée Reclus, den man gerne als einen verstiegenen Träumer und „Edelanarchisten" bezeichnet, stimmte in den Huldigungschor für Ravachol ein: „Ich bewundere seinen Mut, seine Herzensgüte, seine Seelengröße, die Großmut, mit der er seinen Feinden, ja noch mehr seinen Verrätern verzieh. Es wäre mir schwer einen Menschen zu nennen, der ihn an Edelmut überragt. Ich will jetzt nicht untersuchen, ob es immer gut ist, das eigene Recht bis zum Extremen in Anspruch zu nehmen, ob nicht andere, vom Geiste der menschlichen Solidarität inspirierte Erwägungen an erster Stelle kommen sollen. Aber wie dem auch sei, ich gehöre zu denen, die in Ravachol einen Helden von seltener Hochherzigkeit sehen." In dem italienischen Anarchistenblatt „l'Agitatore" schrieb Ferdinand Germani: „Ravachol hat sehr wohl daran getan, seine Bomben zu werfen. Würdet ihr das Ziel der Anarchie kennen, so würdet ihr ihm applaudieren! Kämet ihr zu unseren Versammlungen, so würdet ihr erbaut sein und ihr würdet nicht mehr Ravachol tadeln." Auf Palmenzweigen,

die man auf das Grab des Verbrechers legte, waren die Verse zu lesen:

„Sie gaben der Erde zu trinken
Bei Sonnenaufgangs Blinken
Du Held, den uns geraubt der Tod,
Dein Blut so königlich und rot.

Unter diesen Palmeszweigen,
Die des Volkes Liebe zeigen,
Schlafe nun den Schlaf der Frommen!
Doch die Rache — sie wird kommen."

Und der Almanach des Père Peinard brachte eine Hymne „la Ravachole":

„In Paris der großen Stadt
Gibt es Bürger, immer satt.
Andre, die sich niemals wärmen,
Stets mit hungernden Gedärmen,
Die nur weinen, nur sich härmen —
Hoch der Knall, der Rächerton!
— Ja die Armen die sich härmen! —
Hoch der Knall, der Rächerton!
Hoch der Knall der Explosion!
Tanzen wir die Ravachole,
Hoch der Knall der Explosion!
Ah, ça ira, ça ira, ça ira!
Platzen werden alle Bürger,
Ah, ça ira, ça ira, ça ira.
Wenn er kommt, der rote Würger,
Platzen werden dann die Bürger."

Welchem Milieu Ravachol entstammte? Was kommt es darauf an! Es ist dasselbe Milieu, in dem die „Apachen" aufwachsen, die Zuhälter und Verbrecher, die den ordnungsliebenden Bürger beunruhigen, die immer, wenn die bürgerliche Ordnung durch revolutionäre Bestrebungen bedroht wird, aus ihren Schlupfwinkeln hervordrängen, bereit, unter dem Deckmantel der Politik den Kampf

gegen Leben und Eigentum aufzunehmen. Da bleibt nichts mehr von Sympathien, da umweht kein Hauch des Heldenmutes die Stirnen.

Auf Ravachol folgten die Rächer. Schon am 25. April, es wurde bereits gesagt, zerstörte eine furchtbare Explosion das Restaurant Véry. Hier war Meunier der Täter gewesen. Eine ganze Anzahl von Opfern war ihm zur Beute gefallen. Das Dynamit war gestohlen worden, ein Teil davon sollte noch zu weiteren Verbrechen dienen. Die Opfer sollten als Sühne, als Racheopfer fallen, weil man gewagt hat, Ravachol zu verhaften. Ein Kellner des Restaurants Lhérot hatte Ravachol erkannt und den Gerichten überliefert. Zugleich war beschlossen, den Vorsitzenden in der Verhandlung gegen Ravachol, den Staatsanwalt und die Geschworenen in die Luft zu sprengen. Der Schrecken sollte sich über ganz Paris, über ganz Frankreich verbreiten. Und in der Tat wuchs in jenen Tagen das Grauen, die Geschworenen der Hauptstadt wagten nicht, das Todesurteil auszusprechen, und wiederum fand sich erst in Montbrison eine Jury, mutig genug, das Verdikt zu fällen.

Und das Grauen stieg immer mehr, die Proklamationen der „Rächer Ravachols“ häuften sich zu Bergen, gemeine Verbrecher, die vor den Richter kamen, bekannten sich als Anarchisten, um in der Pose des Politikers vor dem entsetzten Publikum und den bewundernden Freunden zu erscheinen. Eine Bombe explodierte in der Wachtstube der Polizei und auf der Rue des Bons-Enfants am 8. November, der Täter blieb unentdeckt; der Panamaskandal brach aus und erschütterte Frankreich und führte der Anarchie neue Scharen von Feinden der „Kapitalisten und Ausbeuter“ zu. Léauthier beging sein Verbrechen, eine Bombe zersprang im Hause der Deputierten und die Namen Vaillant und Henry fuhren durch Europa.

Das Verbrechen, das Vaillant beging, als er seine Bombe in den Saal der Deputierten warf, mag an die furchtbare Tat von Barcelona erinnern, wenn auch die Folgen nicht so blutig waren, wie dort.

Vaillant wurde zum Tode verurteilt, obwohl unter seinen Opfern kein Toter war. Achtzehn Monate zuvor hatten die

Geschworenen gegen Ravachol ein solches Verdikt noch nicht zu fällen gewagt, da sah man auch in dem Anarchisten noch den Kämpfer für eine politische Überzeugung und räumte ihm das Recht ein, in „Wahrung berechtigter Interessen ab und zu einige harmlose Leute in die Luft zu sprengen und andere ebenso harmlose Leute durch einen kleinen Dolchstich oder eine artige Revolverkugel in die seligen Jagdgründe zu versetzen.“ Damals faßte man den Anarchismus noch als eine Theorie auf, die gleich jeder anderen Theorie das Recht des staatlichen Schutzes besitzt. Inzwischen aber hatten sich die Greuel gehäuft, die Anarchisten hatten mit fürchterlicher Gleichgültigkeit immer die unschuldigsten Opfer getroffen, Verbrecher aller Art hatten sich in ihren Mantel gehüllt. Ravachol hatte Leichen geschändet und Einbrüche verübt, Vaillant selbst war wegen Gaunereien und schweren Diebstahls verurteilt; im Zuchthause, nicht in der Studierstube, waren beide zu ihren „Theorien“ gelangt. Ein „Wohnungseinschleicher“ hat dem Bombenwerfer das Geld zu seiner Tat gegeben, die Väter der späteren „Apachen“ hatten Beihilfe geleistet: das Parfüm, das Vaillants Vergangenheit entströmte, hat seinen Einfluß auf die Geschworenen nicht verfehlt.

Man hat ihn trotz seiner entschlossenen Miene als einen zarten, sanften Menschen dargestellt. Nur übersah man den stechenden Blick seines Auges und vergaß die Roheit der von ihm begangenen Verbrechen. Vor den Assisen war er besonders bemüht, sich als einen Märtyrer seiner philosophischen Überzeugungen hinzustellen. Auf die Frage des Präsidenten, ob er sich zu „den Anschauungen aller großen Philosophen bekenne“, gab er ein freudiges Ja zur Antwort, ohne die Komik dieses Wortes zu ahnen. Das Manuskript, das er zu seiner Verteidigung vorlas, enthielt denn auch nichts als eine Zusammenstellung unverstandener philosophischer Sätze. Er sprach von Diderot und Voltaire, von Darwin, Spencer und Ibsen, und er suchte sich selbst als eine Kombination jenes blasierten russischen Anarchisten hinzustellen, der in Zolas „Germinal“ ruhig seine Zigarette raucht, während tief unten im Bergwerksschachte die Verschütteten um Rettung flehen, und des Raskolnikow, der sich, ehe er die Wucherin Aljona Iwanowna tötet, mit allerlei Theorien

quält und der schließlich sein Blutvergießen damit zu rechtfertigen sucht, daß es im Kriege noch viel schlimmere Wunden gibt und daß Caesar und Napoleon noch weit mehr Menschen töteten. Für Raskolnikow besteht die menschliche Gesellschaft, die seine Größe nicht anerkennen will, aus „Wanzen"; für Vaillant waren die Deputierten, als Hauptvertreter der verhaßten Bourgoisie, auch nichts anderes als Wanzen. Vor allem aber tritt in ihm aus jeder Äußerung während des Verhörs eine ungemeine Eitelkeit hervor, ob er seine chemischen Kenntnisse ausgräbt, ob er sich gegen die Annahme eines Fluchtversuches nach der Tat zur Wehre setzt, ob er den Zuschauern zulächelt. Aus Eitelkeit sorgt er durch einen Brief, den er vor der Tat nach Amerika schreibt, daß er auch jenseits des Ozeans ein Gegenstand der Sensation werde; aus Eitelkeit nimmt er das Todesurteil mit lächelnder Miene auf: er weiß, daß er bei den Genossen als Heros fortleben wird; und aus Eitelkeit ist er überhaupt zur Tat geschritten. Die Theatralik, die im französischen Blut liegt, drängt nach Ruhm um jeden Preis. Eben erst war ein Mörderpaar, Eyraud und Gabrielle Bompard, die einen Gerichtsvollzieher grausam töteten, überschwenglich gefeiert worden, die Damen der Gesellschaft hatten der schönen Sünderin Blumen und seltene Früchte in Massen geschickt. Ravachol hatte ganz Paris in Staunen und Schrecken gesetzt — Vaillant hatte den Ehrgeiz Ravachols und die Eitelkeit der schönen Gabrielle, und so rief er, als er das Todesurteil hörte: „Es lebe die Anarchie!"

Was er getan? Er hatte von der Tribüne der Kammer eine Bombe geworfen, nichts weiter, und er hatte eine große Zahl von Zuhörern schwer verwundet. Als Sadi Carnot das Urteil vollstrecken ließ, da schrieb die Zeitung „Le Parti sozialiste": Jetzt, wo der Präsident sich kaltherzig für den Tod entscheidet, wird es in Frankreich niemanden geben, der ihn beklagt, wenn ihm einst das kleine Unheil widerfährt, sein steinernes Herz von einer Bombe zerschmettert zu sehen!" Die Tat des Caserio war die Antwort.

Aber auch die schweren Verfolgungen, denen alsbald in Frankreich der Anarchismus unterlag, die Todesurteile, die gefällt

wurden, vermochten der Epidemie den ansteckenden Charakter nicht zu nehmen. Bald folgte die Tat des Léauthier, der am 13. November sein Schustermesser in die Brust des serbischen Ministers Georgewitsch stieß, den er zufällig im Restaurant Duval sah. „Ich werde keinen Unschuldigen treffen, wenn ich den erstbesten Bourgeois niederknalle", hatte er vorher an den Anarchistenführer Sébastien Faure geschrieben. Der Höhepunkt aber der Deklarationen, die er vor den Geschworenen machte, war die Wiederholung des Satzes von Proudhon: „Eigentum ist Diebstahl". Zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurteilt, wurde er bei einer Sträflingsrevolte auf den Iles du Salut erschossen.

Bald kam es so weit, daß selbst ein Schüler wie der junge Charles Léger, ein Knabe von sechzehn Jahren, vor die Schranken geführt werden mußte, weil er zu ähnlichen Taten Bomben fabrizierte. Aber die Epidemie zog weiter, auch auf das Land und in die kleinen Städte, sie erfaßte alle Gesellschaftsklassen, Handwerker und Lehrer, und bald sehen wir in dem Kutscher Charles Moore, der zugleich ein Dichter und Gast von Viktor Hugo war, den Typus des gedankenlosen Schwärmers, der sich nicht nur berufen fühlt, Brutus zu besingen, sondern auch Brutus zu sein. Er schießt zwei Revolverschüsse auf den Deputierten Lockroy, der ihm angeblich eine Audienz versagte, den er nicht haßt, den er achtet, dessen Freundschaft er für sich in Anspruch nimmt. Und als er, zu sechs Jahren Zuchthaus verurteilt, den Gerichtssaal verläßt, da bringt er nicht das übliche Hoch auf die Anarchie aus, sondern er ruft mit erstickter Stimme: „Vive l'humanité".

Und sie alle, die Schüler Ravachols, sind keineswegs Enterbte des Daseins, Menschen, im Elend geboren und in engen Gassen aufgewachsen: Es treten als Rekruten in ihre Schar auch Kinder des Glücks, Söhne braver Eltern. So tötet Gaston Richard, ein Handwerkersohn, nachdem er mit seinem Lehrherrn eine Mahlzeit genommen, plötzlich durch einen Dolchstoß den Bruder der Hausfrau. Er ist ein Opfer der anarchistischen Presse geworden, deren Phrasen er sich um so weniger zu entziehen vermochte, als er die sichtbaren Zeichen der Degenerierung an Geist und Körper aufwies.

Und ein Sohn des Elends ist auch Emile Henry nicht gewesen, der Theoretiker des Anarchismus, den es drängte, zur furchtbarsten terroristischen Aktion überzugehen. Ihm war selbst Malatesta zu weich, er polemisiert gegen ihn: „Wenn ein Mensch in der gegenwärtigen Gesellschaft ein Rebell wird, der seiner Tat bewußt ist, so heißt dies, daß sich in seinem Geiste ein deduktiver Gedankenprozeß vollzogen hat, der sein ganzes Leben umfaßt und die Ursachen seiner Leiden erforscht hat. Er allein ist also Richter darüber, ob er ein Recht hat oder nicht, den Haß zu nähren und wild, sogar grausam zu werden." Er ist kaum zwanzig Jahre alt, als er vor den Geschworenen stand, angeklagt, durch eine Bombe in einem Polizeikommissariat fünf Personen getötet und den Tod einer sechsten hervorgerufen zu haben; eine andere Bombe hatte er in ein Café geschleudert, zwei Personen getötet und zwanzig Personen verletzt; und er hatte schließlich sechs Revolverschüsse gegen seine Verfolger gefeuert, als man ihn verhaften wollte. Zu diesen Taten, so sagte er in seiner Verteidigung, sei er „durch die Lehren des Lebens mit seinen Kämpfen und Enttäuschungen, seinen Widerwärtigkeiten und seinen Beleidigungen" getrieben worden. Jeder neue Tag habe ihm, dem Zwanzigjährigen, eine Illusion genommen; Ehre, Aufopferung, Pflicht seien nichts als eine Maske zur Verdeckung der schamlosesten Schandtat. Alles was er sah, habe ihn empört, und so sei er ein Feind der Gesellschaft geworden. Von der Sozialdemokratie habe er sich abgewandt, weil sie das Autoritätsprinzip aufrecht erhält; er aber sei Materialist und Atheist, eingeweiht in den Zusammenhang der natürlichen Kräfte. Die Hypothese „Gott" müsse verschwinden, eine neue Moral die alte Welt erneuern und eine glückliche Menschheit gebären. Und so ging Emile Henry hin, fortgerissen durch den lauteren Charakter der Anarchisten, um „in diesem Konzert glücklicher Töne eine Stimme erschallen zu lassen, die wohl die Bourgeois schon gehört haben, die sie aber mit Ravachol getötet glaubten, die Stimme des Dynamits." Sein zweites Attentat galt der Rache für das Schicksal Vaillants. „Wir säen den Tod und wissen ihn auch zu erleiden. Denn ich weiß, daß mein Kopf nicht der letzte sein wird, den Ihr abschlagen werdet, der blutigen

Liste unserer Toten werdet Ihr noch andere Namen anreihen können, aber Ihr werdet die Anarchie doch niemals vernichten. Ihre Wurzeln sind zu tief, sie wird Euch besiegen."

Am 5. Februar starb Henry auf dem Schafott, acht Tage später zersprang die Bombe im Hotel Terminus. Am neunzehnten Tage des gleichen Monats fanden die Dynamitattentate des Jean Pauwels statt, der bald darauf eine Bombe in die Magdalenenkirche schleuderte. Zwei Monate später stand der Held dieser Tage, der auch der geistige Leiter der Taten des Pauwels war, vor dem Gerichtshof. Man sah einen jungen Bourgeois, der mit ruhiger Miene fürchterliche Theorien vortrug, einen jungen Mann von lebhafter Intelligenz, der keine Spur von Mitleid für seine Opfer zeigte. Er war ein tüchtiger Chemiker, und noch vor Gericht trug er die Uniform eines Schülers des Polytechnikums. „Alles an ihm zeigte mehr einen Menschen, der eine schreckliche Rolle spielt, als das Opfer sozialer Zustände," so schrieb ein Zeuge der Verhandlung, der zugleich seinen wunderbar klaren Geist, seine lebhafte Phantasie und sein Phlegma bewundert. Henry beklagt es, daß er nicht mehr Opfer zur Strecke bringen konnte: „Ich wollte soviel als möglich töten; nur töten, nicht verwunden." Seine Lehrer stellten ihm das beste Zeugnis aus, oft tränenden Auges. Aber sie vernahmen voll Entsetzen, wie ihr einstiger Musterschüler, dem sie zur Fahrt in die Freiheit kaum Lebewohl gesagt, die furchtbarsten Lehren vor dem Gerichtshof aussprach, die jemals aus dem Munde eines Angeklagten kamen. Auch dem Tode ging er gefaßt entgegen. Erst im letzten Moment erfaßte ihn die Angst der Kreatur vor der Vernichtung, er wollte mit einem Hoch auf die Anarchie das Haupt auf den Richtklotz legen, aber die Stimme versagte und ein letztes Zittern zog durch seine Glieder, durch den Körper dieses Jünglings, den man alsbald als Saint Juste der Anarchie gefeiert hat.

Die Epidemie breitete weiter ihre dunklen Schwingen. Aber die großen Propagandisten der Tat waren mit Ravachol, Vaillant, Emile Henry und Caserio gefallen. Die anderen, die zurückblieben, durften nur noch applaudieren. Sie blieben im Dunkel der Zuschauerreihen, und wer sich dennoch hervorwagte, der mordete vielleicht einen Knecht hinter dem Pfluge, einen Beamten in seinem

Büro, und mischte so seine Stimme in das Konzert glücklicher Töne, das Emile Henry in solche Verzückung versetzte.

Und zuletzt dringt sie zu den Schwachen im Geist und entzündet ihre Phantasie, bis die Zwangsvorstellung, töten, zerstören, vernichten zu müssen, sie zu Taten ohne Zweck und Logik treibt. Die Geisteskranken fangen an, nachzuahmen, sie stehlen heimlich Dynamit, sie legen es unter die Schienen der Bahnen, sie legen es an das Portal der Peterskirche zu Genf, sie dringen in die Häuser der Richter und Beamten, um sie zu töten, sie suchen, wie es im August 1902 geschah, den Expreßzug der Gotthardtbahn in die Luft zu sprengen. Carlo Machato, der allein diese Taten vollbrachte, ist nicht der Einzige, der zuletzt im Irrenhause verschwand.

Fünftes Kapitel

Die Nihilisten

In seinen Tagebuchblättern schreibt Leopold Ranke am Spätabend seines Lebens, er glaube, im Jahre 1839 von der nihilistischen Lehre zuerst in Paris gehört zu haben als von der Philosophie der Polen: „Vergangenheit ist nichts; Zukunft ist nichts; die Gegenwart ist alles. In dieser hat nur die Revolution die Empfindung der Wahrheit.“ Und in der Tat haben die Polen das größte Kontingent an Rekruten zu der großen Armee der Revolutionäre in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts gestellt. Sie haben in Frankreich wie in Ungarn, in Berlin und in Wien gefochten, ihre Emigranten zogen durch alle Länder und stiegen auf alle Barrikaden. Und doch irrt der Altmeister der Geschichtsforschung. Denn der Nihilismus ist in Wahrheit ein Eigengewächs auf russischem Boden, auch wenn die Ähnlichkeit der Züge im Slaventum, im russischen und im polnischen Typus leicht zu dem Glauben verführt, daß hier ein gegenseitiges Durchdringen und zuletzt eine Identität der Motive, der Methode und der Ziele eintritt. In Wahrheit hat das revolutionäre Polentum nichts mit dem Nihilismus zu tun; der Pole will die Befreiung von der russischen Herrschaft, er will ein neues Königreich schaffen, der Nihilist aber will die nationalen Fesseln zerschlagen, die Autorität vernichten, das Wesen des Staates im kommunistischen Sinne umgestalten. Und wenn in den Tagen des Georgij Gapon, als die Arbeiter der Hauptstadt zum Palaste des Zaren zogen, die Revolution ihre Fittiche über das weite Land zu breiten schien, und wenn damals gleich den Letten auch die Polen sich zum Sturme erhoben, so haben sie nur die Gunst der Stunde benutzt, um sich für die künftige Befreiung von Rußland eine Gasse zu bahnen.

Der Nihilismus ist spezifisch russisch. Er konnte nur in diesem Lande der halben Bildung und der halben Tatkraft, des Hungers nach Ideen und der geistigen Unreife erwachsen, dort, wo seit den Tagen des Boris Godunow die Geister in Fesseln lagen, während im Westen, im Süden Europas eine neue glänzende Kultur entstand, wo auch der im letzten Grunde doch rohe Wille Peters, der keine Übergänge, keine Entwickelungen kannte, nicht plötzlich das Licht der Aufklärung und des Wissens in das Land tragen und hinter den niedrigen Stirnen freie und große Gedanken erwecken konnte. Sklaven, auch wenn sie befreit werden, sind noch nicht frei; der Asiat, auch wenn er von Locke und Hume, von Diderot und Rousseau, von Hegel und Schopenhauer hört, wird noch nicht zum Europäer. Heere und Flotten lassen vielleicht sich durch ein Machtwort erschaffen, und Städte wie Petersburg mögen durch den Willen eines Starken aus dem Sumpfe steigen; aber unendlich langsam gedeiht die Frucht der Bildung zur Reife. Puschkins Eugen Onägin, dessen Blasiertheit nicht durch die europäische alte Kultur, sondern durch eine neue Halbkultur erzeugt ist, die sich eben entwickelt, ist der Typus des vornehmen Russen, der aus Übersättigung und Langerweile die Negation alles Bestehenden als Evangelium nimmt und in die Reihen der Nihilisten tritt. In Basarow schuf Iwan Turgenjew einen Mann, der alles leugnet, was nicht vor seiner skeptischen Kritik standhält, der mit sich selber zerfällt, weil er die Gegensätze des Lebens nicht zu vereinen vermag, der wild und blasphemisch sich auflehnt, weil er die Fesseln des gesellschaftlichen Daseins nicht verträgt. Und den dritten Typus des Nihilisten hat Dostojewski gezeichnet, ihn, der gleich den Carbonari und Illuminaten aus dunkler, religiöser Unzufriedenheit sich der neuen Lehre zukehrt. Er zertrümmert die Heiligenbilder und den Hausaltar, und an die Stelle der frommen Bücher legt er die Werke von Moleschott, Büchner und Voigt und zündet vor ihnen geweihte Kerzen an. Zu diesen Gestalten gesellen sich die Pessimisten, die das Leben verachten, weil sie innerlich schwach sind: Werkzeuge in der Hand der Meister, Männer vom Schlage des Ingenieurs Kriloff. So hat einst Tolstoi, als er noch nicht dem Sektierer Sutajeff folgte, von sich selbst geschrieben: „Von allen

philosophischen Doktrinen drückte mich der Skeptizismus am meisten; eine zeitlang versetzte er mich in einen dem Wahnsinn ähnlichen Zustand. Ich bildete mir ein, daß außer mir nichts auf der Welt existiere."

Der Skeptizismus — er liegt tief im Wesen des Russen begründet, er treibt ihn zuletzt in die „Otschajanie", in die Geisteskrankheit, in die eine schwache Seele verfällt, die es vor dunklen, unlösbaren Rätseln graut. Es ist, als ob das Herz des Volkes krank geworden ist vom vergeblichen Harren und Hoffen, krank geworden auch von der Schwermut der unendlichen Weiten, von dieser lastenden Grenzenlosigkeit, von der Melancholie der Steppe. In einer Novelle erzählt Wsewolad Garschin von einer Palme, die aus ihrer tropischen Heimat in ein Petersburger Treibhaus versetzt wird und die hinausblickt zur klaren Sonne ihres Heimatlandes: Sie wächst immer höher und höher und durchbricht das Glasdach ihres Hauses, um die Freiheit zu gewinnen. Als sie aber sich aufrichtet in der ersehnten freien Luft, da trifft sie der rauhe Wind und der kalte Schnee, sie erfriert, ihre Krone stirbt ab und der Baum wird umgehauen. Das ist die Symbolik des russischen Lebens.

„In Westeuropa," so schreibt einmal Donald Mackenzie Wallace, „war der moderne, wissenschaftliche Geist als der natürliche Ausfluß zahlreicher zusammenwirkender Ursachen auf ganz natürlichem Wege entstanden, und folglich hatte die Gesellschaft, bevor sie ihn gebar, die Mühen der Schwangerschaft und langandauernde Geburtswehen ertragen müssen. In Rußland dagegen kam dieser Geist plötzlich zum Vorschein, wie ein erwachsener Fremdling, der von einem despotischen Familienvater adoptiert wurde." Rußland vollführte also den Übergang vom Mittelalter zur neuen Zeit ohne jeden heftigen Kampf zwischen den alten und neuen Anschauungen; die Kirche, von jedem tätigen Widerstande wirksam zurückgehalten, behielt den alten Glauben unverändert bei, während die höheren Klassen ihre traditionellen Anschauungen und ihren Glauben in den Wind schlugen und fessellos auf dem Pfade fortschritten, den ihre Väter und Großväter als den geraden Weg zum Verderben angesehen halten. Man stürzte sich entzückt und geblendet durch den Glanz und den Schimmer abendländischer Wissenschaft stürmisch auf die neuen Schätze,

glaubte auf die Höhe des Wissens zu gelangen und verdammte sich doch nur, und gerade auf diesem Wege, zu moralischer Sklaverei und geistiger Unfruchtbarkeit.

Und man stürzte sich vor allem auf die Ideen der französischen Revolution, glaubte in einer Verfassung für Rußland alles Heil zu erreichen, und berauschte sich an dem Glauben, Rußland werde von Grund aus umgestaltet werden, politisch und gesellschaftlich, nach abstrakten, wissenschaftlichen Grundsätzen, im Zeitraum von ein paar Jahren, für Rußland werde alsbald ein tausendjähriges Reich des Glückes und der Herrlichkeit kommen. So schwärmten schon die Dekabristen, die zumeist noch tief religiös gestimmt waren, aber religiös in der eigentümlichen russischen Art des Sektierertums. Und wenn auch später die Bewegung der Geister oft schreckliche Früchte trug, wenn Dolch und Dynamit die Aufgabe zu lösen suchten, die nur Geduld und mühsame Arbeit erfüllen kann, so entspringt doch die Bewegung in ihrer letzten Tiefe auch edlen Motiven, und selbst dort, wo schließlich der Terror als einzige Lösung gilt, werden wir in Sophie Perowskaja, wie vorher in dem Dichter Tschernyschewski hochherzige und reine Charaktere entdecken, zuweilen geformt aus dem weichen Metall eines Friedrich Stapß, zuweilen stählern und hart wie Brutus. Viele von ihnen sind auch Erben der Gesinnung aus der Dekabristenzeit, deren Blutzeuge Konratij Fjodorowitsch Ryléjew in seinem Wojnarowski prophetisch klagte:

„Was wir geträumt, noch war es nicht beschlossen.
Laß eine Zeit noch laden Schuld auf Schuld,
Sich dehnen und entkräften den Kolossen,
Umfassen eine halbe Welt — Geduld!
Im Spiegelschein der Sonne eitel schimmern,
Das Herz von Übermut geschwellt — Geduld!
Ihn wird der Zorn des Himmels doch zertrümmern,
Gott heißt Vergeltung in der Weltgeschichte
Und läßt die Saat der Sünde nicht verkümmern!“

War doch schon unter den Männern, die einst, heimgekehrt aus dem Kampfe gegen Napoleon, Zeugen geworden waren der neuen, von den Ideen der Revolution erfüllten Zeit, in Rußland zuerst das Wort

„Verfassung“ aussprachen, der Gedanke aufgeblitzt, durch Königsmord zum Ziele zu gelangen, unter diesen hochsinnigen Männern, die so tapfer dem Galgen entgegengehen, in den Kasematten von Schlüsselburg und in den Bergwerken Sibiriens so gefaßt unmenschliche Martern erdulden sollten. Jakuschkin erzählt in seinen Memoiren, wie er sich mit zwei Pistolen am Uspenski-Dom aufstellen und den Kaiser, wenn er herangekommen wäre, mit der einen und sich mit der anderen Pistole erschießen wollte. Einen gleichen Plan hatte Ryléjew gefaßt.

„Was wir geträumt, noch war es nicht beschlossen.“ Die harte Faust des Zaren Nikolaus vernichtete auch die ersten Triebe der jungen Saat. Republikanische Gedanken hatten Pestel und die anderen Opfer der Dekabristenverschwörung gehegt; Wohlfahrtsbünde verfolgten die gleichen Ziele, wie die Tugendbünde in Deutschland. Ihre Spuren mögen hier und da in den Bewegungen der späteren Zeit noch sichtbar werden, aber sie sind doch fast völlig verweht. Und der hilfreichste Gefährte des Despotismus ist vielleicht gerade der Radikalismus gewesen, der auch im Westen des Weltteils kaum so rasch und üppig wie hier emporschoß. Je schärfer der Druck, desto heißer der Freiheitsdrang. Schießt aber der Freiheitsdrang über das Ziel hinaus, so wird er nur den Druck verschärfen. Das ist das Gesetz der ewigen Fruchtfolge der Revolution und Reaktion. Die Dekabristen waren politische Schwärmer vom Schlage der Burschenschaften, ein Hauch von Kindlichkeit ruht auch noch über den Aufgeregten der dreißiger und vierziger Jahre; ihnen aber folgen die Nihilisten und unter ihnen wachsen Meuchelmörder und Mordbrenner auf. Das ganze geistige Wesen des Russentums, dem sich Letten wie Deutsche, Polen und Finnländer völlig fremd gegenüberstellten, suchte überdies in der Philosophie wie in der Literatur das adäquate Wesen, es griff nach einer Literatur des Widerspruchs, des Protestes, des Skeptizismus, es griff nach Byron, Musset und Heine, es freute sich an bitterem Spott, an scharfer Satire, weil auch in ihm das Bedürfnis lebte, sich selbst zu verspotten, alles zu zersetzen, an sich selbst die Vivisektion vorzunehmen. Das bittere Lachen Gribojedows ertönt, Gogol schreibt das größte satirische Kunstwerk, die „Toten Seelen“, und dann ersteht Alexander Herzen,

gefährlich durch die Reinheit und Wahrhaftigkeit seines Charakters, und faßt alle Bitterkeit, allen Skeptizismus, allen Zorn zu einem System zusammen, zur selben Zeit noch, als Alexander der Zweite, wenn auch mit unsicherer Hand, bereits versuchte, durch die Freilassung der Leibeigenen, die Schaffung einer lokalen Selbstverwaltung und durch die Umwandlung der Justiz der Reform den Weg zu bahnen. Herzen hat später den Nihilismus als „die vollkommenste Freiheit von allen fertigen Begriffen, von allen ererbten Hindernissen und Störungen bezeichnet, die das Vorwärtsschreiten des abendländischen Verstandes mit seinem historischen Klotz am Fuße behindern." Der Klotz am Fuße war ihm der Klassizismus, der Motor, der vorwärtstrieb, war der Naturalismus, und bald wurde der Roman Tschernyschewskys „Was tun?" das Evangelium des jungen Rußlands, dieses Buch, um dessetwillen der Dichter den Qualen Sibiriens und einem elenden Tode verfiel. Hier ist die rebellierende Jugend und ihr trotziges Leben geschildert, hier werden die kommunistischen Grundsätze Fouriers in die Massen getragen.

Das neue Rußland erschien nicht. Der Traum von den unabhängigen, zu einem glücklichen Lande verbündeten Gemeinden ohne Beamtenschaft und ohne Zentralgewalt, dieses Idyll der Materialisten wollte sich nicht erfüllen. So entstanden geheime Gesellschaften, zahllose Verschwörungen. Bis dann plötzlich das Attentat des Karakozow auf das Leben Alexanders im April 1866 die Gegensätze in all ihrer Schärfe enthüllte und dem russischen Leben eine neue düstere Wendung gab. Die Kugel verfehlte ihr Ziel, aber die Entdeckung, daß die Tat nicht nur einem Einzelnen gehörte, daß die revolutionäre Agitation namentlich in der Jugend sich weithin ausgedehnt hatte, trieb Alexander zur Preisgabe des liberalen Systems, Gesetz, Eigentum und Religion wurden in Gefahr erklärt, die Kabinettsjustiz trat für politische Verbrechen wieder in Kraft, und die Reformen, die man nur äußerlich noch erhielt, wurden zu gleicher Zeit innerlich lahmgelegt. Da aber traten in die Welt der russischen Anschauung die Einflüsse des Sozialismus, Bakunin und Lawroff sandten ihre Boten durch das Reich, Genf wurde die Zentrale, und von nun an, in dieser Periode einer seltsamen Mischung von Liberalismus und Willkür, ist Alexander kaum noch jemals

seines Lebens sicher gewesen, tritt in das Handeln des jungen Rußlands eine wilde Entschlossenheit, die das Leben raubt und das Leben hinwirft. Und der Herrscher des gewaltigsten Reiches der Welt wird zum Sklaven ängstlicher Vorsicht, er wagt nicht mehr ohne Scharen von Bewaffneten in der Mitte seines Volkes zu erscheinen. Zwar ist der Schuß, den der Pole Berezowsky auf Alexander während der Pariser Weltausstellung abschoß, nur die Tat eines exaltierten polnischen Nationalisten gewesen, aber bald genug sollten immer neue Explosionen der nihilistischen Leidenschaft bekunden, welche unheimliche Kraft diese Bewegung trotz ihrer Jugend gewann. Als Lehrer folgten alsbald Netschajew, der durch Gewalttat, Mord und Aufruhr die Geister aufrütteln wollte, und Peter Krapotkin, der eigentliche Begründer der Propaganda der Tat. Der Gedanke des Terrors fährt zündend durch das ganze junge Rußland.

Das erste Flammenzeichen leuchtete alsbald in der Tat des Netschajew, in der Ermordung des als Verräter verdächtigen Iwanoff auf, der von dem Führer und seinen Freunden in eine Grotte gelockt und erschossen worden war. Hier war zur Praxis erhoben, was der „Katechismus" lehrte: „Der Nihilist hat nicht bloß in Redensarten, sondern tatsächlich alle Bande zerrissen, die ihn mit der bürgerlichen Ordnung verknüpfen können, er hat vollständig gebrochen mit der ganzen gebildeten Welt, mit allen Gesetzen, Anstandsregeln, allgemeingültigen Prinzipien und mit der Moral der bestehenden Weltordnung. Er ist der unversöhnliche Feind alles Bestehenden, und wenn er inmitten der geltenden Ordnung verbleibt, so ist es nur, um sie zu zertrümmern, indem er bei Tag und bei Nacht keinen anderen Gedanken hat, als ihre rücksichtslose Zerstörung." Terroristische Taten werden bald hier vollbracht und bald dort; jetzt in Fabriksälen, jetzt auf dem Lande; die Geldpost wird beraubt, Polizisten werden ermordet. In der Studentenschaft, aber auch im Heer und in der Marine findet die Propaganda wohlbereiteten Boden. In Tula, in Kiew und Odessa werden Verschwörungen entdeckt, Niederlagen von Sprengstoffen gefunden. Die Gefängnisse und die Bergwerke Sibiriens füllen sich, die Ungeduld und das heiße Blut der Jugend drängen immer hitziger vorwärts. Todesurteile werden gefällt, Straßenkrawalle finden statt, bei denen

es Verwundete und Tote gibt. Drohbriefe finden sich auf dem Schreibtisch der höchsten Beamten und des Zaren selbst; in dem großen Prozeß von Odessa werden Matrosen und Bootsleute für schuldig befunden, in dem Prozeß von Petersburg wegen der Unruhen vor der Kasankathedrale werden zweihundertundsiebzig Personen angeklagt und fast zweihundert verurteilt. Und gerade an diesen Prozessen, in denen das Geständnis erzwungen, die Opfer in der Weise des Mittelalters gequält werden, wächst gesteigerter Ingrimm empor. Da schreitet die Führerin auf dem Wege zur neuen Zeit zur Tat, Vera Sassulitsch dringt in das Zimmer des Generals Trepow, der als Stadthauptmann von Petersburg nihilistische Genossen hatte knuten lassen. Sie wurde freigesprochen, obgleich sie geständig war. Ihre Verteidigung bestand in den Worten: „Es ist etwas Furchtbares, die Hand gegen das Leben eines Menschen zu erheben, ich weiß es; aber ich wollte zeigen, daß es nicht möglich ist, einen Menschen nach so viel Greueltaten ungestraft zu lassen, ich wollte die allgemeine Aufmerksamkeit auf diese Dinge lenken, um zu verhindern, daß sie sich wiederholen." Sie wurde freigesprochen von einem Geschworenengericht, dessen Mitglieder den besten Gesellschaftskreisen der Hauptstadt entstammten. Es gelang ihr, über die Grenze zu kommen und fortan vom Auslande her für ihre Sache zu wirken. Auf Trepow folgte alsbald Kotljarewsky, der Polizeichef von Kiew, und nur kurze Frist verstrich, da wurde in Petersburg der Chef der Geheimpolizei, General Mesenzeff und in Charkow der Gouverneur Fürst Krapotkin ermordet. Mesenzeff wurde auf offener Straße überfallen und durch einen Dolchstich getötet, während die Mörder in einem eleganten Wagen entkamen. Krapotkin wurde in seinem eigenen Hause erschossen. Und neben diesen Morden gingen zahllose Exekutionen an „Verrätern" einher: in Rostow wurde Nikonow, in Odessa Tawlejew, in Petersburg Fizogenow ermordet, in Dachstuben, in Werkstätten, in Hörsälen floß das Blut der Opfer. Und im August desselben schreckensreichen Jahres und schon im Frühjahr des nächsten Jahres richtete sich die Faust der Verschwörer gegen den Zaren selbst.

In Nikolajew sollte eine gewaltige Explosion mit Hilfe einer galvanischen Batterie den Zaren in Stücke zerreißen, die Ver-

schwörung wurde entdeckt, die Schuldigen zum Tode verurteilt. Da entschloß sich der Student Solowjew zur Jagd auf das gleiche Edelwild: Am 14. April 1879 gab er auf den promenierenden Kaiser vier Revolverschüsse ab, die freilich ihr Ziel verfehlten. „Man kann es ohne Übertreibung sagen," so wurde damals aus Rußland geschrieben, daß „das ganze Land gegenwärtig viel mehr vor der geheimen Regierung der revolutionären Propaganda, als vor dem Zaren und der dritten Abteilung zittert. Mit einer beispiellosen Dreistigkeit bringt diese geheime Regierung ihre Pläne zur Ausführung, und ihre ganze Organisation ist darnach angetan, die Behörden in Furcht und Untätigkeit zu versetzen."

Und bald nehmen diese Taten eine unheimliche Monotonie an. Da feuert ein Reiter auf den Nachfolger Mesenzeffs, den General Drentelen, seinen Revolver ab, da wird der Nihilist Roitenstein von seinen Genossen als Verräter ermordet, da lohen Brände in Orenburg, Uralsk, Perm und Petropawlowsk empor, da verwundet der Leutnant Dubrowin zwei Gendarmen. Und zahllos sind die Prozesse wegen Widerstandes, wegen Anfertigung von Waffen, Sprengstoffen und Granaten, und zahllos sind auch die Hinrichtungen. Und es häufen sich in den Gefängnissen die Selbstmorde, düstere Zeichen für die furchtbaren Geheimnisse der russischen Verließe. Und immer wieder wird der Zar zum Opfer erkoren, bis er schließlich seinem Schicksal verfällt.

Und immer raffinierter werden die Versuche, immer grauenhafter. Als der Zar von Livadia nach Moskau heimkehren will, da entgeht er mit seinem Gefolge nur durch ein Wunder der Vernichtung durch eine Höllenmaschine, die den ganzen Zug in die Luft sprengen sollte. An drei Stellen waren Minen gelegt worden, um das Opfer zu erreichen, auch wenn er seinen Reiseplan änderte und sich nach anderer Richtung wandte. Das Versagen der Leitung rettete dem Zaren das Leben. Der Täter Hartmann war nach Frankreich entflohen und die Republik lehnte die Auslieferung des „politischen" Verbrechers ab. Aber die Verschwörer wurden nicht entmutigt, sie suchten jetzt ihr Ziel durch eine Dynamitexplosion im Winterpalais zu erreichen, die während der Mittagstafel die kaiserliche Familie verderben sollte. Die Ausführung

wurde einem Mann von bäuerlicher Herkunft, Halturin, der sich auch Stepanoff nannte, von den Genossen übertragen. Als außergewöhnlich geschickter Zimmermann und Polierer hatte er regelmäßige Beschäftigung im Palaste gefunden, und es gelang ihm, einen rohen Plan des Gebäudes zu verfertigen. Dieser Plan, auf dem der Speisesaal mit einem roten Kreuze bezeichnet war, fiel in die Hände der Polizei, und diese stellte eine nach ihrer Ansicht sorgfältige Untersuchung an, aber es glückte ihr nicht, den Plan zu entdecken und das im Schlafquartier des Zimmermanns verborgene Dynamit aufzufinden. Halturin, so berichtet Wallace, zeigte eine bewundernswerte Kaltblütigkeit, während die Untersuchung schwebte, und schlief fernerhin jede Nacht auf dem Explosivstoff, obwohl ihm dies schwere Kopfschmerzen brachte. Als ihm der Chemiker des Exekutivkomitees versichert hatte, die angesammelte Menge sei genügend, ließ er die Mine zur üblichen Dinerzeit springen, und es gelang ihm, unbehelligt zu entkommen. Im Wachlokal, unmittelbar über der Stelle, wo das Dynamit explodiert war, wurden zehn Soldaten getötet und dreiundfünfzig verwundet, im Speisesaale wurde der Fußboden zerstört, und die kaiserliche Familie entging dem Tode nur, weil sie sich nicht zur gewohnten Zeit zu Tische gesetzt hatte. Halturin kehrte später nach Rußland zurück und nahm teil an der Ermordung des Prokurators des Militärgerichts zu Odessa, Strelnikow; er wurde in Untersuchung gezogen und hingerichtet.

Prinz Alexander hat in einem Briefe den Vorgang dramatisch geschildert: „Auf dem Bahnhof wurde ich von allen Söhnen des Kaisers und meinem Sohne empfangen und in das Winterpalais geleitet. Auf der Treppe erwartete mich der Kaiser. Wir begaben uns eben durch den großen Korridor nach seinen Appartements, als plötzlich eine furchtbare Detonation erfolgt. Der Boden hob sich wie durch ein Erdbeben, die Gasflammen im Korridor erloschen, es herrschte vollkommene Finsternis und entsetzlicher Staub. Und der Geruch von Pulver und Dynamit machte sich fühlbar. Man rief uns zu, daß der Kronleuchter im Salon herabgestürzt sei, wo die Tafel für das Familiendiner gedeckt war. Ich eilte mit dem Thronfolger und dem Großfürsten Wladimir dahin, während

Graf Adlerberg den Kaiser zurückhielt, in der Ungewißheit, was folgen konnte. Wir fanden alle Fensterscheiben gebrochen, die Wände zertrümmert, und es unterlag keinem Zweifel mehr, daß unter dem Salon eine Mine gesprungen war. Durch meine Ankunft war die Dinerzeit um eine halbe Stunde verlegt worden, so wurde die kaiserliche Familie gerettet." Die Nihilisten aber übernahmen offiziell die Verantwortung für das Attentat im Winterpalais und erklärten, sie würden den Kampf gegen die autokratische Macht fortführen, bis die sozialen Reformen einer freigewählten konstituierenden Versammlung übertragen worden seien.

Vergebens hatte Alexander, in dessen Persönlichkeit selbst sich der ganze Widerspruch des russischen Wesens verkörperte, in Loris-Melikow den Vertreter moderner Anschauungen an die Spitze seiner Regierung berufen. Sein Vertrauensmann entging selbst nur durch einen Zufall dem Angriff des Studenten Mladetzki, und nur ein Jahr war vergangen, als nach den Worten der Kundgebung des Sohnes „der Wille des Allmächtigen geschehen war", als Alexander, der Zar-Befreier, mit zerrissenem Leibe auf der Straße lag.

Die Iden des März waren gekommen. Eben hatte die Polizei in der Sadowaja eine Mine entdeckt, die von einem Milchladen aus unter die Straße führte, angefüllt mit Dynamit, genügend, um ein ganzes Stadtviertel zu erschüttern. Der Kaiser war gewarnt worden, an dem verhängnisvollen Sonntag, wie geplant, zur Parade in die Michaels-Manege zu fahren; ein Zufall, die Bitte einer Großfürstin, änderte den schon gefaßten Beschluß, und der Zar fuhr zu dem militärischen Schauspiel. Die Heimkehr in das Winterpalais trat der Monarch über den Katharinenkanal an. Aber kaum war der Wagen, von Kosaken umgeben, auf die längs des Kanals führende Straße gelangt, als die erste Bombe geschleudert wurde, die mehrere Kosaken verwundete und die hintere Wand des Wagens zerstörte. Ein kleiner Bäckerjunge, der zufällig des Weges gekommen war, lag mit abgerissenen Beinen in dem sich rot färbenden Schnee und schrie unaufhörlich, er sei doch unschuldig. Der Kaiser, unverletzt geblieben, stieg aus, nach den Verwundeten zu sehen. Der Täter war sofort festgenommen, und

als der Kaiser einem Fragenden zurief: „Mir ist nichts geschehen, Gottseidank", da kam die zynische Antwort: „Es ist noch zu früh, Gott zu danken!" Der Kaiser schritt weiter, seinem Wagen entgegen, als ein einfach gekleideter Mann ihm entgegenlief und einen kleinen weißen Gegenstand ihm vor die Füße warf. Es erfolgte eine furchtbare Detonation, und als sich die Rauchwolke verzog, lag der Zar in seinem Blute auf dem Trottoir. Die Beine fehlten. In der Nähe lag der Täter, ein junger Mann mit Namen Grinewitzki. Der Kaiser ist, nachdem man ihn in sein Palais gebracht, nach wenigen Stunden gestorben, um $\frac{1}{2}4$ Uhr sank die Kaiserstandarte auf Halbmast und zeigte der Welt an, daß der Zar-Befreier ausgelitten.

Gegen sechs Nihilisten wurde im April der Prozeß geführt. Ryssakow, Michailow, Kibaltitsch, Jeljabow, Sophie Perowskaja und Jesse Helfmann wurden zum Tode verurteilt. Und der Erfolg? Waren die Verschwörer bereit, die Zügel der Regierung zu ergreifen? Konnten sie auf Unterstützung durch die Massen rechnen? Durften sie auch nur hoffen, daß jetzt der Liberalismus sich siegreich durchsetzen werde? Nichts von alledem. Es mußte eine Periode der schärfsten Repression heraufziehen, selbst Männer von liberaler Gesinnung mußten zurückgeschreckt werden, man mußte sich immer weiter von dem erhofften Ziele entfernen. „Sowohl in Rußland wie im Auslande," schreibt Leo Deutsch in seinen Memoiren, „hatte ich gesehen, wie der frühere Enthusiasmus dem Skeptizismus gewichen war; die Leute hatten das Zutrauen verloren. Es war mir klar, daß eine Reaktion für viele Jahre eingesetzt hatte." So gelangte man zu dem Versuch, die terroristischen Aktionen einzuschränken, den künftigen allgemeinen Aufstand zunächst durch friedliche Propaganda vorzubereiten. Nur zuweilen noch zeugten einzelne blutige Taten dafür, daß der alte Geist noch nicht völlig erlosch. Wie Strelnikow in Odessa, so wurde der Polizeioberst Sudeikin in Moskau erschossen, an der Hauptstraße von Petersburg wurde Schewirjoff mit seinen Gefährten verhaftet, der mit Hilfe von Bomben dem kaiserlichen Sohne das Schicksal seines Vaters bereiten wollte, und in der Nähe von Borki entging der Zar mit seiner Familie nur mit knapper Not dem Tode, weil die unter die

Schienen gelegten, mit Dynamit gefüllten Gänge vorzeitig explodierten und einen anderen Zug, als den seinen, in die Luft sprengten. Selbst Stepniak, der Mörder Mesenzeffs, erkannte, daß „das Attentat jetzt nur noch eine Übung in der Kunst der Selbstaufopferung, nicht aber ein Mittel bilde, politische Ziele zu erreichen."

Die Sozialisten traten das Erbe an. Die Entwickelung der russischen Industrie führte zur Entstehung eines großen Arbeiterproletariats, und es hob zunächst eine mehr akademische Propaganda an, der Gedanke der Koalition und der Streiks wurde in die Massen getragen, Unruhen erstanden hier und dort, in Fabriken und Arsenalen, und die neuen Ideen rissen alsbald viele Tausende mit sich fort. Aber auch diese Jüngeren gaben doch den Gedanken an den Terror nicht auf, und in einem ihrer Pamphlete wird ausdrücklich betont, daß „die Vernichtung der schädlichsten und einflußreichsten Persönlichkeiten der russischen Autokratie" ebenso notwendig sei, wie Bauernaufstände, Demonstrationen, offener Massenkampf. So wird ein Attentat auf Begolepow durch den Studenten Karpowitsch, so auch gegen den Präsidenten des heiligen Synod Pobjedonoszew verübt, der unter drei Kaisern der mächtigste Mann in Rußland war, so fällt der Minister Ssipjägin der Kugel des Mörders zum Opfer. Hier hatte die Kunde, daß eine Anzahl von Studenten in den Gefängnissen ausgepeitscht wurde, den Arm des Attentäters Balschanew bewaffnet. War er das Mitglied einer Verschwörung? War er Nihilist? Vielleicht hätte er selbst auf diese Frage mit Nekrassow die Antwort gegeben: „Nihilist ist ein dummes Wort. Aber wenn du darunter einen freimütigen Menschen verstehst, der nichts davon hält, auf Kosten anderer zu leben, sondern der arbeitet, die Wahrheit sucht, darnach strebt, kein unnützes Leben zu führen, der jedem Schurken gerade ins Gesicht pfeift, ja ihm hier und da eine Maulschelle gibt — in solchem Falle sehe ich nichts schlechtes darin, in solchem Falle bin ich ein Nihilist." Die Gouverneure von Wilna, Charkow und Ufa, von Tambow, Poltawa und Twer, von Jekaterinoslaw, Samara und Warschau, die Admirale Kusmitsch und Tschuchmin verfielen dem Schicksal Ssipjägins, und während die Bataillone Kuropatkins vor den anstürmenden Japanern Schritt vor Schritt wichen, wurde der Minister von

Plehwe auf dem Warschauer Bahnhof zu Petersburg von einer Bombe zerrissen.

Und jetzt schien es, als wache Rußland auf, als solle nicht mehr gelten, was einst Turgenjew in trüber Resignation von seinem Vaterlande sang: „Und in der Hand das Branntweinglas, das Haupt fest an den Pol geschlossen, die Füße an den Kaukasus, so schläfst du, heil'ges Rußland, fest und unverdrossen." Der russisch-japanische Krieg machte seine Folgen bemerkbar, die Unzufriedenheit wuchs, selbst unter den Bauern begann es sich zu regen. Es folgte die Episode des Priesters Gapon, und es kam ein Tag, da Fürst Trubetzkoi dem Zaren, aus dem Fenster deutend, zurufen konnte, was einst nach der Erstürmung der Bastille Ludwig dem Sechzehnten zugerufen wurde: „Das ist kein Aufruhr mehr, das ist die Revolution!" Mit Port Arthur sank die Autorität der Staatsgewalt; der Schrei nach Brot gesellte sich dem Verlangen nach Schutz vor Mißhandlung und Willkür. Auch die Gebildeten erwachten und folgten teilnehmend der Bewegung in den untersten Schichten, um alsbald sich an die Spitze zu stellen und vom Zaren eine Verfassung zu fordern. Es kamen die Schreckenstage von Moskau und Odessa, von Riga, Lodz, Charkow und Kiew. Tausende fielen in den Straßenkämpfen, Tausende mußten wieder nach Sibirien wandern. Und mitten in den Schrecken hinein dröhnte im Februar des russischen Schicksalsjahres der Donner der Bombe, die den Großfürsten Sergius, unter Nikolaus dem Zweiten den mächtigsten Mann des Reiches, in Stücke zerriß. Die deutsche Sozialdemokratie aber dozierte: „In einem rechtlosen Staat ist der Terror das Recht des Volksgewissens; das Rechtsbewußtsein der Verzweiflung zeugte diese Taten. Der Richter ist Rächer wider die Tyrannei der verwüstenden Gewalt."

Aber diese Tat stärkte in Nikolaus nur den Willen zum Widerstand; er fühlte es, daß er sich den Fortschritt nicht durch die Faust eines Mannes entringen lassen dürfe, der die Bombe gegen den Wagen seines Verwandten schleudert. Es kam die Verfassung, aber sie wurde bald zerbrochen; schon hatten Phantasten geträumt, daß die Duma sich zum Nationalkonvent entwickeln werde, schon fühlte sich die Partei der Kadetten in der Rolle der Gironde, und

was Turgenjew viele Jahre zuvor in seinem Roman „Rauch“ geschrieben hatte: „Überall sieht man neue Gestalten in der Bildung begriffen, eine Erscheinung jagt die andere,“ das schien zur Wirklichkeit zu werden. Nur geschah es wieder, wie der Dichter geahnt und wie es so oft das Schicksal Rußlands war: „Alles treibt und stürmt irgendwohin und nirgends wird etwas erreicht. Der Wind schlägt um, und die Masse wirft sich auf die entgegengesetzte Seite, um dasselbe ruhe- und zwecklose Spiel zu beginnen — Rauch und Dunst, nichts weiter.“ Die ewige Hamletnatur des Russen sticht wohl mit dem Degen durch die Tapete und tötet Polonius, aber sie rafft sich niemals empor zur entscheidenden Tat. Und weil die Kraft fehlte, zu bauen und zu schaffen, aus der Fülle der eigenen Gedanken Großes zu gestalten, deshalb greift man wieder zu dem Mittel der kleinen Geister, zur Gewalttat, zur Rache am Einzelnen, und glaubt mit ihm das System und mit dem System die Gedankenwelt der Gegner zu vernichten.

Der geistige Repräsentant aber des neuen russischen Willens, der Führer dieser Gegner ist Stolypin geworden, gegen ihn wandte sich daher zuerst die zur Mordlust gewordene revolutionäre Energie. Und an einem Augusttage des Jahres 1906 schuf sie eine Tragödie, deren Opfer noch zahlreicher wurden, als die jenes Tages, an dem im Winterpalast zwölf Diener des Zarenhauses mit zerissenen Gliedern den Boden bedeckten.

Stolypin befand sich auf seinem bescheidenen Landsitz auf der Apothekerinsel in der Newa. Gäste waren bei ihm versammelt. Da fuhr in der vierten Nachmittagsstunde eine mit vorzüglichen Pferden bespannte Mietkutsche vor. In ihr saßen vier Personen, zwei Zivilisten und zwei Militärs in fremder Uniform. Alle vier begaben sich in die Portierstube, wobei einer der Militärs den Helm in den Händen hielt, in dem sich ein Sprenggeschoß von ungeheurer Kraft befand. Zufällig ließ der Träger das Geschoß fallen, eine furchtbare Explosion entstand, und in einem Augenblick glich das Haus einer Ruine. Dem Generalmajor Minn wurde der Kopf abgerissen, der Hofmeister, der Schweizer und sämtliche in seiner Stube befindlichen Personen, unter ihnen die vier Verbrecher, bedeckten als Leichen den Boden. Der fünfzehnjährigen

Tochter des Ministers wurden die Beine zerschmettert, sein junger Sohn schwer verwundet. Getötet wurde auch der Kutscher des Wagens und zahlreiche Dienerschaft. Stolypin aber blieb unverletzt. Der Führer der Verschwörung war der Student Dulewitsch, der sich bald Iwanoff, bald Nikitin nannte; seine Gefährten waren Morosow und seine Frau, sowie ein Unbekannter, der sich Weidemann nannte. Zu ihren Opfern gehörten auch zwei Kinder und eine Frau.

Es ist schließlich gelungen, den verhaßten Mann zu fällen. Todesahnungen hatten ihn seit langem durchschüttert: Die Bezwinger der Revolution haben niemals ein leichtes Leben zu tragen. An einem Septembertage, in der Zarenstadt Kiew, wurde dem tapferen Mann, der sein Vaterland mit starker Faust dem Strudel der Anarchie entrissen hatte, die Kugel des Bagrow der letzte Lohn für ein an harten Kämpfen überreiches Leben. Er war seit den Tagen des Kaisers Nikolaus unter all den Männern, die als Berater an die Seite der Zaren traten, wohl der erste und einzige, dessen aufrechte Gestalt, dessen unbestechlicher, starr auf das Ziel gerichteter Wille ihm einen Platz in dem Vordergrunde der Geschichte seines Vaterlandes sichert. Er gleicht hierin wie in manchem Zuge seines Wesens, wie in der Jämmerlichkeit seines Endes Stefan Stambulow, dem größten Sohne Bulgariens, und wie jener nach der Tat des Tufektschieff die verstümmelten Arme anklagend zum Himmel hob, so konnte auch Stolypin in seiner letzten Stunde den finsteren Argwohn hegen, daß noch andere heimliche Kräfte an seinem Ende schuldig waren. Denn der Mörder, der ihn traf, war zugleich der wohlbesoldete Vertrauensmann der Ochranna, er stand als Spion im Solde der Polizei, er hatte Verschwörungen geschaffen und verraten, Mörder gedungen und dem Henker überliefert. Er war eine von jenen Gestalten, in deren Seele jeder Trieb unter dem Druck des niedersten Egoismus verkümmert, er war einer von denen, die den edlen Drang der Freiheit mit dem feigen Blicke des Giftmischers kredenzen. Ein Mann von Intelligenz, in behaglichen bürgerlichen Verhältnissen erwachsen, war er nicht wie Ravachol ein Sohn der Straße und des Elends, in dem die verbrecherischen Instinkte zügellos sich entfalten können,

er war keiner von denen, die in dumpfen Hirnen unverstandene Theorien wälzen und, wie Lucheni, ohne Wahl morden, weil sie in dem Morde selbst eine Tat des Heroismus erblicken, sondern er, der zu jedem Verbrechen trieb und jeden Verbrecher verriet, der, um sich vor der Rache der Preisgegebenen zu schützen, an Stolypin zum Mörder wurde, ist der vollendete Typus der Gemeinheit an sich. Wo aber solche Männer wie Bagrow durch Jahre das Doppelleben eines grimmigen Hassers des Staates und einer wohlbelohnten Stütze der Gesellschaft führen können, dort bedarf es nicht der peinlichen Untersuchungen der Senatoren, um festzustellen, daß der gesamte Bau des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens auf unsicherem Boden ruht. Die Korruption dringt überall hin, und wenn immer neue Stürme, bis zum bitteren Ende vielleicht, das Riesenland des Ostens erschüttern, dann wird sie vor allem die Rolle des Totengräbers spielen.

Wieder zeigt die Episode, die Stolypins Leben beschloß, den seltsam schrillen Gegensatz von Glanz und Festgepränge, von höfischer Pracht und strahlendem Leben, und dann von der Dunkelheit und dem Jammer und dem aufwühlenden Elend des Sterbezimmers. Im Theater zu Kiew, in der goldenen Stadt der Kirchen und der Reliquien, war der Zar mit den Großen des Reiches vereinigt. Man durfte fröhlich sein, denn man glaubte sich unter dem Schutze von tausend Polizeisäbeln. Über die Bühne schritten die Gestalten von Zar und Sultan. Das Kaiserpaar zog sich gerade aus der Loge zurück, um mit einigen Vertrauten zu plaudern. Stolypin wendet sich zu einem seiner Kollegen, er beugt sich über die Lehne des Sessels. Da tritt ein junger Mann von jüdischem Typus bis auf wenige Schritte heran. Mit der Legitimation der höchsten Polizeibehörden ist er in den Saal gelangt — was braucht man ihn zu fürchten? Plötzlich aber legt er auf Stolypin die Browningpistole an, er drückt sie zweimal ab, und zweimal in Leber und Rückgrat trifft er sein Opfer. Stolypin wendet sich zur Kaiserloge, bekreuzigt sich und sinkt zu Boden. Und während der Zar bleich und ernst das Theater verläßt, und während man den Todwunden hinausträgt, braust die Zarenhymne durch den Saal: „Gott schütze den Kaiser!" Noch einmal geht der Vorhang auf,

die Sänger und Sängerinnen singen knieend mit. Dann sinkt Dunkelheit über die Stätte des Glanzes, die zu einer Stätte des Grauens wurde. Noch wenige Tage, und Stolypin war ein Toter. Wem wird die Geschichte den Lorbeer reichen? Dem Mörder, in dem so garnichts von den Motiven lebte, die eine Charlotte Corday, einen Ludwig Sand in ihren heroischen Irrtum trieben? Oder dem Anderen, der als ein Winkelried des Staatsgedankens, eines jämmerlichen Endes gewiß, ein ganzes Leben hindurch auf seinem Posten stand?

Auch aus dieser Tat wird kein neues Leben erblühen, sie wird nur hoffnungskräftige Keime vernichten. Wird nicht das reinlichste Gewand beschmutzt, wenn es durch Blutlachen geschleift wird? Kann eine Ideenwelt als sittlich gelten, deren Verteidiger zu Meuchelmördern werden? In den Männern, die einst „im Myrthengrün ihr Schlachtschwert trugen", war sicherlich ein Zug der Größe. Aber weder sie noch die anderen haben friedliche Bürger, Frauen und unschuldige Kinder gemordet. Darüber führt auch nicht die heroische Gleichgültigkeit der Mörder gegen das eigene Leben hinweg. Denn auch diese Gleichgültigkeit ist nur die Frucht eines wilden Zynismus, der das kostbarste Gut, das menschliche Leben, nicht höher einschätzt, als das Leben des Tieres auf dem Felde, der nichts auf den künftigen Richter und nichts auf das Urteil der Mitwelt gibt. Der stolze Bau der revolutionären Freiheit kann nicht mit dem Blute von Frauen und Kindern gekittet werden. Und größer ist der Heldenmut des Mannes, der im vollen Bewußtsein der ihm drohenden Gefahren ruhig seine Pflicht erfüllt, als der jener Anderen, die aus feigem Hinterhalt, auf Grund eines heimlichen, von Namenlosen gefällten Urteils gegen nichtsahnende Opfer die Bombe schleudern oder mit nächtlichem Dolchstoß das Herz des Gegners treffen. Sie werden dann ihre Vollendung in Tatjana Leontjew finden, die dort unten am Thuner See in dem Glauben, Durnowo, den „Henker des Zaren" zu treffen, einen harmlosen Pariser Rentier ermordet und vor dem Gerichtshof kühl versichert: „In der schrecklichen Zeit, in der wir jetzt leben, kommt es auf ein Opfer mehr oder weniger nicht an," und die auf die Frage, ob sie nicht den Tod des alten lebenslustigen Herrn be-

dauere, ebenso kühl erwidert: „Ich würde es nicht expreß getan haben. Aber als Sozialistin vermag ich es nicht so sehr zu bedauern, daß ich ein Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft getroffen habe.“ Und zu ihr wird sich der Student Woskressensky gesellen, der das Vertrauen des Obersten Krapow, des Polizeichefs von Petersburg, sich listig erschleicht, ihn zu sich lädt, ihn auf das Sofa nötigt und durch einen elektrischen Draht die Höllenmaschine entzündet, die er vorher unter dem Ruhesitz angebracht hat. Und wenn die Autokratie Verbrechen gegen die Freiheit beging, dann wird ihre Schuld berghoch überragt sein durch die Schuld ihrer Gegner, die der Gerechtigkeit den Meuchelmord als Waffe in die Hand geben wollen.

Nein, der Riesenkampf um Rußlands Zukunft wird nicht durch Mördertaten entschieden, und der Preis in diesem Riesenkampfe wird nicht heute oder morgen schon ausgezahlt werden. Das Land der Melancholie wird immer nur reicher an melancholischen Bildern. Nikolaus Gogol hat einmal sein Vaterland apostrophiert: „Warum erschallt unaufhörlich in unseren Ohren dein trauriger, von Tal zu Tal, von Meer zu Meer sich verbreitender einförmiger Gesang? Was liegt in diesen Melodien, das ruft und schluchzt und das Herz ergreift? Welche Töne dringen wehmütig in die Seele und ziehen mein Herz in seinen Zauberkreis? Rußland! Welches unbegreifliche Band knüpft mich an dich? Warum siehst du mich an? Warum blickt alles in dir mit harrenden, sehnsüchtigen Augen auf mich?“ Diese Sehnsucht tief im Innern Hamlets wird nicht der Dolch und das Dynamit der Verschwörer erfüllen. Die Zeit muß erst die Keime reifen, die Zeit muß sich erfüllen. Dann wird auch der rechte Führer erstehen und der Himmel Rußlands wird klar und die Erde von Sonne durchwärmt sein.

Schlußwort

Und so durchwandert der Mensch die unendlichen Strecken des geschichtlichen Lebens. Er wandert durch Zeiten der Wildheit und der lichten Kultur, durch Zeiten der Ermattung und der heißen Leidenschaft. Er wandert durch Friedenszeiten und durch das Feuer der Schlacht. Und immer wieder stößt der Fuß auf seinem Wege auf die Leichen der Ermordeten, auf Leichen von Königen, die der Herrschsucht des Rivalen oder der Wut der Legionen zum Opfer fielen, auf Tote, deren Herz der Dolch des Fanatikers durchstieß. Aber der Fuß, der an all diese Toten stößt, spürt sie nur als Hemmnis auf dem Wege des geschichtlichen Fortschritts; die Fackeln, die sie zu Grabe geleitet haben, lohen düster, sie tragen nicht Licht in die Welt, sie lassen nur die Dunkelheit noch dunkler erscheinen.

Namenregister

A.

B.

J (j).

K.

L.

M.

R.

S.

Druck von Gottfr. Pätz, Naumburg a. S.